Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Julius Maltzan von

Einige gute Mecklenburgische Männer : Lebensbilder

Wismar: Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, 1882

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1701140799

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext



Einige gute

Mecklenburgische Männer

МК-13590

UB Rostock
28$ 010 154 035

Einige gute

Mecklenburgische Männer.

Lebensbilder

gesammelt

von

Julius Freiherrn von Maltzan.

Wismar,
Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto.
1882.

6

Alle Rechte vorbehalten.



1916/7. G. 2033.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Vorrede.

In meinen Zimmern umgeben mich mancherlei Bilder von Personen, deren Andenken mir werth ist: größere Gemälde und Brustbilder in Oel gemalt, kleinere in Wasserfarben, Lithographien und Photographien, leichte Handzeichnungen und Silhouetten. Nicht ihr etwaiger künstlerischer Werth bestimmte mich, sie um mich zu reihen, sondern die Dargestellten wollte ich gern recht oft zu mir sprechen lassen. Nicht minder gern lasse ich durch biographische Skizzen anregend zu mir reden und auf mich wirken. Selbst versuchte ich schon vor Jahren, einige solche Skizzen zu entwerfen. Andere sammelte ich dazu: gute Mecklenburgische Charaktere. In dem Gedanken, meine kleine Sammlung vielleicht einem weiteren Kreise durch Veröffentlichung zugänglich zu machen, ward ich von Bekannten, deren Urtheil ich vertraue, lebhaft unterstützt. Aber was ich zu bieten vermochte, war bei näherer Prüfung doch zu lückenhaft und planlos gesammelt. Ich habe nun in der Weise die Sammlung zu vervollständigen gesucht, daß ich von dem für unsere Mecklenburgische geschichtliche Entwickelung wichtigen Anfange des vorigen Jahrhunderts an eine Reihe von Lebensskizzen tüchtiger Männer vorlegen kann, die zu ihrer Zeit ehrenvoll hervorragten und deren Andenken bewahrt zu werden verdient.

Manches von dem, das ich darbiete, ist älteren oder neueren Druckschriften entnommen; Einiges stammt aus der Feder mir befreundeter Männer, denen ich hierdurch meinen herzlichen Dank für ihre schätzbaren Beiträge ausspreche; Anderes ist von mir selbst verfaßt. Die Quellen, resp. Verfasser sind bis auf Einen, der unbekannt bleiben wollte, überall genannt.

MK - 13590

Die von mir getroffene Anordnung ist eine einigermaßen, aber keine rein chronologische. Wie man Bilder im Zimmer so hängt, wie sie am besten sich präsentiren, — zu einander passen oder Gegenstücke sind, — so durfte ich auch hier ähnliche Rücksichten nicht aus den Augen setzen.

Uebrigens ist es mir mit diesen Lebensskizzen gegangen wie mit den Bildnissen an den Wänden: Format und Genre sind gar verschieden. Es ist das kein Nachtheil. Gleiche Länge und Breite und Behandlungsweise dürften eintönig wirken. Die verschiedene Weise der Autoren wirkt belebend, diese selbst etwas charakterisirend, — le style c'est l'homme.

Doch hätte ich über manche Persönlichkeiten gern mehr gebracht, als mir zu Gebote stand, z. B. über den Minister von Dittmar. Und, was ich ebenso bedaure, ist, daß es mir versagt war, auch nur die geringste Skizze von manchen Männern einzureihen, die nach der gewählten Anlage nicht fehlen sollten, — als beispielsweise von dem während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so hervortretenden Landrath von Plüskow oder von dem 1877 verstorbenen Landrath von Rieben. Aber meine bezüglichen Bemühungen waren vergebens.

Abgesehen von diesen bedauerlichen Mängeln mögen freilich nicht wenige Leser auch die von mir getroffene Auswahl sehr einseitig finden. Diese Leser bitte ich, geneigtest berücksichtigen zu wollen, daß ich entfernt nicht den Anspruch erhebe, eine Gallerie aller in dem von mir bezeichneten Zeitraum hervorragenden Mecklenburger zu eröffnen, deren es ja in der That, und Gottlob, eine große Zahl auf den verschiedensten Lebensgebieten giebt, sondern daß ich nur freundlich einladen möchte, eine bescheidene Privatsammlung in Augenschein zu nehmen, die freilich den individuellen Geschmack und auch die persönlichen Beziehungen des Sammlers nicht verleugnen kann, doch aber, wie ich glaube, Manches bietet, woran Auge und Herz eines ächten Mecklenburgers sich erfreuen. Denn zunächst für Mecklenburg sind die nachfolgenden Blätter bestimmt; — dringen sie aber darüber hinaus, so wird, was sie erzählen, unserem Lande auch nicht zur Unehre gereichen.

Doberan im August 1882.

J. v. M.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Superintendent Albrecht Joachim von Krakevitz, Verfasser des Mecklenburgischen Landeskatechismus, geb. 22. Mai 1674, gest. 2. Mai 1732 . . 1

Aus den Mecklenb. Anzeigen No 106 vom Jahre 1880.

II. Obristlieutenant Ulrich Hans von Blücher auf Rosenow, geb. 1691, gest. 19. April 1758 11

Aus Wigger: Geschichte der Familie von Blücher. Band II. Erste Abtheilung. pag. 181 u. folg. — Mit einer Einleitung von J. v. M.

III. Jobst Heinrich von Bülow auf Woserin, Klosterhauptmann zu Dobbertin, geb. 1683, gest. 12. Juni 1762 20

Von J. v. M.

IV. Henning Friedrich, der erste Graf von Bassewitz, Holstein-Gottorp'scher Geheimeraths-Präsident und Kaiserlicher Geheimerath, geb. 17. Nov. 1680, gest. 1. Jan. 1749 33

Von Einem seiner Nachkommen im vierten Grade: Graf Adolf von Bassewitz auf Prebberede c. p., Senioratsherr auf Wohrenstorf c. p.

V. Geheimerath Baron Gottfried Rudolf von Ditmar, geb. 1716, gest. 17. Januar 1795 38

Aus der Allgemeinen Deutschen Biographie. Leipzig. Verlag von Dunker & Humblot. Beitrag von Fromm in Schwerin.

VI. Geheimeraths-Präsident Stephan Werner von Dewitz auf Cölpin, geb. 20. März 1726, gest. 26. Januar 1800 40

Von Einem seiner Nachkommen, dem Premierlieutenant der Landwehr-Cavallerie Stephan Werner von Dewitz zu Roggenhagen.

VII. Geheimeraths-Präsident Otto Ulrich von Dewitz auf Miltzow, geb. 26. October 1747, gest. 24. März 1808 63

Aus dem Norddeutschen Correspondenten vom Jahre 1853. No. 211. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.

VIII. Friedrich, erster Graf von Hahn, geb. 27. Juli 1742, gest. 9. October 1805. 67

Aus den Jahrbüchern des Vereins für Mecklenb. Geschichte vom Jahre 1856. Jahrgang 21. Verf. Geheimer Archivrath Dr. Lisch.

Seite

IX. Justizrath Johann Heinrich Walther, geb. 1746, gest. 1817 90

Aus dem Norddeutschen Correspondenten. 1853. No. 217. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.

X. August Claus von Preen auf Dummerstorf, geb. 1778, gest. 1821 . . 94

Aus dem Norddeutschen Correspondenten. 1853. No. 224. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.

XI. Adolf Friedrich von Flotow auf Wildkuhl, geb. 28. Februar 1756, gest. 7. Mai 1827 97

Aus dem Norddeutschen Correspondenten. 1853. No. 210. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.

XII. Johann Christian Eschenbach, Professor zu Rostock, geb. 26. October 1747, gest. 12. August 1823 102

Freimüthiges Abendblatt. Jahrgang 1823. No. 247. Verfasser: Koppe in Goldberg.

XIII. Friedrich August von Rudloff, Regierungsrath, geb. 6. Februar 1751, gest. 14. Mai 1822 106

Freimüthiges Abendblatt. Jahrgang 1822. No. 180. Verfasser: Koppe in Goldberg.

XIV. August Georg Freiherr von Brandenstein, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Geheimeraths-Präsident und Minister, geb. 27. Mai 1755, gest. 12. April 1836 109

Nach dem Freimüthigen Abendblatte, Jahrgang 1836, und nach Familiennachrichten zusammengestellt von J. v. M.

XV. L. E. H. von Plessen, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Geheimeraths-Präsident und Minister, geb. 21. Januar 1769, gest. 25. April 1837 115

Aus No. 1008 des „Freimüthigen Abendblatts". Schwerin, den 27. April 1838. Nekrolog. Verfaßt von A. Bartsch.

XVI. G. W. L. Fr. Baron von Biel, gest. 11. Mai 1831 137

Freimüthiges Abendblatt. Jahrgang 1831. No. 675. Beilage. Von Dr. Brüssow in Schwerin.

XVII. Die vier Gebrüder von Oertzen aus dem Hause Kotelow 140

Aus dem Norddeutschen Correspondenten. Jahrgang 1853. No. 214. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.

XVIII. Zur Erinnerung an den Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzischen Staatsminister August von Oertzen, geb. 11. September 1777, gest. 3. April 1837. Weniges von Vielem 145

Verfasser: Graf Christian von Bernstorff auf Beseritz, Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzischer Kammerherr und Regierungsrath a. D.

XIX. Landrath von Oertzen auf Brunn, geb. 27. Juni 1788, gest. 15. Mai 1837. 163

Verf.: N. N.

XX. Landrath Gustav Diederich von Oertzen auf Kittendorf, geb. 24. Februar 1772, gest. 5. Juli 1838 178

1. Aus dem Freimüthigen Abendblatt No. 1032. Beilage. Jahrgang 1838. Verfasser: Dr. Brüssow in Schwerin.

2. Aus dem Norddeutschen Correspondenten. Jahrgang 1853. No. 212. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.

Seite

XXI. Landrath Adolf von Bassewitz auf Schönhoff, geb. 26. September 1774, gest. 20. Juli 1838 185

1. Norddeutscher Correspondent. Jahrgang 1853. No. 225. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.

2. Nach Familiennachrichten zusammengestellt von J. v. M.

XXII. Anton Friedrich Ludwig von Kamptz, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Generalmajor, geb. 28. September 1770, gest. 3. September 1838 194

Freimüthiges Abendblatt. Jahrgang 1840. No. 1133. „Aus der Feder eines mit den Verhältnissen des Verewigten sehr kundigen Mannes" mitgetheilt von Dr. Brüssow in Schwerin.

XXIII. Landsyndicus Dr. Drewes, geb. 31. Juli 1776, gest. 23. Januar 1843, dargestellt in Beziehung auf das Jubiläum des mecklenburgischen Landesvergleichs von 1755 201

Aus dem Norddeutschen Correspondenten. 1855. No. 12. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.

XXIV. Geheimer Medicinalrath Dr. G. A. Brückner, geb. 18. December 1789, gest. 20. März 1860 208

Ein Nekrolog von E. Boll. Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. 1860. Jahrgang 14.

XXV. Landrath Hans Diedrich von Blücher auf Sukow, geb. 6. August 1789, gest. 5. Februar 1861 223

Extrabeilage zu No. 54 des Norddeutschen Correspondenten. Jahrgang 1861. Verfasser: J. v. M.

XXVI. Landrath Ernst von Blücher auf Teschow und Kuppentin, geb. 26. April 1793, gest. 26. August 1863 234

Aus Dr. Wigger's Geschichte der Familie von Blücher. Zweiter Band. Zweite Abtheilung, pag. 173 u. folg.

XXVII. Vicelandmarschall Johann Heinrich Carl von Behr auf Hindenberg, geb. 30. März 1802, gest. 21. März 1864 252

Aus dem Norddeutschen Correspondenten vom Jahre 1864. Verfasser: J. v. M.

XXVIII. Landrath Friedrich von Maltzan auf Rothenmoor, geb. 4. August 1783, gest. 12. August 1864 261

Verfasser: J. v. M.

XXIX. Albrecht von Maltzan auf Peccatel, geb. 19. September 1813, gest. 11. October 1851 322

1. Aus dem Norddeutschen Correspondenten. Jahrgang 1851. No. 249. Verfasser: Geheimer Archivrath Dr. Lisch.

2. Seine naturhistorische Wirksamkeit geschildert von Ernst Boll. Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. 6. Heft. Jahrgang 1852.

XXX. Major von Grävenitz auf Waschow und Zühr, geb. 18. October 1792, gest. 25. December 1870 339

Rede, gehalten an seinem Sarge am Sylvestertage 1870 von Präpositus Sostmann.

Seite

XXXI. Pastor Wilhelm Flörke, geb. 1. December 1814, gest. 6. August 1874. 346

1. Beilage zu den Mecklenburgischen Anzeigen. 1874. No. 223. Von Professor Dieckhoff.

2. Nach Mittheilungen von Verwandten und Freunden des sel. Pastor Flörke. Von J. v. M.

XXXII. Claus Dethloff von Oertzen, Geheimerath und Oberhauptmann, geb. 11. April 1736, gest. 4. August 1822 356

Freimüthiges Abendblatt. 1823. No. 216. Verfasser: Dr. Brüssow in Schwerin. Durch Familiennachrichten ergänzt von J. v. M.

XXXIII. Friedrich von Oertzen, Präsident des Ober-Appellations-Gerichts, geb. 5. Juni 1771, gest. 28. Februar 1848 369

Beilage zu No. 84 des Norddeutschen Correspondenten vom Jahre 1852. Verfasser: Minister Jasper von Oertzen, Sohn des Präsidenten.

XXXIV. Landrath von Oertzen auf Woltow, geb. 11. Februar 1804, gest. 27. September 1879 378

Ein kurzer Lebensabriß, im Jahre 1880 als Manuscript gedruckt. Verf.: J. v. M.

Zu beachtende Druckfehler.

pag. 12, Zeile 12 von oben: Statt 1629 ist zu lesen 1692.
„ 22, „ 19 „ „ „ Driebug zu lesen Dricberg.
„ 60, „ 3 „ unten: „ quique zu lesen cuique.
„ 141, letzte Zeile: Statt Klokow zu lesen Klotelow.
„ 209, Zeile 9 von unten: Statt Kreuze zu lesen Kruge.
„ VIII. An Stelle der sub XXXII. im Inhaltsverzeichnisse aufgeführten, aber zurückgelegten Lebensskizze hat Herr Geheime Legationsrath von Oertzen auf Leppin diejenige geliefert, welche sich pag. 356 überschrieben findet.

I.

Superintendent Albrecht Joachim von Krakevitz,

Verfasser des Mecklenb. Landeskatechismus,

geb. 22. Mai 1674, gest. 2. Mai 1732.

(Aus den Mecklenburgischen Anzeigen No. 106 vom Jahre 1880.)

Die Angriffe, welche neuerlich wieder auf den Landeskatechismus gerichtet werden, lenken Vieler Augen auf dies Buch, das seit mehr als 150 Jahren mit großem Segen zur Unterweisung der Unmündigen gedient hat. Angriff aber wie Vertheidigung schweben in der Luft, wo sie nicht geschichtlich gegründet sind. Nur aus seiner Zeit und aus seiner Entstehung kann das Buch gerecht beurtheilt werden. Im Jahre 1717 ist der Katechismus eingeführt, also gerade in einer Zeit, welche den allerwenigsten unter den Gebildeten näher vertraut ist. Wie von der gelehrten Geschichtsschreibung, so ist in natürlicher Folge vom Jugendunterricht und dem allgemeinen Interesse jene Zeit der Wiederherstellung unserer Cultur nach der Sintfluth des 30jährigen Krieges sehr stiefmütterlich behandelt. Zwischen dem westphälischen Frieden und der Zeit Friedrichs des Großen pflegen wir uns höchstens um die Mark Brandenburg und Carl XII. zu bekümmern, im Uebrigen gähnt da ein finsterer Abgrund. Ihn hinsichtlich unseres Katechismus in etwas auszufüllen, möchten diese Zeilen beitragen, indem sie das Wichtigste aus dem Leben seines Verfassers weiteren Kreisen mittheilen. Dasselbe hat eine sehr lesenswerthe, überaus reichhaltige actenmäßige Darstellung gefunden von C. E. F. Dalmer, Lic. theol., Pastor zu Rakow (Sammlung etlicher Nachrichten aus der Zeit

und dem Leben des A. J. v. K. Stralsund, 1862. C. Hingst. 318 S. 4,50 M.) Ihm werden wir in unseren Mittheilungen folgen.

Zu Gevezin bei Neubrandenburg wurde Albrecht Joachim von Krakevitz am 22. Mai 1674 als ältester Sohn des Gutsherrn und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. von Engel, geboren. Die Krakevitze sind (oder waren?)*) ein altadliges pommersches Geschlecht. Bereits im Jahre 1302 wird Johannes Krakevitz als Waffenträger Witzlaf's, Fürsten zu Rügen, erwähnt. Wir finden sie anfänglich als Gutsbesitzer und Pächter, dann vorzugsweise in schwedischen, aber auch in mecklenburgischen, dänischen und französischen Kriegsdiensten. Häufig sind Verschwägerungen mit der Geistlichkeit und bereits vor Albrecht Joachim gehörten zwei Krakevitze dem geistlichen Stande an, nämlich sein Urgroßvater Bartold, Dr. und Prof. der Theol., Generalsuperintendent in Pommern und Rügen, † 1642, und dessen im selben Jahre verstorbener Sohn Joachim, Prof. und Pastor zu Sorö in Dänemark. Auch im Herrenhause zu Gevezin herrschte ein ernst christlicher Geist. Schon vor seiner Geburt war Albrecht Joachim dem Dienste Gottes geweiht worden. Seine Vorbildung erhielt der begabte und äußerst strebsame Knabe bereits vom 6. Lebensjahre an in Friedland, Rostock und Colberg. Obwohl er an letzterem Orte nur 1 Jahr verweilte, scheint sein dortiger Lehrer, der berühmte Dogmatiker David Hollaz, † 1709, einen bestimmenden Einfluß auf ihn gewonnen zu haben. Mit der „Liebe eines Sohnes" hing der Knabe an ihm und ist sein Leben lang ihm dankbar geblieben. Hollaz' Richtung in der Theologie wurde bestimmend für ihn.**) Der altlutherischen Theologie erstand in jenen Tagen ein gefährlicher und starker Feind. Während sie, im Vertrauen auf die unsichtbare aber gewisse Wirkung des göttlichen Worts, alle ihre Geistes- und Willenskraft auf die Reinerhaltung dieses Worts, der selig machenden Lehre verwandte, während sie gewiß war, daß nur der „Glaube allein" selig macht, rechter Glaube aber auch rechtes Leben hervorbringt und auch dem besten Leben keinen Werth beimaß, wenn es nicht aus dem echten Glaubensgrund hervorwuchs, — erhoben die „Pietisten" das Feldgeschrei „thätiges Christenthum". Neue Mittel, neue Formen, neue Schlagwörter

*) Anm. d. Red. d. Meckl. Anz. Das Geschlecht blüht noch und hat, so viel uns bekannt, Besitzungen auf der Südküste der Insel Rügen.

**) Anm. d. Red. d. Meckl. Anz. Als ein Beweis dafür, daß auch Hollaz seinerseits v. Kr. hoch in Ehren hielt, mag angeführt werden, daß er Letzterem unsers Wissens auch seine Dogmatik widmete.

kamen auf, und der Zustand der Gemeinden, welche nach dem 30jährigen Kriege vielfach wohl äußerlich disciplinirt, aber innerlich kalt und hart geblieben waren, schien es nahe zu legen, einmal ganz anders zu verfahren. Wie nun aber die Pietisten oberflächlich, gewaltsam und willkürlich das Kind mit dem Bade ausschütteten und bei lobenswerthem Ernst für christliches Leben einen bedenklichen Leichtsinn gegen die göttliche Lehre zeigten, so mißverstanden viele und gerade die lautesten unter den Orthodoxen ihre Gegner, suchten Irrlehren in jedem ungewöhnlichen Ausdruck und versteiften sich gegen die Anerkennung thatsächlicher Schäden und der Nothwendigkeit ihrer Abhülfe. Hollaz dagegen gehörte zu jenen trefflichen Männern, die mit der ganzen tapferen Gewissenhaftigkeit schriftmäßiger Orthodoxie eine milde, innige Frömmigkeit verbanden und, ohne die Fündlein und Manieren des Pietismus anzunehmen, sich durch diese gewaltig anwachsende Bewegung auf das vorhandene Bedürfniß der Gemeinden nach Vertiefung und Ausbildung des frommen Lebens aufmerksam machen ließen.

Derselben Richtung gehörten die berühmten Lehrer der Rostocker Hochschule an, welche Krakevitz in seinem 17. Jahre bezog, nachdem er vorher seine erste Predigt (!) gehalten hatte, die einzige, welche seine gottselige Mutter von ihrem Samuel hören durfte. J. Fecht vor Allen († 1716), ein entschiedener Bekämpfer aller Auswüchse des Pietismus, trat in das innigste Verhältniß zu dem jungen Studenten und seinem Einfluß ist es wohl vornämlich zu danken, wenn dieser, trotz seines viel geschmähten „Moderations- und Conciliations-Geistes", auch im Geringsten nicht von der reinen Lehre gewichen ist. Im zweiten Semester disputirte er öffentlich über den „Adel des theol. Studiums" wie einst sein Urgroßvater über die Frage disputirt hatte: ob ein Edelmann ohne Beeinträchtigung seines Standes Theologie studiren könne? Die Bejahung dieser Frage scheint jedoch auch damals nicht eben häufig gewesen zu sein, denn von einer späteren Disputation unter Krakevitz' Vorsitz wird als etwas Seltenes angemerkt, daß sämmtliche Theilnehmer Edelleute gewesen sein, nämlich außer dem Präses auch der „Respondent" (v. Platen) und „Opponent" (v. Cramm), welche „in uno actu publico bewiesen, daß aus adligen Geschlechtern Entsprossene der Theologie sich nicht schämen". Nach $3\frac{1}{2}$ Jahren (1693) wandte sich Kr. zunächst nach Kopenhagen, wo er durch seine Herkunft bei Hofe Zutritt erlangte und in Predigten und Disputationen viel Beifall fand. Nachdem er dann noch mehrere Höfe und Universitäten, orthodoxe

sowohl als pietistische besucht hatte, wurde er in Rostock in der philosophischen Facultät als Professor der Katechese und der orientalischen Sprachen angestellt (1699) und vermählte sich mit dem Frl. Dorothea Margaretha von Voß aus Givitz.

Die Auffassung, die Kr. von seinem Amt zeigt, ist charakteristisch für ihn. Nicht nur daß er als Dr. theol. sich verpflichtet hält, an seinem Theil den auftauchenden Irrthümern entgegenzutreten, und daß er seine pflichtmäßigen Collegia liest: der gelehrte Schriftsteller und hofgewandte Mann verleugnet keinen Augenblick den Seelsorger; alsbald sucht er auf die Studenten überhaupt in religiöser und moralischer Hinsicht zu wirken. Ohne den Schein pietistischen Conventikelwesens zu scheuen, lud er durch Anschlag am schwarzen Brett die Commilitonen zu deutschen Vorlesungen über den lutherischen Katechismus ein, — für einen blutjungen Professor, der auf Rechtgläubigkeit gab, in jenen Tagen kein kleines Wagestück. Aus diesen Vorlesungen ist unser Landeskatechismus erwachsen. Noch mehr Anlaß gab er seinen Verläumdern durch eine Schrift gegen den wüsten Freigeist und Tumultuanten Dippel, in welcher er ein einigermaßen abenteuerliches Unionsproject zur Vereinigung der luth. und reformirten Kirche und der besseren Secten entwickelte. Ein Project, höchst unähnlich jedoch dem der modernen Unionen, in denen Ja und Nein zugleich gelten, und die wichtigsten Punkte unentschieden bleiben sollen. In der Lehre wollte er nichts nachlassen, aber er schlug allerlei Verhandlungsmethoden vor, die weiter keinen Werth hatten, als sein friedliebendes Gemüth zu offenbaren und ihm viele Feinde zu machen. Doch vermochten diese ihm nicht zu schaden. Obwohl er gesagt hatte, daß die Reformirten mit uns zugleich aus Babel ausgezogen seien, wurde er doch von Herzog Friedrich Wilhelm 1708 zum außerordentlichen Professor in der theol. Facultät ernannt. Diese setzte in seine Orthodoxie nicht den leisesten Zweifel. Er fuhr fort, das Heil der Kirche auf dem Herzen zu tragen. Er wünschte, daß Anstalt getroffen werde, „damit die einfältige Jugend, die sowohl bei Schafen als auch Rindvieh und Schweinen bestellten Hirten (d. i. Hütekinder!), welche sonst wegen des Hütens aus der Kirche bleiben müssen, des nöthigen Unterrichts theilhaftig werden mögen". Im folgenden Jahr erschien seine bedeutende und heut noch beherzigenswerthe Schrift gegen die einreißende Privatcommunion, d. h. die Unsitte, die Abendmahlsfeier vom öffentlichen Hauptgottesdienst zu trennen und sich damit in Wochenversammlungen oder gar ins Haus zurückzuziehen. Mit dem größten

Ernste wendet sich Kr. gegen die falschen Vorwände, unter welchen der Mißbrauch einriß, straft Geistliche und Laien darob und deckt den unerträglichen Widerspruch zwischen dem Wesen des Altarsacraments und dieser Feier auf. „Wo du nicht nachlässest, ruft er aus, so wisse, daß du des Todes sterben mußt und alles, was mit dir privatim communicirt." Daß er von einem Unterschied von Stadt und Land in diesem Punkt nichts wissen will, ist selbstverständlich, aber der Erwähnung nicht unwerth: es war damals ebenso wie heute!

Obwohl groß und stattlich war Kr. von schwacher Gesundheit. Freilich pflegten die Gelehrten jener Zeit ihren Leib schlecht. Kr. arbeitete von früh 4 Uhr bis Abends 10, oft kaum zu den Mahlzeiten sich losreißend. Er wurde aber auch bereits i. J. 1709 von einer gefährlichen Brustkrankheit aufs Lager geworfen, und das Predigen strengte ihn so an, daß er aus diesem Grunde die Parchimsche Superintendentur ausschlug. Seine im edelsten Sinne bischöfliche Persönlichkeit zog jedoch immer wieder die Augen der Behörden auf sich. Selbst in der Polemik verleugnete sich nie seine milde, liebenswürdige, durch und durch anständige Art. Auch Untergebenen gegenüber war er bescheiden und blieb freundlich, selbst wo sie den Respect außer Acht ließen; hatte er Unrecht, so gestand er es offen ein dem Geringsten gegenüber, nie sah man ihn leidenschaftlich. Seine Herkunft erleichterte ihm den Verkehr mit den Mächtigen, aber er blieb stets seines Amtes und seiner Verantwortung eingedenk. Einen „stillen Theologen" nennt ihn seine Leichenrede; als solcher hat er sich bewiesen auch im Lärm der Waffen. Er gehörte zu den Menschen, denen man es abfühlt, daß sie den Frieden haben, der nicht von dieser Welt ist; er war einer von den „Rittern des Glaubens", die „in jedem Augenblick die Bewegung der Unendlichkeit machen".

Das Jahr 1713 brachte Kr. die Ernennung zum ordentlichen Professor, Consistorialrath und Superintendenten des mecklenburgischen Kreises.

Jene sangesfrohe Zeit konnte kein irgend wichtigeres Ereigniß ohne Dutzende von Festgedichten vorübergehen lassen. Diese meist zu Druck beförderten, für uns gewöhnlich ungenießbaren Producte befreundeter oder hungriger oder dankbarer Dichter sind doch nicht ohne Werth, ihnen verdanken wir einen wesentlichen Theil unserer Personalkenntniß des vorigen Jahrhunderts. So führten bei Kr.'s Beförderung die in Rostock studirenden Curländer ein „Olympisches Götterspiel" auf, dessen Namensverzeichniß hier Platz finden mag:

Jupiter bedeutet Ihro Durchlaucht der Reg. Herzog von Mecklenburg,
Apollo die hiesige Universität,
Chor der Götter sämmtliche Collegia derselben,
Ceres der mecklenburgische District,
Priester der Ceres die Priester (d. h. die Pastoren!) aus diesem District,
Pallas die Universität Greifswald,
Themis das hiesige Consistorium,
Chor der Musen die allhier studirenden Curländer.

Auch folgendes Duett noch, das sich auf einen abgelehnten Ruf nach Greifswald bezieht:

Apollo und Pallas:

Pallas: Nach dem Mann hab' ich geschauet.
Apollo: Er ist mir schon anvertrauet.
Pallas: Diesen Mann hab' ich begehrt.
Apollo: Krakevitz ist mir beschert.
Zusammen: Ich leb' jetzund { mißvergnüget / recht vergnüget
Weil mein Unglück es / Weil mein Glück es selbst } so füget.
Pallas: Meine Hoffnung ist gefällt.
Apollo: Mein Vergnügen festgestellt.

Einen wiederholten Ruf nach Greifswald als General-Superintendent von Pommern und Rügen nahm Kr. zwar i. J. 1715 an, aber unser Vaterland verlor ihn erst 1721, weil bis dahin die Kriegsläufte ihm nicht gestatteten, sein neues Amt anzutreten. Erst als nach Vertreibung der Dänen die schwedische Herrschaft in Neuvorpommern wieder hergestellt war, konnte er übersiedeln. Inzwischen verwaltete er seine mecklenburgischen Aemter mit der größten Gewissenhaftigkeit und reichem Segen. An alle den Wirren unter Carl Leopold blieb er unbetheiligt, hatte sich aber dennoch der besonderen Gnade des kirchenfreundlichen Landesherrn zu erfreuen, der freilich wohl nie erfahren hat, wie sein Superintendent die Pastoren zu passivem Widerstand anwies, wenn Jemand Steuern von ihnen erheben wolle. Denn mit großer Rührigkeit und Consequenz verfocht Krakevitz hier wie später in Pommern die Immunität der Geistlichen. Er beanspruchte dieselbe keineswegs als göttliches Recht, sondern ganz nüchtern als Theil der vocationsmäßigen Besoldung, der ihnen nicht ohne

Entschädigung entzogen werden dürfe. Seine Nachfolger haben diesen Grundsatz nicht mit gleichem Erfolg verfochten.

Mit dem Katechismusunterricht war es dazumal schlecht bestellt, sonderlich auf dem Lande, indem derselbe „entweder mitall unterlassen oder auch so ungeschickt tractiret werde, daß es eine Schande ist". Hier bedurfte es einer kräftigen Anregung, auch machten sich die üblen Folgen der schrankenlosen Katechismus-Freiheit und -Vielheit sehr fühlbar. So wurde auf Befehl Carl Leopolds der Landeskatechismus von Kr. verfaßt, von den Superintendenten in Schwerin begutachtet und in gemeinsamem Namen zur Zeit des glänzend gefeierten 200jährigen Reformationsfestes herausgegeben. Das Bedürfniß war ein so dringendes, daß bereits im Frühling darauf ein allgemeiner Gebrauch des neuen Buches constatirt werden konnte. Mehr Widerspruch fand Kr.'s späterer pommerscher Katechismus, hauptsächlich aber wegen des Preises; er kostete nämlich acht Schillinge, wogegen dafür gesorgt war, daß der mecklenburgische Landeskatechismus für vier Schillinge, ja den Armen umsonst zu haben war. Dagegen ist, so viel wir haben finden können, damals wegen der Lehre nicht der geringste Einwand erhoben worden. (Seine Auffassung des 3. Gebots war damals die gebräuchliche.) Es ist demgegenüber geradezu empörend, in einer kürzlich erschienenen Schrift lesen zu müssen: der Landeskatechismus leugne die Erbschuld und hebe damit das ganze Christenthum aus den Angeln, und so leicht hingeworfenen rhetorischen Fragen zu begegnen, wie: „es soll hier doch nicht etwa der h. Geist neben das Wort Gottes gestellt werden?" Ist es in der That Zeit, daß wir anfangen, Ketzereien zu finden, wo selbst ein Fecht, Burgmann, Schelwig, Neumeister keine zu entdecken vermochten!? Wenn nicht historische Kenntniß, so sollte wenigstens Pietät gegen ein so lang bewährtes Lehrbuch dergleichen Angriffe verbieten. Aber auch diese neuen Ketzermacher werden auf Kr. nicht bringen, was der berüchtigte „pommersche Jeremias" nicht auf ihn brachte. Jeremias Papke war Professor der Mathematik zu Greifswald. Aber er kümmerte sich herzlich wenig um seinen Lehrstuhl und um seine Wissenschaft. Er beschäftigte sich lediglich mit theologischer Polemik, speciell mit Entdeckung und Denunciation von Pietisten. Im Jahre 1721 war Kr. nach Greifswald übergesiedelt, nicht ohne peinliche Unterhandlungen mit Carl Leopold, bei dem nach Manchen der Rath Wolffradt aus diesem Anlaß in Ungnade gefallen wäre. Kaum war er als Generalsuperintendent eingeführt, so denuncirte Papke den Pastor Gebhardi, dann auch Prof.

Rusmeyer und P. Balthasar, endlich Krakevitz und das ganze akademische Concilium bei dem Consistorio des Königreichs Schweden zu Stockholm wegen Pietismus: — höchst unerquickliche, langwierige, inhaltlose Streitigkeiten, die mit völliger Rechtfertigung Kr.'s schließen mußten und in denen der „pommersche Jeremias" vielfacher Unredlichkeit und Böswilligkeit überwiesen wurde. Nichtsdestoweniger ließ er nicht ab, in hämischer Weise den Generalsuperintendenten zu verfolgen, der seinerseits einmal drei Jahre lang nicht ein Wort mit seinem Simei sprach, damit er es ihm nicht im Munde verdrehen könne.

Kr's. Amt in Pommern und Rügen war arbeitsreich und verantwortungsvoll. Er hatte Nebenämter als Procancellarius, Prof. primarius Präsident des Consistoriums, Superint. urbanus, Pastor zu St. Nicolai und Plebanus zu Gützkow. Die Berufung ins Consistorium gab ihm Anlaß zu der Rectoratsrede bei seinem Abgang von der Rostocker Universität. Er sprach über die Frage: „ob ein Geistlicher wohl könne Präses im Consistorio sein, wovon er affirmativam defendirte." Heutzutage weiß man das besser! — Sein bischöfliches Amt verwaltete er mit der von Rostock her bekannten Treue und Sorgfalt, die viel dazu beigetragen hat, dem beklagenswerthen Zustand Pommerns abzuhelfen. Der nordische Krieg hatte das arme Land schrecklich mitgenommen. Einquartirung und Plünderung, Hunger, Pest und Seuchen aller Art hatten die Einwohner aufs Aeußerste gebracht. Die Berichte, welche Dalmer aus den kirchlichen Acten giebt, sind wahrhaft haarsträubend. Regierung und Stände dachten, sich und den Ihren dadurch zu helfen, daß das „Meßkorn" der Prediger für ein Jahr auf die Hälfte herabgesetzt wurde, was natürlich dem Lande wenig helfen, dem „Clerus" nur empfindlich wehe thun konnte. Kr. vertrat hier wie späterhin die Rechte und Immunität seiner Schutzbefohlenen mit aller Energie „pro posse et nosse". Ja in seinem letzten Lebensjahr reiste er zu ihrer Vertheidigung nach Schweden zu Hofe. Er setzte es durch, daß nur solche Kinder confirmirt werden dürften, die „ganz perfect im Lesen" seien und „ihren Katechismum mit der Auslegung wohl inne haben, so daß sie nicht nur die Worte hersagen, sondern auch marquiren, daß sie selbige verstehen"; drang auf Anmeldung vor der Communion, auf Katechismus-Predigten und Katechisationen u. s. w. Daß das zweite Examen (wie heutzutage überall) vor der Berufung zu einer Stelle abgelegt wurde, vermochte er nicht zu erreichen. Dagegen gab er dem Lande, wie erwähnt, einen neuen Katechismus und ein neues treffliches Gesangbuch. Die Her-

stellung eines zerrütteten Gemeinwesens, in welchem stets auch der Wille schlaff, wo nicht feindlich ist, ist undurchführbar ohne einen gewissen Zwang, eine Art von Gesetzlichkeit, ein wenig Polizeiwesen. Auch davon ist Kr. nicht völlig frei. In seinem Unionsproject (s. oben) fand man auch den Vorschlag, diejenigen durch Verbannung zu bestrafen, die etwa den Katechismum zu lernen sich nicht verstehen wollten. Aber dieser Zug steht vereinzelt. So fest er war gegen die Gewaltigen, so linde war er sonst gegen die Kleinen, Blöden, selbst gegen die Boshaftigen, so lange als irgend möglich. Nicht daß er sich zu tadeln, zu strafen scheute. Er wußte den Geistlichen ihre heilige Pflicht auf das eindringlichste vorzustellen, nicht stürmisch, nicht hart und drohend, sondern herzlich, tiefernst, stets sich selbst mit den Büßenden beugend, ohne je etwas nachzulassen von der vollen hohen Forderung der apostolischen Kirchenordnung.

Sein Leib vermochte die Anstrengung nicht auf die Dauer zu ertragen. Er erlag dem alten Lungenleiden. Nach mehrwöchentlichem Krankenlager machte ein Blutsturz seinem reichgesegneten Leben ein Ende am 2. Mai 1732. Im 58. Lebensjahre, 11 Jahre nach Antritt der Generalsuperintendentur, hatte er seine Kraft erschöpft. Sein Ende war, wie seine ganze Krankheit, allen Zeugen eine große Stärkung ihres Glaubens: „Ich bin nun schon über 30 Jahre alle Tage gestorben," sagte er, „und werde nicht sterben wenn ich sterbe!" Seine Gegner freilich schlossen aus seinem langsamen Sterben mit gleicher Sicherheit auf Gottes Zorn wie aus Gebhardi's, seines Vorgängers, jähem Tode: er habe in seinem Blut ersticken müssen! Ganz Pommerland aber trauerte um den „stillen Theologen", der „siegreich durch Wort und That, Leben, Leiden und Sterben bewährt hat, daß die Kirche der reinen Lehre keiner besonderen, durch menschliche Klugheit ersonnenen Mittel bedürfe, um zu bestehen, wenn nur die ordentlichen Mittel, Gottes Wort, Gebet und Sacrament wohl auf dem Plane wären." — „Er hat zuletzt einen friedlichen, priesterlichen, gesegneten Abschied genommen ohne Bitterkeit, wie sehr seine Feinde ihm auch zugesetzt, und wie sehr auch die ihn manchmal verkannt haben, die seine Freunde hätten sein sollen."

Die herzliche Trauer that sich in einer uns fremdartigen Weise kund. Nach einer langen Leichenrede (gedruckt vier Bogen) im Hause folgte eine Predigt in der Nicolaikirche — gedruckt acht Bogen! — und Verlesung eines Lebenslaufs von fünf Druckbogen! Unter fünf Stunden kann die

Leichenfeierlichkeit nicht beendet gewesen sein. Carmina in großer Zahl wurden dem Hingeschiedenen gewidmet. Der Rector zu Anclam singt u. a.:

Ich selbst bekomme Lust mit Dir ins Grab zu fliegen:
Die Erde quält mich nur, die Basilisken heckt.
Ich kann mit Fug und Recht im Tode bei Dir liegen,
Da uns ein Oberbett im Leben zugedeckt,

und bemerkt gewissenhaft dazu, daß dies zuweilen der Fall gewesen, als er die Ehre gehabt, des Herrn General-Superintendenten Bibliothekarius zu sein. Die Studiosi flehen:

Gott, laß auf des Pindus Spitzen
Ferner solche Lehrer sitzen!

Uns aus dem Herzen aber haben die „Studenten von Adel" gesprochen in den Schlußzeilen ihres carminis:

Es wird die Nachwelt Dich mit tiefer Ehrfurcht nennen.
Dein Pommerland erstaunt und sieht mit Trauern an,
Daß kaum ein saeculum zeugt solchen Edelmann.

II.

Obristlieutenant Ulrich Hans von Blücher auf Rosenow,

geb. 1691, gest. 19. April 1758.

(Nach Wigger: Geschichte der Familie von Blücher. Band II. Erste Abtheil. pag. 181 folg. — Mit einer Einleitung von J. v. M.)

Um die Wende der Jahrhunderte pflegen neue Ideen sich geltend zu machen. Ende des siebzehnten und Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts ist es die Idee der absoluten fürstlichen Ungebundenheit den Unterthanen gegenüber, welche Platz greift. Die Regenten kämpfen in dieser Hinsicht meist mit Erfolg. Viele erstreben auch Kriegsruhm und größere Machtstellung nach außen; Alle aber größere Macht im eigenen Lande. Die ständische Gliederung des Volks und dessen darauf ruhenden Rechte und Freiheiten werden dadurch vielfach erschüttert, oft vernichtet. Im Besitze größerer persönlicher Macht, wie schon im Kampfe um dieselbe, tritt schärfer der Charakter der Herrscher hervor. Die Einen umgeben sich mit Pomp und fröhnen dann meistens dem Wohlleben, — die Andern lieben mannhaftes Wesen, soldatische Strenge. Erstere Richtung verbreitete sich von Paris aus auch an manche Deutsche Höfe. So an den Hof August des Starken und vieler kleinerer Fürsten. Auch der erste König von Preußen suchte durch Prunk und französische Etiquette den Glanz seiner neuen Krone zu erhöhen. Ganz anders gerichtet waren Carl XII. von Schweden, Czar Peter I., der zweite Preußische König und Andere.

Auch unter den Mecklenburgischen Herzogen jener Zeit finden diese

verschiedenen Richtungen ihre Vertreter. Christian Ludwig I. repräsentirt vorzugsweise die eine, Carl Leopold die andere. Aber keineswegs ward jenes Machtstreben in Mecklenburg, wie sonst fast überall, grundstürzend für die Landesrechte. Der Kampf zwischen den absolutistischen Tendenzen jener Periode und den bestehenden Rechten stellt sich hier als ein vieractiges Drama dar, nach den vier auf einander folgenden Herzogen, unter denen dieser Kampf sich endlich bis zum friedlichen Schlusse abspielte.

Christian Ludwig I. huldigte französischer Sitte und lebte kostbar und der Heimath sich entfremdend gern im Auslande. Die Rechte der Landstände waren ihm lästige Fesseln: — gegenseitige Mißstimmung die Folge davon. Das war der erste Act des Dramas. Der Herzog starb kinderlos, 1629, hatte aber drei reichbegabte, hoffnungsvolle Neffen: Friedrich Wilhelm, gescheut, schön, von gewinnender Liebenswürdigkeit; Carl Leopold, eine heldenartige Erscheinung, voll Thatendrang; Christian Ludwig II., milde, bedächtig, billig denkend. Einer nach dem Andern kamen diese Brüder zur Regierung.

Friedrich Wilhelm trat zwar nicht in die Fußtapfen seines Oheims und Vorgängers, aber die Vorstellung, daß ein Regent sich keine Neigung zu versagen brauche, hatte schon früh seinen lebensfrohen Sinn umschmeichelt. Solche Lebensrichtung liebt keine Einschränkung nach den vorhandenen Mitteln. Nun lasteten aber die Einquartirung und die Truppendurchzüge, welche der nordische Krieg verursachte, schwer auf Mecklenburg. Um so schwerer waren die Geldforderungen des Herzogs zu erschwingen und die Stände kargten mit ihren Bewilligungen. So verschärften sich nun die schon vor dem Regierungsantritte des Herzogs erwachsenen Differenzen mit den Ständen. Das war der zweite Act.

Der dritte, zu den schlimmsten Verwickelungen führend, begann 1713 mit der Thronbesteigung Carl Leopolds. Ein unverkennbar edler religiöser Zug seines Herzens war nicht stark genug, ihn vor gefährlichen Herrschgelüsten zu bewahren, — um so weniger, als die Unnachgiebigkeit der Stände ihm unberechtigt erschien und ihn reizte. Er hatte in jüngeren Jahren mit dem Schwedischen Heldenkönige Carl XII. zu Felde gelegen. Dessen schrankenlos hochfliegendes Streben bei äußerst mannhafter Schlichtheit war ihm sympathisch, mustergültig. Er liebte es sogar, sich wie jener zu kleiden. Im hart entbrennenden Conflicte mit den Ständen seines Landes unterlag er endlich: seine Machtsphäre genügte nicht, die gegnerische Einmischung der deutschen Reichsgenossen zu hindern und den Kampf siegreich durchzuführen. Carl Leopold starb 1747.

Und nun folgte der letzte Act, der einer friedlichen Lösung des verschlungenen Knotens streitigen Rechts, der Act der Aussöhnung unter der Regierung des jüngsten Bruders, des Herzogs Christian Ludwig. Schon natürlich wohlwollend, hatte er aus dem unter seinen Vorgängern Erlebten Erfahrung gesammelt, Regentenweisheit geschöpft. —

Zeiten großer Gegensätze erzeugen Männer von ausgeprägtem Wesen. Wir finden solche auf dem großen Welttheater, auch auf den Localbühnen der Specialgeschichte. Mecklenburg in seiner inneren Entwickelung während der oben bezeichneten Periode ist reich daran. Ein Beispiel bietet das Leben des Obristlieutenant Ulrich Hans von Blücher. Ein Charakter ehrenwerthester Art, würdig, vor Vergessenheit bewahrt zu bleiben. Verwandt und befreundet mit einem großen Theile der Ritterschaft, die mit dem Herzoge Carl Leopold in erbittertem Rechtsstreite lag, bewahrte er diesem seinem oft wunderlichen Herrn, dem er sich in Dienst gestellt, auch in dessen Unglück und in eigner schwerer Bedrängniß, eine so unwandelbare Treue und Hingebung, zeigte er ein solches Ausharren bei seinen Pflichten, wie dieses charakterfester und edler selten gefunden wird.

Ulrich Hans von Blücher, ein Sohn des Lieutenant Siegfried Ulrich von Blücher aus dem Hause Gr. Renzow, war i. J. 1691, — vielleicht 1692, — zu Kirch Mulsow geboren. In Jahre 1715 hatte Herzog Carl Leopold ein Dragoner-Bataillon unter von Lilliestreng und ein Dragoner-Regiment unter Oberst von Vietinghoff errichtet. In das letztere trat Ulrich Hans von Blücher ein und rückte schon nach etwa vier Jahren zum Rittmeister auf. Es war ein unerquicklicher Dienst, welchen die Mecklenburgischen Truppen 1718 auszuführen hatten; sie lagen als Executionsmannschaften auf den Gütern des Adels, welche unter herzogliche Verwaltung genommen waren, weil die Besitzer sich nicht durch eidlichen Revers von dem Engern Ausschusse lossagen wollten und lieber landflüchtig wurden. Indessen stieß der Herzog durch solches Verfahren seine Freunde unter den Reichsfürsten zurück und brachte es dahin, daß Hannoveraner und Braunschweiger unter dem General von Bülow als kaiserliche Executionstruppen im Februar 1719 in Mecklenburg einrückten. Wohl standen dem Herzoge mehr denn 8000 Mann zur Verfügung, und deren Befehlshaber war der damalige Mecklenburgische General-Major und spätere Preußische Feldmarschall Carl Christoph von Schwerin; doch scheute Carl Leopold einen Zusammenstoß mit den Executionstruppen und ertheilte seinem General-Major den Befehl, aus seiner Stellung bei Wittenburg auf Rostock zurück-

zugehen. Schwerin gehorchte, fand aber am 5. März bei Walsmühlen seine Rückzugslinie durch Hannoversches Fußvolk verlegt. Da kam es nun doch in der folgenden Nacht zu einem scharfen Treffen. Die Mecklenburgischen Truppen bewiesen ihre Kriegstüchtigkeit, sie warfen die Feinde glänzend zurück und setzten ihren Marsch auf die Festung Schwerin fort. Hernach aber, da der Herzog dem Kaiser nicht ferner zu widerstehn wagte, mußten sich die Sieger von Walsmühlen weiter über Sternberg, Bützow, Güstrow, Rostock und Lage nach Malchin an die Ostgrenze Mecklenburgs zurückziehn und den Executionstruppen das Land überlassen. General von Schwerin verabschiedete sich und ging nach Preußen.

Die Verlegenheit in des Herzogs Rath war groß; er konnte sich nicht entschließen, seine ganze Heeresmacht zu entlassen, und in Mecklenburg war ihres Bleibens nicht. Der Czar Peter, dessen Nichte dem Herzoge vermählt war, ließ freilich das Anerbieten machen, außer den beiden russischen Regimentern, welche er in Carl Leopolds Dienst gegeben hatte, auch zugleich die sechs deutschen Regimenter des Herzogs einstweilen zu übernehmen und zu verpflegen; aber ob sie den Marsch nach Rußland würden durchführen können, ob sie aus Rußland zurückberufen würden, erschien vielen Offizieren recht zweifelhaft. Indeß, so schwer ihnen der Entschluß ward, ihre Verhältnisse ließen ihnen meistens keine Wahl. Viele, unter ihnen Hans Ulrich von Blücher, waren dem Herzog aufrichtig ergeben und hätten es für einen Treubruch angesehen, ihn jetzt im Stiche zu lassen; andere trugen eine hohe Begeisterung für den Kriegsherrn zur Schau und gaben sich immer noch der Hoffnung hin, es werde demselben endlich gelingen, den Sturm zu beschwören, und er dann seine deutschen Regimenter zurückrufen. Als der König von Preußen unter der Bedingung, sich die 120 längsten Leute aus den deutschen Truppen vorher auswählen zu dürfen, den Durchmarsch durch sein Land bewilligt hatte, brach man in der Hoffnung, daß auch die Polnische Majestät eben so gefällig sein würde, zu Anfang des Aprilmonats 1719 wirklich nach Rußland auf.

Der Rittmeister von Blücher hatte gedacht, sich in Mecklenburg ein häusliches Glück zu gründen, er hatte sich 1718 verheirathet mit Mathilde Stier. Diese hatte ihm im Januar 1719 einen Sohn geboren, war aber im Wochenbette gestorben. Er wußte sein Söhnlein unter der Obhut seiner Mutter; Familienpflichten hätten ihn auch nicht vermocht, seine Dienstpflicht zu verabsäumen. So trat er also mit festem Sinn den Marsch an, der Allen eine sehr unsichere Zukunft eröffnete.

Mit wenig Geld und viel Beschwerden rückte man zu Anfang April 1719 aus Mecklenburg aus. Es zeigte sich bald, wie wenig die Manns-zucht des Corps für ein solches Unternehmen genügte. Namentlich die Bivouacs kamen den Truppen, die gewohnt waren, sich auf den Gütern der Ritterschaft behaglich einzurichten, hart an. Schon bei Demmin begann das Desertiren, und bei Pasewalk entschlüpfte bereits der Oberst Krapff, der doch von allen Offizieren am lautesten seine Treue versichert hatte; und zwar nicht allein, sondern mit zahlreicher Mannschaft, mit Offizieren, denen er ihren Abschied gab, und mit großer Bagage. Dies böse Beispiel fand bald viel Nachahmung; die deutschen Truppen zählten, als sie zu Schwerin in Polen anlangten, — mit Einschluß der Offiziere, — in den drei Reiterregimentern nur noch 741 Mann mit etwa 840 Pferden, in den drei stärkeren Infanterie-Regimentern aber nur noch 950 Mann.

Von nun an wuchsen die Beschwerden des Marsches und die Gefahren der Disciplinlosigkeit. Die Russen, welche den Marsch leiten und schützen sollten, drängten zum Uebertritt in die russische Armee; die Polen, durch deren Land der Zug ging, zeigten sich feindlich. Ungewiß, was zu thun sei, ward ein Offizier zum Herzoge zurückgeschickt, um Verhaltungsbefehle zu holen. Er brachte die trostlose Antwort: „Es könne sich zum Teufel scheeren, wer nicht bleiben wolle, solle oder könne!“ — Da trat ein, was längst zu befürchten war. Der Oberst Lilliestreng, welcher von dem als krank zurückgegangenen General-Major von Flohr das Obercommando der mecklenburgischen Truppen empfangen hatte, erfuhr, als er von einer Unterredung mit dem russischen Oberst zu Culm zurückkehrte, daß in einer Compagnie eine Meuterei ausgebrochen war, und daß das ganze Leib-Dragoner-Regiment sich zu Tuchel aufgelöst hatte, auch viele andere Offi-ziere und Gemeine davon gegangen waren. Noch schlimmer ging es bei dem Uebergange über die Weichsel bei Graudenz am 19. Mai her. Waren freilich Viele schon mit ihren Pferden desertirt, um durch den Verkauf der-selben das Reisegeld zur Rückkehr in die Heimath zu gewinnen, so war doch die Bagage noch so unverhältnißmäßig groß, daß am ersten Tage nur wenig Truppen über den Strom gelangten; als nun aber in der Nacht ein heftiger Sturm das weitere Uebersetzen einzustellen nöthigte, auch die Bürger von Graudenz sich gegen die Fremdlinge bewaffneten, da machten sich abermals viele Offiziere und Soldaten auf und davon.

In diesen Zeiten lernte Lilliestreng die Ausdauer, Thatkraft und Treue Blüchers so schätzen, daß er ihn, wiewohl ohne Erfolg, dem Herzoge zum

Major vorschlug. In der That gehörte ein nicht geringer Muth dazu, alle Widerwärtigkeiten zu bestehen und den Rest der Mannschaft bei der Fahne zu halten. Die Polen zeigten sich äußerst feindselig. Der König von Polen befahl, die mecklenburgischen Truppen sollten sein Land verlassen. Der Marsch ging nun auf Grodno, dann bis gegen Mitau, weiter in der Richtung auf Dünaburg und wieder nordwärts bis 10 Meilen vor Riga. Jetzt aber wurden sie durch die Nachricht überrascht und erschreckt, daß sie über Smolensk nach der Ukraine ihren Zug fortsetzen sollten, wo man ihnen Standquartiere anweisen würde. Und schon war das Corps von Geld und Montur fast ganz entblößt! Umsonst versuchte Lilliestreng den Fürsten Repnin, den er in Riga aufsuchte, umzustimmen; die Russen wünschten gerade, daß sich das mecklenburgische Corps auflöse und Offiziere und Mannschaften in die russische Armee eingereihet würden. Um dies abzuwenden, übergab Lilliestreng, nachdem seine Truppen auf dem Marsche nach der Ukraine im October Smolensk erreicht hatten und am 24. einen Marsch von noch 80—90 Meilen südlich bis in die Gegend von Njeshin antraten, das Commando an den Oberstlieutenant von Schack und eilte selbst nach Petersburg, um dort das Zusammenbleiben seines Corps, das übrigens im September nur noch 207 Reiter und 510 Infanteristen zählte, und seine Verpflegung „auf deutschen Fuß" zu erlangen. Ersteres ward zugestanden, letzteres abgeschlagen.

Der Fürst Menschikoff inspicirte das kleine mecklenburgische Corps in der Ukraine im Winter und beurlaubte diejenigen Offiziere, welche es wünschten, auf fünf Monate in die Heimath, aus welcher diese dann meistens nicht in die unwirthbaren Steppen Rußlands zurückgekehrt sind. Blücher nahm keinen Urlaub; er harrte treu aus, um die immer mehr zusammenschmelzende kleine Truppe seinem Herzoge zu erhalten. Nach zwölf Jahren unsäglicher Drangsale in der Ukraine erhielt er das Commando über die Cavallerie. Es waren aber nur noch 18 Ober- und Unteroffiziere und 51 Gemeine. Die Infanterie war bis auf 71 Ober- und Unteroffiziere und 97 Gemeine zusammengeschmolzen. Alle Versuchungen zum Uebertritt in russische Dienste wies Blücher fort und fort standhaft zurück. Doch erntete er wenig Dank dafür. Selbst als er nach 16jähriger Abwesenheit von Hause seinen Herzog um einen sechsmonatlichen Urlaub bat, blieb sein Gesuch unbeantwortet. Und doch machten ihm seine persönlichen Verhältnisse die Rückkehr in die Heimath sehr wünschenswerth. Sein Sohn, den er 1719 als Säugling zurückgelassen hatte, stand jetzt in der Reichsarmee

am Rhein; er hatte noch nicht für ihn sorgen können. 1732 oder 1733 hatte sich Blücher in der Ukraine aufs Neue verheirathet, mit Marie Müller, der Tochter des Quartiermeisters Müller aus Butzbach in Hessen. Auch in dieser zweiten Ehe waren Kinder geboren; die kärgliche Gage reichte auch bei dem einfachen Leben in der Ukraine nicht hin; sie blieb überdies seit Langem aus.

Endlich erreichte es sein Bruder, der hessische Rittmeister Christian Friedrich, daß ihm der Herzog im Sommer 1737 gestattete, die Seinen in Mecklenburg zu besuchen und seine Angelegenheiten zu ordnen. Im August stellte er sich zu Wismar seinem Herzoge vor; aber das erbetene Avancement zum Major erlangte er erst im November, als er wieder nach der Ukraine abgefertigt zu werden wünschte. Sein Abgang dorthin verzögerte sich übrigens, und im Frühling 1738, als er sich zu Moisall bei seinem Oheim von Winterfeld aufhielt, trafen drei Dragoner mit Pferden und voller Montur aus der Ukraine bei ihm ein mit der Nachricht, daß mit Ausnahme einiger gar alter und kranker Leute die ganze übrige Cavallerie auf einmal desertirt sei, und zwar aus großer Noth, weil sie seit sechs bis sieben Jahren keine neue Uniform und seit 17 Monaten keine Gage mehr empfangen habe!

Nach der Ukraine brauchte der Major von Blücher also nicht zurückzukehren. Er erbat seinen Abschied und gedachte nun russische Dienste zu nehmen. Aber der Herzog Carl Leopold ließ dies nicht zu; er verhieß seinem treuen Offizier, ihn zu versorgen. Dagegen verpflichtete Blücher sich eidlich, auch außer seinen Soldatenpflichten, zu lebenslänglicher Treue. Er hat sie gewissenhaft gehalten. Der Herzog aber, mißtrauisch, wie er war, scheint bald auch gegen diesen treuen Diener Verdacht geschöpft zu haben. Wenigstens finden wir, daß sich etwa einen Monat später Blücher über ungerechten Arrest beklagte, den er erlitten habe und aus dem er nur seiner Gesundheit wegen entlassen sei. Er bat um eine Untersuchung, aber diese scheint nicht erfolgt zu sein. Vielleicht um seinem Diener Genugthuung zu geben, oder in den Augen heimlicher Feinde zu rechtfertigen, ernannte ihn Carl Leopold bald hernach zum Oberstlieutenant. Immerhin mochte Blücher es aber für gerathener halten, nicht in der Nähe seines wunderlichen Herrn zu bleiben; auch konnte er die Unthätigkeit, zu welcher er verurtheilt war, nicht auf die Dauer ertragen, und er hatte Grund genug, für seine Familie zu schaffen und zu wirken. Im Juli 1738 meldet er seinem Herzoge, daß er das Plessensche Landgut Gutow bei Greves-

mühlen in Pacht genommen habe; er erbot sich aber seinem Fürsten zu ferneren Diensten. Blücher betrieb nun eifrig die Landwirthschaft, um den Unterhalt für seine Familie zu ermöglichen, zumal die ihm vom Herzoge verheißene Gage von monatlich 20 Thalern wegen dessen bedrängter Umstände nicht gezahlt ward. Im Jahre 1747 zog Blücher, wiederum als Pächter, nach Tangrim, später nach Lütgen Wangelin.

Herzog Carl Leopold, der mit seinem kleinen Hofe in Dömitz residirte, konnte sich von seinem bisherigen Verfahren gegen die Landstände keinen Erfolg mehr versprechen und beschloß im Jahre 1744 eine Aussöhnung mit denselben zu versuchen. Mit dem äußerst schwierigen, die größte Umsicht und Discretion heischenden Geschäfte der zu führenden Verhandlungen betrauete der Herzog seinen erprobten treuen Oberstlieutenant von Blücher. Er sandte denselben an den Landtag zu Güstrow, und als hier die Verhandlungen nicht zum gewünschten Ziele führten, in den folgenden Jahren zu gleichem Zwecke bald nach Rostock, bald nach Doberan, bald wieder an den Landtag, auch nach Daschow zur Conferenz mit den Landräthen. So hingebend und unermüdlich sich Blücher bei diesen ungewöhnlich schwierigen Geschäften und den damit verknüpften unaufhörlichen, oft anstrengenden Reisen erwies, — das Mißtrauen des Herzogs ward nur zu leicht erregt, und als der treue Diener bei ihm angeschwärzt ward, ertheilte er demselben ohne weiteres einen harten Verweis. Zu seiner Genugthuung verlangte Blücher vergebens eine Untersuchung. Der Herzog starb noch im nämlichen Jahre, den 13. December 1747.

Der nachfolgende Herzog, Christian Ludwig, wußte die Treue, welche Blücher dem Herzoge Carl Leopold in so hohem Maße bewiesen hatte, wohl zu schätzen und nahm nun selbst seine Dienste in Anspruch. Er beauftragte ihn, ein neues Garde-Cavallerie-Regiment zu organisiren. Aber schon 1748 ward ihm nahe gelegt, sich mit 400 Thalern pensioniren zu lassen. Diese Pension bezog er nur ein Jahr, dann blieb sie aus und die ihm in Aussicht gestellte Commandantur in Dömitz erhielt er auch nicht.

So war nun der alternde Mann wieder ganz auf sich selbst angewiesen. Er verlegte seinen Wohnsitz nach Neu-Gaarz bei Waren. Im Jahre 1750 gelang es ihm, die Lehnsansprüche eines Vetters an das Gut Rosenow abzufinden, dies verpfändete Gut einzulösen und in seinen Besitz zu bringen. So erfüllte sich sein lange schon gehegter sehnlicher Wunsch, in eigenen Gutsbesitz zu kommen! Ohne Sorgen und Beschwerden sollte er sich freilich auch dieses Besitzes nicht erfreuen. Das Feld war bisher schlecht

bestellt und trug darum wenig; Brand und Viehseuchen brachten außerdem Verluste. Auch betrübte es ihn, daß er sich der Verwaltung selbst weniger annehmen konnte, seitdem er einen gefährlichen Sturz gethan und fortan kränkelte. Dazu kamen verwickelte Geschäfte wegen Geltendmachung von Lehnsansprüchen an einen Theil des angrenzenden Gutes Galenbek. Diese Sachen schwebten noch, als der Oberstlieutenant Ulrich Hans von Blücher am 19. April 1758 sein bewegtes, unwandelbar treu erprobtes Leben auf seinem endlich gefundenen eigenen Sitzgute Rosenow beschloß. Er ist in der Kirche daselbst beigesetzt.

Seine Nachkommen sind im Besitze des mühevoll erworbenen Rosenow geblieben und zählen in ihren Reihen manche hervorragende Männer. Aus der neueren Zeit sei nur der Graf Blücher-Altona genannt, dessen Verdienste um Altona zur Zeit der Napoleonischen Zwingherrschaft unauslöschlich in den Annalen dieser Stadt geschrieben stehn.

Wohl dem Geschlechte, in dem sich nicht blos irdisches Gut, sondern auch Tüchtigkeit des Charakters vererbt! —

III.

Jobst Heinrich von Bülow auf Woserin,

Klosterhauptmann zu Dobbertin,

geb. 1683, gest. 12. Juni 1762.

Von J. v. M.

David Frank, Präpositus zu Sternberg, hat in dem letzten Theile seines in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geschriebenen umfänglichen Geschichtswerkes „Altes und neues Mecklenburg“ die Zeit von 1713 bis zum Abschlusse des landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs von 1755 behandelt, und diesen Abschnitt betitelt: „Mecklenburgs Zerrüttung in allen Ständen, darin die Drangsale der Stadt Rostock, das Verfahren der Russen, die Entweichung der Ritterschaft, Einrückung der Craiß-Völker, Vertreibung der herzoglichen Milice und Verrichtungen der Kayserlichen Commission beschrieben werden“. Und das erste Capitel dieses Theils beginnt also: „Nach dem Tode des Herzogs Friedrich Wilhelm trat dessen ältester Herr Bruder, Herzog Carl Leopold, den 4. August 1713 die Landesregierung an. Die bisherigen Räthe behielt er in Diensten, brachte aber auch zu denselben seinen eigenen Minister, Edzard Adolph von Petkum, den er zum Präsidenten seines Geheimen Raths machte. Dieser war in Dännemark einer unumschränkten Regierung angeworden und führte sich daher in Mecklenburg als eine unvorsichtige Amme auf, die das Kind

erdrücket, so sie säugen soll; woraus des ganzen Landes jämmerliche Zerrüttung und des hochfürstlichen Hauses unsäglicher Schade entstand. Es wurden die Glieder an diesem Staatskörper dergestalt verrenket, daß sie kaum mit der größten Fürsichtigkeit einigermaßen wieder konnten in Ordnung gebracht werden; woran endlich der hiezu gebrauchte Arzt den besten Vortheil hatte, in welchem er noch sitzet". Es waren nämlich i. J. 1719 vom Niedersächsischen Kreise Hannoversche und Braunschweigische Reichs-Executionstruppen in Mecklenburg eingerückt. Wegen des Kosten-Ersatzes verglich sich Hannover mit Braunschweig dahin, daß ersteres die Entschädigung des letzteren übernahm, selbst aber sich an Mecklenburg durch Inpfandnahme von herzoglichen Aemtern schadlos hielt. Preußen aber hatte Hannover in Verdacht, daß es auf einen Länder-Erwerb absehe, und wünschte, wenn es mit der Execution darauf hinausliefe, auch dabei zu sein. Inwieweit jener Verdacht begründet war, ist bisher nicht ermittelt. Es ging allerdings die Rede, Hannover wolle „das weiße Roß bis zur Ostsee weiden lassen". Preußen, wegen des Herzogthums Magdeburg auch Mitglied des Niedersächsischen Kreises, erhob den Anspruch, an der Execution Theil zu nehmen. Obgleich eine völlig genügende Anzahl von Truppen bereits in Mecklenburg stand, war doch der König von Preußen ein zu mächtiger Reichsfürst, als daß ihm nicht hätte gewillfahrt werden müssen. Und so rückten denn auch Preußische Truppen ins Land und nahmen gleichfalls fürstliche Aemter in Pfand. Nicht weniger als vierzehn Aemter geriethen auf diese Weise in die Hände der Hannoveraner und Preußen, und konnten nur mit großen Kosten und allmälig, bis zum Jahre 1787, wieder eingelöst werden. Bis dahin bestand immer die Sorge im Lande, namentlich gegen Preußen, Mecklenburg möchte in seinen Grenzen geengert werden, wenn ihm nicht noch Schlimmeres zugedacht wäre. Solcher Sorge gab auch die ehrwürdige alte Prinzessin Augusta, welche lange Zeit in Dargun residirte, einen bestimmten Ausdruck, als sie ihren Neffen, den Herzog Christian Ludwig II., i. J. 1743, warnte, seinen ältesten Sohn, Friedrich, mit einer Preußischen Prinzessin zu vermählen, um nicht in die von Preußen gewünschte „Dependance und Unterwürfigkeit" zu kommen, — auch im nemlichen Jahre weiter warnte, nicht auf die Einladung des Königs von Preußen einzugehn, den zweiten Sohn, Prinzen Ludwig, in Preußische Militärdienste zu geben, und zwar „um denselben nicht an solchem Ort zu exponiren, woselbst man Alles versucht, des hiesigen Landes sich auf alle Art zuzueignen und gerne eine Gelegenheit ergreift, dadurch eine Anzahl

der männlichen Descendenten kann verringert werden, um desto eher zu seinem Zweck zu gelangen."

Also die umfangreiche Inpfandnahme Seitens Hannovers und Preußens meint David Frank, wenn er von dem „besten Vortheil" spricht, in welchem „der gebrauchte Arzt noch saß", und auch noch lange sitzen blieb. —

In jener für Mecklenburg schweren Zeit der Regierung des Herzogs Carl Leopold und in der nicht minder schweren des siebenjährigen Kriegs lebte Jobst Heinrich von Bülow auf Woserin und hatte, wenn auch nicht mit an die Spitze derjenigen berufen, welche den Kampf für die bedrängten Landesrechte führten, doch als Mitglied der Ritterschaft und als Klosterhauptmann, Verwalter eines den Ständen überwiesenen, großen Besitzthums mit zu leiden, aber auch Gelegenheit, die Tüchtigkeit seines Charakters zu bewähren.

Von seiner Jugend ist wenig bekannt. Sein Tauftag ist der 15. December 1683, sein Geburtstag unbekannt. Er erbte von seinem 1703 gestorbenen Vater das Gut Woserin, in der Nähe von Dobbertin, und ward bereits 1713, im Alter von kaum 30 Jahren, von Ritter- und Landschaft in eine Deputation zu wichtigen Verhandlungen mit den fürstlichen Commissarien gewählt, neben den Landräthen Moltke und Driebug, Hauptmann Restorff, Hobe zu Wustrow, Kammerjunker Moltke, Dr. Wolff aus Parchim und Syndicus Vick aus Güstrow. Seine Mitstände müssen also Ursache gehabt haben, schon früh seinem Charakter und seinen Fähigkeiten zu vertrauen. Er wird hier als „Hauptmann von Bülow auf Woserin" aufgeführt. Woher der Titel „Hauptmann", ist nicht bekannt. Er wird als junger Mensch im militärischen Dienste gestanden haben, vielleicht in Dänemark, — denn seine Frau erster Ehe ist Anna Catharina Buchwald aus dem Hause Güldeland in Jütland — und hat dann wohl seinen Abschied genommen, um sich der Bewirthschaftung seines Gutes zu widmen.

Der Streit des Herzogs Carl Leopold mit den Ständen, — namentlich mit der Ritterschaft und der Stadt Rostock, — ward mit steigender gegenseitiger Hartnäckigkeit und Erbitterung geführt. Der Herzog hielt eine Truppenmacht, wie solche für Mecklenburg bisher unerhört gewesen war: einschließlich einiger in Sold genommener russischer Regimenter, 8000 Mann. Zu ihrer Unterhaltung wurden unerschwingliche Anforderungen an das Land gestellt. Auch an anderen Differenzpunkten fehlte es nicht. Nachdem der tapfere Widerstand, den Rostock zur Wahrung seiner Gerechtsame gegen Willkührlichkeiten des Herzogs geleistet, durch die abschreckendsten

Zwangsmaßregeln gebrochen war, sollte nun mit der Ritterschaft nicht glimpflicher verfahren werden. Im Jahre 1718 sandte der Herzog Executionstruppen auf die Güter der Ritterschaft im Lande umher, um die Besitzer zu zwingen, sich durch einen eidlichen Revers von dem nach Ratzeburg geflüchteten Engeren-Ausschusse loszusagen, welcher zum Schutze der Landesrechte bei Kaiser und Reich klagbar geworden war. Dieser Eid lautete:

„Ich schwöre zu Gott einen körperlichen Eid, daß ich an den boshaften, zu einer öffentlichen Rebellion abzielenden Schriften und Unternehmungen, welche die in Ratzeburg sich aufhaltenden Mecklenburgischen sogenannten Landräthe und Deputirte zum Engern-Ausschusse heim- und öffentlich herausgegeben und verübet haben, kein Theil nehme, noch zu nehmen gedenke; sondern daß ich denen Reichs-Grund-Gesetzen gemäß mich jedesmal als ein treuer und gehorsamer Vasall und Unterthan gegen meinen angeborenen Landesfürsten und Herrn unterthänigst bezeigen und aufführen will, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort."

Wer diesen Revers nicht unterschrieb, dessen Güter wurden sofort fiscalisch in Administration genommen. Es mochte nicht leicht sein, zu dem traurigen Geschäfte solcher Administration immer die geeigneten Persönlichkeiten zu finden. David Frank erzählt: „Zu dergleichen Leuten nahm man, wer sich dazu wollte gebrauchen lassen: Banqueroutirer, Perrückenmacher, Leineweber und dergleichen, sie mochten der Wirthschaft Verständige sein oder nicht."

Weitaus die Meisten der Ritterschaft verweigerten die Vollziehung des ihnen vorgelegten Reverses. Wenn sie auch gern die in der zweiten Hälfte desselben geforderte Versicherung der Treue und des Gehorsams gegen ihren Landesherrn erneuern wollten, so glaubten sie doch, es ablehnen zu müssen, sich, wie gefordert ward, von den Landräthen und Deputirten loszusagen, von denen sie überzeugt waren, daß dieselben lediglich des Landes Rechte wahrten und im mindesten nicht aus Untreue gegen den Herzog handelten, vielmehr nur gegen dessen Uebergriffe und Bedruck die höhere Instanz des Reichsrechts suchten. Darum wollten sie lieber das Aeußerste leiden und, wie der tapfere von Barhold auf Dobbin den ihn hartbedrängenden herzoglichen Commissarien erwiderte: „lieber ehrlich sterben, als lâche bei ihrem Vaterlande thun." — Es kam nun bei solchem Verfahren zu schwerer Bedrückung der Ritterschaft. Ihres Hab' und Guts beraubt, Einige in Gefangenschaft gesetzt, Andere damit bedroht, flohen Viele außer Landes.

Vergebens hatte der Kaiser den Herzog abgemahnt, vergebens hatten andere Reichsfürsten dasselbe gethan. Der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen schrieb dem Herzoge: „Ich muß zu meiner sonderbaren mortification vernehmen, daß ich in meiner Hofnung weit gefehlet, indem J. Dchl. nicht allein mit dem, wieder dero Noblesse gebrauchten rigueur einen Weg wie den andern continuiren, sondern gar das übel ärger machen, die Possessores mit Weib und Kindern ins Elend verjagen und solch Spiel mit diesen armen Leuten anfahen, dergleichen nicht nur im Reich, sondern vieleicht auch in einem barbarischen Lande unerhöret ist." — Alles vergebens! Der Herzog fuhr fort zu exequiren und zu drangsaliren.

Jobst Heinrich von Bülow auf Woserin war durch die unerschwinglichen, seinem Gute eigenmächtig vom Herzoge auferlegten Contributionen und Militärlieferungen bereits in äußerste Noth gerathen, als am 27. April 1718 im Auftrage des Herzogs der Oberstlieutenant von Mecklenburg nebst dem Major Brun, dem Burgemeister Schaller als Notar, zwei Unteroffizieren und 14 Gemeinen bei ihm eintraf. Es ward der vom Herzoge befohlene eidliche Revers zur Vollziehung vorgelegt und im Weigerungsfalle mit der Beschlagnahme des Guts gedrohet. Bülow erwiderte nach Prüfung des Reverses:

„Wie er mit allem unterthänigsten Respect seines gnädigsten Landesherrn, als seiner hochfürstlichen Durchlaucht, verbunden wäre; was aber diesen Eid beträfe, so fände er in seinem Gewissen, daß er solchen nicht unterschreiben könne, nach dem mahlen er an den herausgegebenen Schriften des Landes, so weit es die jura des Landes betreffe, Part nehme; so wäre auch der Engere-Ausschuß sothane Landes-jura zu observiren verbunden, als welcher desfalls in Eid und Pflichten stände, gestalten von dem hochseeligen Herrn der Herr Landrath von Lehsten dazu bestellt worden. Was die heimlichen Briefe und Schriften anbelange, so nehme er daran keinen Theil, wo selbige wider S. hochf. Durchlaucht hohe Person liefen, und müßten diejenigen es verantworten, die solches geschrieben hätten. Den Punkt wegen der Reichs-Constitution betreffend, wüßte er nicht, was damit zu verstehen wäre, sintemahlen die Noblesse auch ihre pacta und Reversalen hätte und noch anno 1701 zwischen dem gottseeligen Herrn und ihnen ein Vergleich gemacht wäre, welchem sie auch nachgelebet, allein von Sr. hochfürstlichen Durchlaucht wäre derselbe übern Haufen geworfen."

Weiter gefragt: „ob er auch Theil daran nehme, daß der Engere-Ausschuß zu Regensburg eingegeben, daß Seine hochfürstl. Durchlaucht

unchristlich mit der Contribution verführe?" — antwortete er: „Was solchen Punkt betreffe, wolle er nur sein Gut vorstellen, und könnten auch seine Leute befragt werden, daß solches nicht mehr als 500 höchstens 600 Thaler Pension tragen könne; jetzt aber müsse er an Contribution 800 Thaler alle Jahr geben. Ob nun solches christlich wäre, wolle er dem Oberrichter, als dem Kaiser, zu judiciren anheim lassen." Als demnächst die Commissarien versuchten, ihn dadurch umzustimmen, daß sie eine erhebliche Remission der auf Woserin ausgeschriebenen Contribution in Aussicht stellten, wenn er unterschreiben würde, so weigerte er sich doch standhaft: „denn wenn er auch nur den vierten Theil der Contribution zahlen solle, so könne er es doch nicht, weil es gegen die ständischen jura liefe". —

Nunmehr erklärten die Commissarien, ihrer Ordre gemäß, ihn aus der Possession des Guts setzen zu müssen. Die Bauern des Orts wurden von den Soldaten herbeigeholt und aufgefordert, sich ihrer Pflichten gegen ihren Gutsherrn zu entschlagen und dem Herzoge einen Eid der Treue zu schwören. Als sie einmüthig sich dessen weigerten, wurde ihnen gedrohet, die Soldaten würden ihnen schon Lust dazu machen und mit Gewehren ihnen so lange in die Rippen stoßen, bis sie schwören würden. Einer der Bauern eilte fort mit den Worten: „er wolle lieber alles verlassen und betteln gehn", — die Andern mußten bleiben. Bülow war tief ergriffen durch die Haltung seiner Bauern und hätte gern eine harte Behandlung von ihnen abgewendet. Sein eigner Widerstand gegen die Forderung der Commissarien war auf eine harte Probe gestellt. Ueberdies durfte er bei der drohenden Sprache, welche man gegen ihn führte, wohl fürchten, er möchte vielleicht selbst, wie Andere aus der Ritterschaft, arretirt und als Gefangener nach Rostock abgeführt werden. Seines Vermögens nicht nur, auch seiner Freiheit ging er dann verlustig, und seine Frau blieb gänzlich hülflos. Dennoch wankte er nicht, nur nach seiner gewissenhaften Rechtsüberzeugung handeln zu dürfen. Aber es freuete ihn, den Pastor des Orts zufällig auf dem Hofe zu erblicken: er öffnete das Fenster und bat ihn, hereinzukommen. Bülow stellte demselben nun vor, um was es sich handle, und bat ihn, Zeuge zu sein dessen, was vorfiele. Die Commissarien aber drangen in den Pastor, es sich angelegen sein zu lassen, den Hauptmann von Bülow zur Unterschrift des eidlichen Reverses zu vermögen. Der Pastor erwiderte: „da sei Gott vor, denselben zu einem Eide zu vermögen, wenn er das geringste Gewissensbedenken dawider hat!" Auch ermahnte er die Bauern, nur nach ihrem Gewissen zu handeln.

Die Commissarien sahen wohl, daß sie es hier mit sehr rechtschaffenen Leuten zu thun hatten, und die Ausrichtung ihres Auftrags mochte ihnen nicht leicht fallen. Aber sie hatten strenge Befehle. Den Bauern wurden von den Soldaten die Hände in die Höhe gehalten und sie gezwungen, die vorgelesene Eidesformel nachzusprechen. Nachdem ein mitgebrachter Administrator eingesetzt war, wurden alle Vorräthe versiegelt. Bülow und seine Frau erhielten eine Stube und eine Kammer angewiesen; Lebensmittel wurden ihnen vorenthalten; sie mußten sehen, wo sie solche kauften. Nachdem dies Alles geschehen, entfernte sich die Commission. Bülow war in äußerster Verlegenheit. Ihm war nichts geblieben, „als was er und seine Frau Eheliebste auf dem Leibe gehabt." Nur mit Mühe gelang es ihm nach einigen Tagen, ein Pferd zu erlangen, auf dem er nach Wismar eilte, wo er durch einen Notarius den Hergang der Sache niederschreiben ließ.

Wie lange die fiscalische Administration von Woserin dauerte, ist weder aus öffentlich bekannt gewordenen Aktenstücken, noch aus Familienpapieren zu ersehen. Jedenfalls nicht länger, als bis zum Februar 1719. Denn damals rückten die Reichsexecutions-Truppen ins Land und die Zwangsmaßregeln des Herzogs nahmen ihr Ende. Immerhin war es für Bülow eine schwere Prüfungszeit, sich so lange von allen Subsistenzmitteln aus seinem Gute entblößt zu sehen. Das Bewußtsein, für die jura des Landes zu leiden, hielt ihn aufrecht.

Im Jahre 1721 ward Bülow zum Provisor des Klosters Dobbertin gewählt. Die Verwaltung dieses Klosters ward fortan und bis an sein Ende seine Haupt-Lebensaufgabe, der er sich mit außerordentlicher Thatkraft widmete. Als während des Rechnungsjahres von Trinitatis 1745 bis dahin 1746 seine beiden Collegen starben, der Provisor von Wangelin und der Obristlieutenant Klosterhauptmann von Bassewitz, lag dem nun schon seit 25 Jahren amtirenden Provisor von Bülow die Verwaltung des Klosters einstweilen allein ob. Auf dem Landtage 1746 wurde der Geheimerath Graf Bassewitz auf Prebberede zum Klosterhauptmann erwählt, der wahrscheinlich schon vor Johannis 1747 sein Amt antrat, aber bereits am 1. Januar 1749 — nach „nur neuntägiger Steinkrankheit", wie die Acten besagen, — verstarb. Doch schon vorher wird Graf Bassewitz entweder durch Krankheit oder anderweitige Geschäfte an der Verwaltung behindert worden sein. Denn die Kloster-Rechnungen besagen zwar, daß sie pro Trinitatis 1746/47 und pro 1747/48 unter seiner Hauptmannschaft geführt seien, aber schon

vom Jahre 1748 an sind sie unter der Interims-Hauptmannschaft des Provisors von Bülow geführt bis zum Jahre 1755, in welchem Jahre er wirklicher Klosterhauptmann ward. Als Bülow auf dem Landtage 1761 wegen zunehmender Kränklichkeit sein Amt niederlegen zu wollen erklärte, ward von der Osten auf Kasdorf zum Klosterhauptmann erwählt. Doch starb Bülow noch als Klosterhauptmann zu Dobbertin kurz vor Johannis 1762, dem Termin des Amtsantritts seines Nachfolgers.

Aus seiner Verwaltungszeit mögen hier zwei bedeutendere Bauten erwähnt werden: die im damaligen Roccocco-Styl, aber offenbar im Streben, ein Werk zu Gottes Ehren zu schaffen, mit erheblichen Kosten in den Jahren 1746 bis 49 vorgenommene Restauration der großen alten Klosterkirche, die freilich in den funfziger Jahren dieses Jahrhunderts einer abermaligen Restauration in mittelaltrigem Styl wieder hat weichen müssen, wovon aber ein Theil im oberen Chore noch erhalten ist; — und dann der Bau des jetzigen Amtshauses zu Dobbertin in den Jahren 1751 bis 56. —

Als Bülow i. J. 1755 wirklicher Klosterhauptmann ward, war er bereits 72 Jahre alt, aber noch von großer körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische. Mit welcher Hingebung und Treue er das ihm anvertrauete Klostergut wahrte, davon zeugt sein Verhalten in einer ihm selbst gefahrvollen Lage. Mecklenburg wurde nemlich zur Zeit des siebenjährigen Kriegs hart von den Preußen mitgenommen. Herzog Friedrich war ein gottesfürchtiger, sehr gewissenhafter Mann und hatte auch aus der Regierung seiner Vorgänger, der Herzoge Carl Leopold und Christian Ludwig, Kaiser und Reich als Stütze und Schutz des Rechts kennen und schätzen gelernt. Er fand, wie die allermeisten Reichsfürsten, das Verfahren des Königs von Preußen gegen Oesterreich ungerecht und nahm daher zunächst theil an den Reichstagsbeschlüssen gegen Preußen, — was Strelitz vermied, — hielt sich dann aber aus Rücksicht auf sein Land und dessen Lage völlig neutral. Dem Könige von Preußen aber mochte dies Verhalten des Herzogs lieber sein, als dessen etwaige Bundesgenossenschaft. Bei letzterer würde Mecklenburg wohl auch stark in Anspruch genommen sein, doch hätte dabei immer eine Art von Rücksicht walten müssen. Jetzt aber konnte Mecklenburg als ein, zwar militärisch passives, aber feindliches Land behandelt werden. Schonungs- und maßlos ward fort und fort von ihm gefordert, was gerade gebraucht ward: Rekruten, Geld, Lebensmittel, Fourage. Dem Könige ward das Wort in den Mund gelegt: Mecklenburg sei ein guter Mehlsack, der desto besser stäube, je mehr er geklopft werde. Und danach wurde

verfahren. Preußische Truppen mußten im Lande verpflegt werden und trieben das Verlangte schonungslos ein. Der Herzog selbst mußte wiederholt aus seinem armen Lande fliehen, das entsetzlich unter schrankenlosen Drangsalen litt.

Nachfolgender Auszug aus dem Kirchenbuche zu Woserin, vom Jahre 1759, wird in seiner schlichten Darstellung das Gesagte bestätigen. Der Pastor Passow schreibt:

„Ich habe bereits gemeldet, daß in dem abgewichenen Jahre, 1758, wir von den Preußen so sehr mitgenommen; allein in diesem Jahre kam es noch weit härter. Anno 1759 um Weihnachten rückte Graf Dohna mit zwei Regimentern Infanterie und einigen hundert Husaren und Dragonern in Rostock ein, proponirte denen Ständen, die er nach Rostock berufen, seine Forderung an Korn, Heu und Stroh; auch mußte in diesem Jahre die rückständige Contribution abgetragen werden; auch die im vorigen Jahre restirende Fourage wurde über das ganze Land repartirt und mußte mit baarem Gelde bezahlt werden, welches Alles so hoch hinanlief, daß es die Einkünfte eines jeden Guts weit überstieg. Der König bestellte gewisse Proviantcommissarien, welche diese Lieferungen beitreiben mußten. Diese hatten Commandos von Husaren bei sich, um die säumenden mit Execution zu belegen. Der Graf Dohna forderte auch Pferde und Rekruten; allein die Stände verglichen sich dieserwegen mit ihm, daß sie dafür ein gewisses Geld zahlen wollten. Es dauerte aber nicht lange, so schickte der König von Preußen den Generalmajor Kleist nach Rostock; der proponirte den daselbst versammelten Ständen, daß der König von Preußen 8000 Rekruten von dem Lande Mecklenburg verlange, und er hätte dahin Ordre, dieselben, im Fall sie sich weigerten, aufs Schwerste einzutreiben. Die Stände thaten die Unmöglichkeit vor; allein er antwortete: insofern sie nicht wollten, so würde er bei dem Burgermeister zu Rostock anfangen und bei dem Kuhhirten aufhalten. Der General-Major von Kleist ging hierauf mit zwei Regimentern Infanterie, zwei Bataillons Grenadiere und einigen hundert Cavallerie nach Suerin und nahm es ein. Unsere Truppen hatten sich nach dem Kaninchen-Werder retirirt. Die Preußen lagen in Suerin zehn Tage, nahmen viele Bürger daselbst weg, auch viele junge Leute. Sie intendirten auch, den Kaninchen-Werder zu beschießen; thaten ungefähr zehn Schuß auf selbigen, schossen einem Soldaten von den Unsrigen ein Bein ab, woran auch derselbe gestorben ist, auch daselbst begraben. Endlich zogen sie wieder von Suerin ab. Der General-Major von Kleist

marschirte mit den zwei Bataillons Grenadiere nach Güstrow. Die Dragoner und übrige Infanterie kamen zur Armee in Pommern. Die Husaren wurden auf die fürstlichen Aemter commandirt, um die Rekruten aufzuheben, und die sie kriegten, wurden nach Güstrow an den General-Major von Kleist abgeliefert, von dem sie dann weiter transportirt wurden. Die Adligen fingen an, ihre Rekruten freiwillig abzuliefern und lieferten von zwei Hufen einen Mann. Es kostete ihnen viel Mühe, diese Rekruten zu erlangen, und fehlte nicht viel, daß nicht Mord und Todschlag dabei wäre vorgefallen. Von Woserin wurden drei geliefert: ein Unterthan Jürgen Bobzien, ein Freiknecht Hans Heinrich Voß, welcher bei mir diente, und einen alten Deserteur kaufte der Hauptmann. Von Borkow wurden fünf geliefert: zwei wurden für Geld angeschafft, zwei nahmen sie aus dem Dorfe und waren keine Unterthanen, und einen lieferten sie ab, der hieß Joachim Schmidt und war ein Unterthan. Er hatte viele Verwandte daselbst, daher war ein gewaltiges Klagen und Lamentiren darüber. Einige von denen von Adel lieferten nicht vollends ab, denn es war ihnen nicht möglich, die Leute zu erhaschen, zumahlen sie sich verloffen hatten. Die Restirenden wurden ihnen von einer Zeit zur andern mit schwerster Execution gedrohet. Endlich zogen die Preußen wieder ab, ungefähr 14 Tage vor Himmelfahrt. Sie nahmen viele von den fürstlichen Beamten und Pächtern mit, auch ließen sie viele von der Ritterschaft einholen und nahmen dieselben als Geißeln mit. Es wurde auch zu der Zeit der Klosterhauptmann von Dobbertin, Patronus dieser Kirche und Erbherr des Guts Woserin, von den Preußischen Husaren abgelanget und nach Demmin gebracht. Die Husaren gingen sehr unfreundlich mit ihm um. Wie er aber in Demmin kam und sich bei dem Ober-Commissario meldete, so kam er wieder los und traf nach Verlauf einiger Tage zur Freude seiner Gemalin wieder in Dobbertin ein. Unser Herzog hatte sich abermals wieder von Suerin wegbegeben, als er erfuhr, daß die Preußen vor Suerin rücken wollten, und ging nach Hamburg mit einem kleinen Gefolge und von da nach Altona. Es war zu der Zeit hier eine klägliche Zeit; die Leute waren sich auf den Landstraßen nicht sicher. Wir sind unsers Orts, wie in dem abgewichenen Jahre, also auch in diesem, von Streifereien und Durchzügen fast ganz verschonet worden. Gott habe Dank dafür und wolle fernerhin alle Kriegstrubel in Gnaden von uns abwenden; — ja er, der barmherzige Gott, der da die Herzen der Könige in seiner Hand hat, und sie lenket wie die Wasserbäche, wolle die Herzen der streitenden Püissancen so lenken,

daß doch einmal der erwünschte Friede in Europa wieder hergestellt werde!" —

Ueber die in diesem Berichte erwähnte „sehr unfreundliche Behandlung" des Klosterhauptmanns von Bülow durch die Preußischen Husaren ist durch Familiennachrichten Näheres constatirt. Die Tochter des Klosterhauptmanns, Catharina, hat dessen noch lebendem Enkel, Herrn Jobst Heinrich von Bülow auf Wamkow, Folgendes als durchaus wahrheitsgetreu mitgetheilt. Nachdem das Kloster Dobbertin schon außerordentlich unter den Preußischen Requisitionen zu leiden gehabt, steigerten diese sich immer mehr in's Maßlose. Der Klosterhauptmann widerstand endlich; er konnte zur Ausführung des Aufgegebenen nicht länger die Hand bieten, und wollte lieber Alles erdulden, als in den Ruin des ihm anvertrauten Klosters willigen. Da banden die Husaren dem alten 76jährigen Manne einen Strick um den Leib und ließen ihn zu Fuß neben ihren Pferden, mitunter Trapp reitend, nach Güstrow herlaufen. Von Güstrow ward er nach Demmin transportirt, in welcher Weise, ist nicht bekannt, und dort wieder entlassen. Aber diese unmenschliche Behandlung hatte Bülow's bis dahin feste Gesundheit tief erschüttert. Er kränkelte seitdem und starb nach drei Jahren, am 12. Juni 1762, $78^1/_2$ Jahre alt. Seine Leiche ward nach Woserin ins Erbbegräbniß gebracht.

Im Chorsaale des klösterlichen Convents zu Dobbertin hängt sein Bildniß. Es zeigt ein feines, kluges, energisches Gesicht. Treu im Berufe und vom Rechte nicht lassend, blieb er frischen Muthes standhaft in den Widerwärtigkeiten einer bösen Zeit. Seine Geschäftserfahrung und bis ins hohe Alter bewahrte Entschlossenheit im Handeln kamen der ihm so viele Jahre anvertrauten Amtsverwaltung zu gut, erwarben ihm ein berechtigtes Ansehn und Einfluß bei seinen Zeitgenossen im Lande, und machten ihn werth, auch bei späteren Geschlechtern in achtungsvoller Erinnerung zu bleiben.

Bülow hatte sich i. J. 1750, bereits 67 Jahre alt, zum zweiten Male vermählt mit der fünfundzwanzigjährigen Magdalene Ilsabe von Dessin. Wann er vorher Wittwer geworden, ist nicht bekannt. Aus erster Ehe hatte er keine Kinder. Die Bibel seiner ersten Frau, mit deren Namen Anna Catharina von Buchwald und dem Beisatze „Itzehoe 1696" — vielleicht ihrem Confirmationstage, — hielt er auch später hoch in Ehren, und trug die Namen seiner acht Kinder, die ihm noch in zweiter Ehe geboren wurden, in dieselbe ein, — jedem Kinde einen Segensspruch mit-

gebend: Zeugnisse seiner frommen Sinnesart, aber auch der schweren Noth der Zeit des siebenjährigen Krieges.

Bei dem ältesten Sohne, Jobst Heinrich, geb. 25. October 1751, heißt es:

„Wenn es Gott gefällt, so lasse Er ihn zu seines Namens Ehre aufwachsen, damit er möge bei Gott und Menschen beliebt sein."

Bei dem zweiten Sohne, Hans Christian, geb. 5. März 1753:

„Gott lasse ihn zu Seiner Ehre aufwachsen und gebe ihm Segen in allem seinen Vornehmen, daß er ehrlich durch die Welt kommen möge."

Bei der Geburt der ersten Tochter, Magdalene Dorothea, geb. 11. April 1754:

„Gott lasse es ihr wohl gehn."

Beim dritten Sohne, Carl Friedrich, geb. 14. Mai 1755:

„Gott lasse ihn zum Seegen aufwachsen und niemahlen an keinem Guten mangeln."

Beim vierten Sohne, Matthäus Franz, geb. 19. October 1756:

„Gott gebe ihm den Seegen Jacobs und lasse ihn alle Zeit wandeln in den Wegen Gottes."

Beim fünften Sohn, Johann Diederich Ludwig, geb. 20. October 1757:

„Gott wolle ihn zu Seiner Ehre aufwachsen lassen und gebe ihm mehr Freude in der Welt, als bei den jetzigen Zeiten ist, und Einer nicht weiß, ob er noch was behalten wird."

Bei der Geburt der zweiten Tochter, Catharina Sophia Gundula, geb. 15. September 1758:

„Gott lasse sie bessere Zeiten erleben, als wie itzo ist; denn in zwei Jahren von den Gütern nichts gehabt, und man weiß noch nicht, was weiter über uns verhängt ist. Gott wolle Sich unser Aller erbarmen und den lieben Frieden geben." —

Bei der Geburt des sechsten Sohnes und jüngsten Kindes, Gottlieb Friedenreich, geb. 25. September 1760:

„Gott gebe ganz Deutschland den lieben Frieden, und lasse ihn mit Gott und seinen Nächsten in Frieden leben und setze ihn zum Seegen ewiglich." —

Bülow hatte i. J. 1733 das Gut Grambow gekauft, von Sibilla Sophia von Uechtritz, Wittwe des Sächsischen Majors Nicolaus Christian von Weltzien. Er veräußerte es aber wieder an den Hauptmann Joachim Ulrich von Bülow aus dem Hause Scharsdorf. Im Jahre 1755 unter-

schrieb er mit den Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich. Im Jahre 1761 fiel ihm durch den Tod seines Lehnsvetters Lotharius von Bülow, welcher als hannoverscher General bei Marburg geblieben war, das Gut Borkow zu. Aber ungeachtet dieser Erbschaft waren seine Vermögensverhältnisse bei seinem Tode sehr ungünstig. Die Güter waren in Folge des schweren Bedrucks unter Herzog Carl Leopold und dann durch die unerträglichen Lasten des siebenjährigen Krieges hoch verschuldet. Seine Wittwe zog mit ihren acht Kindern, von denen das älteste noch nicht elf, das jüngste noch nicht zwei Jahre zählte, zu deren Erziehung nach Güstrow. Es erfolgten nun große Capital-Kündigungen. Ein Vormund war nicht bestellt. Die Wittwe wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie Borkow an einen Herrn von Seitz verkaufte, Woserin aber auf längere Jahre an Herrn von Pritzbuer verpfändete. Es blieb ihr nur eine geringe Rente und sie lebte mit ihrer Kinderschaar in großer Dürftigkeit. Indessen ihr Bruder, Herr von Dessin auf Wamkow, Leetzen, Görslow und Stieten, unterstützte sie. Dieser starb den 21. Januar 1791 mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens, ohne Lehnserben. Bei der Erbtheilung erhielt Frau von Bülow über 79,000 Thaler. So kam sie nach langer, schwerer, wohlbestandener Prüfung durch Gottes Rath mit den Ihrigen aus aller äußerer Noth. Sie kaufte Joh. 1791 aus der Erbschaft ihres Bruders das Gut Wamkow, blieb aber in Güstrow, wo sie am Domplatze ein kleines Haus besaß, und starb daselbst am 5. December 1793.

Die Segenssprüche, welche der Klosterhauptmann Jobst Heinrich von Bülow seinen Kindern fürs Leben mitgab, haben sich in mannigfacher Weise kräftig erwiesen; bei seinem zweitgeborenen und seinem jüngsten Sohne auch in der Weise, daß in deren Nachkommenschaft sich mecklenburgischer Gutsbesitz erhalten hat. Enkel des Ersteren besitzen Kuhlen und Tessin; ein Sohn des Letzteren lebt noch auf Wamkow, hat aber dies Gut dem einen seiner beiden Söhne abgetreten, dem anderen die zum Hauptgute erhobene, frühere Pertinenz Dessin.

Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.

IV.

Henning Friedrich, der erste Graf Bassewitz,

geb. 17. Nov. 1680, gest. 1. Jan. 1749.

Holstein-Gottorp'scher Geheimeraths-Präsident und Kaiserlicher Geheimerath.

(Von dessen Nachkommen im vierten Gliede: Adolf Graf von Bassewitz auf Prebberede c. p., Seniorats-herr auf Wohrenstorf c. p.)

Henning Friedrich, des Heiligen Römischen Reichs Graf von Bassewitz, derer St. Andreas und Alexander Newsky Orden Ritter, Ihro Römisch- und Russisch-Kaiserlichen M. M. Geheimerath, Holstein-Gottorpscher Präsident des Geheimen Raths, und Ober-Hofmarschall, Klosterhauptmann zu Dobbertin, auf Prebberede, Jahmen und Griewe in Mecklenburg Erbherr, war der älteste Sohn des Landraths Philipp Cuno von Bassewitz auf Dalwitz und Prebberede (geb. 1653, gest. 1714), und dessen erster Gemahlin Catharina Oelgardt, geb. von Lehsten, verwittweten von der Kettenburg. Sein Großvater war der Landrath Henning von Bassewitz auf Dalwitz (gest. 1662), die Großmutter Anna Barbara von Streiff (aus dem Elsaß).

Ἀνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον, ὅς μάλα πολλὰ πλάγχθη! Diese Ueberschrift könnte man seiner Lebensbeschreibung, wenn solche ausführlicher behandelt werden sollte, ziemlich zutreffend geben, das werden auch schon kurze Andeutungen aus der Geschichte dieses Mannes zeigen.

Henning Friedrich von Bassewitz war geboren am 17. November 1680, und starb zu Dobbertin am 1. Januar 1749, im 46. Jahre seiner Ehe

mit Anna Maria, Tochter des Schleswig-Holsteinschen Staatsraths und Domherrn zu Hamburg, Bernhard von Clausenheim. Sein Leben war ein unruhiges und bewegtes! Nachdem er in Rostock und Leyden studirt und heiter gelebt hatte, ward er zuerst Kammerjunker und dann Oberschenk am Hofe des Herzogs von Mecklenburg. Als solcher soll er einst den blinden Gehorsam verfochten, und darauf, um ihn auf die Probe zu stellen, vom Herzog den Befehl erhalten haben, von der Schloßbrücke, wo man sich gerade befand, in's Wasser zu springen. Unverzüglich kam er dem nach, und wäre, des Schwimmens unkundig, fast ertrunken. Eines Tages verleitete ihn eine etwas übermüthige Heiterkeit beim Glase Wein dazu, sich als Dichter zu versuchen; weil er aber seiner Feder allzu freien Lauf dabei ließ, so wurde das die Veranlassung dazu, daß er den Mecklenburgschen Hof verlassen mußte! Er trat nun (1711) als Landrath und Amtmann zu Husum in Holstein Gottorpsche Dienste, in welchen er dann bald seine Kräfte ganz dem jungen Herzoge Carl Friedrich widmete, dessen Geheimerath er 1719 wurde.

Henning Friedrich hatte sich im Jahre 1703 mit Anna Maria von Clausenheim vermählt, und mit Hülfe deren Brautschatzes die Güter Prebberede und Griewe von seinem Vater übernommen. Später (1730) kaufte er noch die Wardower Güter von dem Hauptmann von Lehsten, doch ging dieser Handel wieder zurück und Bassewitz behielt davon nur Jahmen. So kamen die noch jetzt vereinigten Güter in eine Hand.

Als Bassewitz Schwerin verließ, erhielt er, wohl zum Theil durch den Kredit der Verwandten seiner Frau, in Holstein die Aemter Husum und Schwabstedt, und den Titel Etatsrath; in Folge des Dänischen Krieges mußte er jedoch diese theuer erworbenen Aemter verlassen, und wurde nun, nachdem er es ausgeschlagen hatte, in Dänische Dienste zu treten, im Dienste des Herzogs von Holstein, dessen Mutter eine Schwedische Prinzessin war, zuerst als Gesandter nach Berlin geschickt, wo er zwischen dem Könige und dem Herzog Administrator 1713 einen Vergleich abschloß, in Folge dessen nachher, mit Hülfe Mentzikoffs, Stettin von Preußischen und Holsteinischen Truppen besetzt wurde, und 1720 an Preußen kam.

Im Jahre 1714 wurde Bassewitz nach Petersburg gesandt. Vor der Abreise rief ihm in Berlin der Freiherr von Götz über Tafel zu, er möge, wenn er nach Sibirien gesandt werde, nicht vergessen, ihm einen Zobel-Pelz zu schicken. Am 22. Februar wurde er dem Czaren vorgestellt. Man fing aber an, ihn in Petersburg für einen Schwedischen Kundschafter zu halten, und Peter I. rief wirklich einmal aus, er wolle den Kerl nach Sibirien schicken!

Bassewitz wurde bald zurückgerufen. Auf dem Rückwege entwandte ihm sein Secretär sämmtliche Papiere, wie es scheint, auf Befehl eines Anderen, doch Bassewitz, als er die Papiere suchend, „das leere Nest fand," warf sich, rasch entschlossen, auf's Pferd, und war so glücklich, die Post, in welcher der Secretär sich befand, obgleich solche 11 Stunden voraus hatte, vor Danzig einzuholen, und sich wieder in den Besitz seiner Papiere zu setzen. Er ging nun nach Schweden, wo sein Herzog, welcher auf die Thronfolge dort hoffte, verweilte. Mit diesem begab sich Bassewitz darauf an die Höfe von Hannover, Berlin und Dresden, um Recht zu suchen, und schließlich nach Wien. Schon vor diesen Reisen, bei der Landung in Rostock, hatte der Herzog ein Einladungsschreiben Kaiser Peters I. nach Rußland vorgefunden, in seiner Antwort jedoch gebeten, ihm zu gestatten, zuvörderst bei den Deutschen Fürsten und bei dem Oberhaupte des Deutschen Reichs, dem Kaiser, Vorstellungen wegen der ihm widerfahrenen Bedrückungen thun zu dürfen. Die Aufnahme war nun zwar überall eine besonders freundliche und zuvorkommende, doch war ein Mehreres nicht zu erreichen. Nachdem man sich dann in Wien vergewissert hatte, daß eine Reise nach Rußland nicht übel aufgenommen werden solle, entschloß sich der Herzog zu dieser Reise, und ging nach Petersburg, da Bassewitz sich vom Czaren das Meiste versprach und auch vor Stettin früher mit Mentzikoff näher bekannt geworden war. Es wurden in Rußland auch alle möglichen Versprechungen gemacht, aber plötzlich Frieden mit Schweden geschlossen. Als die Nachricht hiervon dem Herzoge zuging, sandte dieser Bassewitz zum Czaren, um zu fragen, in welcher Weise derselbe für ihn gesorgt habe. Dieser erwiederte, der Himmel habe es diesmal nicht zugelassen, das zu thun, was er so gerne gethan haben würde; er werde aber nun nach dem Frieden besser für den Herzog wirken können, und werde seiner nicht vergessen. Bassewitz antwortete freimüthig: er wünsche, diese neue Zusage möge besser in Erfüllung gehen, als so manche alte, auf die sein Gebieter sich verlassen habe, als er nach Rußland gekommen sei; ihn selbst aber werde der Gram in die Grube bringen, weil er so einfältig gewesen sei, zu glauben, es gebe einen Sterblichen, der sein Wort halte, und daß er einen Sprößling der Wasa nach Rußland geführt habe, um dort der Politik zum Spielball zu dienen! Alle Umstehenden erblaßten. Der Czar aber gerieth nicht in Zorn, sondern sagte: die Verirrungen des wahren Eifers verdienten Nachsicht; er wünsche wohl, daß ihm viele mit solchem Eifer dienen möchten. Dann reichte er Bassewitz ein Deckelglas mit den Worten:

„Trinkt auf die Gesundheit Eueres Herrn, ihr sollt sehen, daß ihr nicht Ursache habt, es zu bereuen, ihn nach Rußland geführt zu haben."

Etwa zwei Jahre darauf, im December 1722 ging Bassewitz mit einer russischen Gesandtschaft von Moskau nach Schweden ab, um sich der Interessen seines Herrn dort anzunehmen, eine Reise, welche, des Eises wegen, mit den größten Gefahren und Ungemach verbunden war. Es wurde dem Herzog ein Jahrgeld dort zugesagt, und auch wohl einige Aussichten oder Hoffnungen gemacht, und als Bassewitz dann i. J. 1724 nach Petersburg zurückkehrte, fand die Verlobung des Herzogs Carl Friedrich mit einer Tochter Peters des Großen statt. Der treue Diener wurde an dem Tage zum Premier-Minister seines Herrn ernannt, und erhielt vom Kaiser dessen kostbar in Brillanten gefaßtes Porträt, zugleich auch das Versprechen des Andreas-Orden für den Vermählungstag seines Herrn.

Bald darauf erkrankte der Czar und starb. Die Kaiserin folgte ihm auf dem Throne, und hatte das zum guten Theile Bassewitz zu danken, der ihren Muth und ihre Energie zu beleben, und sie zu raschem Entschluß und Handeln zu bewegen wußte. Er empfing dann, bei der nicht lange darauf erfolgenden Vermählung des Herzogs, aus den Händen der Kaiserin den Andreas-Orden, und später sogar denjenigen Stern desselben, welchen der Kaiser selbst getragen hatte.

Im Jahre 1726 trat die Kaiserin in nähere Beziehungen zu Wien: Auch dazu wirkte Bassewitz mit, und erreichte einen Nebenvertrag zu Gunsten des Herzogs von Holstein, dem eine gewisse Summe Geldes, und der Titel „Königliche Hoheit" zugesagt wurden. In Folge dessen erhob Kaiser Carl VI. Bassewitz in den Reichsgrafenstand, und schenkte ihm sein Porträt in Brillanten, nebst 30,000 Gulden, und die Kaiserin Katharina begnadigte ihn mit Gütern in Liesland. In Esthland hatte er selbst schon früher Gütter gekauft, und dort auch für sich und seine Nachkommen das Indigenat erhalten. Sowohl die Esthländischen, wie die Liefländischen Güter verkaufte er später, auf den Rath der Herzogin, um sie nicht ganz zu verlieren, an den Fürsten Mentzikoff für 36,000 Rubel, obgleich solche auf 150,000 Rubel geschätzt waren. Bei der Abreise aus Rußland sandte ihm Kaiser Peter II. den Titel eines Russ. Geheimeraths auf's Schiff nach.

Auch auf dem Congreß von Soissons war Bassewitz, und vertrat dort seinen Herrn. Er ging über Wien, wo er das Nöthige verabredete, dorthin. Bei seiner Rückkehr von dort fand er seine Ernennung zum kaiserlichen Geheimerath vor, die ihm Graf Sinzendorf übersandte, und wurden

bei dieser Gelegenheit früher verheißene 50,000 Gulden in eine jährliche Rente von 4000 Gulden umgewandelt.

Während seiner Abwesenheit war die Herzogin von Holstein gestorben, und der Herzog hatte seine Residenz in Neustadt genommen. Bassewitzens Gegner hatten des Herzogs Ohr gewonnen, um so leichter, als der Erstere seinem Herrn von Soissons aus brieflich Vorstellungen wegen seiner Verschwendung machte, die nicht gefielen. Man versuchte nun, ihn, nach seiner Ankunft in Neustadt, dort festzuhalten, um sich seiner Papiere zu bemächtigen. Das erfuhr Bassewitz durch seinen Kammerdiener, ließ in der Nacht Pferde bereit halten, und entkam auf diesen nach Hamburg, von wo er sich dann nach Mecklenburg begab. Es wurde ein Prozeß gegen ihn angestrengt, aber später zu Lübeck durch einen Vergleich beigelegt, wonach ihm noch einige Gelder zugezahlt werden sollten.

Sein Leben beschloß Bassewitz als Klosterhauptmann von Dobbertin! Nach der großen Unruhe, in welcher er den größten Theil desselben verbracht hatte, war das ein unerwartet ruhiger Schluß, und doch deutet auch der Umstand, daß er noch am Ende seines vielbewegten Lebens eine solche Stellung annahm, nicht auf eigentliche Ruhe des Gemüths, wie auch seine Vermögensverhältnisse nicht glänzend waren.

Sei dem, wie ihm wolle, — ein schönes Loos war ihm jedenfalls zugefallen: eheliches Glück! — Seine Frau hatte ihm elf Kinder geboren, und überlebte ihn. Bei der Erhebung in den Reichsgrafenstand nahm er deren Wappen mit in das Seinige auf, und sagt darüber: „Denn hat sie durch ihre Standhaftigkeit, Gebet und gute Aufführung mein Glück mit befördert, so mag ihr auch diese Ehre wohl zum Gedächtniß bleiben."

Nachschrift des Herausgebers.

Die staatsmännische Begabung dieses ersten Grafen seines Geschlechts hat sich in seiner Nachkommenschaft in hervorragender Weise vererbt. Sein Sohn Carl Friedrich, geb. 19. März 1720, gest. 14. Mai 1783, war Mecklenburg-Schwerinscher Geheimeraths-Präsident und Minister; dessen Sohn Bernhard Friedrich, geb. 24. Juni 1756, gest. 22. Mai 1816, gleichfalls; und des letzteren Enkel, Henning Carl Friedrich, geb. 27. Oct. 1814, bekleidet gegenwärtig dies hohe Amt. —

V.

Geheimerath Baron Gottfried Rudolf von Ditmar,

geb. 1716, gest. 1795.

(Aus der Allgemeinen Deutschen Biographie. Leipzig. Verlag von Dunker & Humblot. 5. Band. Beitrag von Fromm in Schwerin.)

Ditmar ward im Febr. 1716 zu Schlagsdorf im Ratzeburgischen geboren, wo sein Vater Prediger war. Er studirte die Rechte zu Wittenberg und wurde Justitiar des Grafen Rantzau zu Bramstedt. Später trat er in den Dienst des Herzogs Carl Leopold von Mecklenburg; wurde am 6. Sept. 1740 Kanzlist, am 6. Mai 1741 geheimer Secretair und am 7. April 1745 Kanzleirath. Der Herzog Christian II. Ludwig ernannte ihn am 12. Dec. 1747 zum Regierungsrath, am 12. Mai 1750 zum Vicekanzler, am 5. Mai 1752 zum wirklichen Geheimerath und erwirkte 1753 seine Erhebung in den Freiherrnstand, nachdem er zu Wien, wo er seit 1750 als Bevollmächtigter des Herzogs lebte, dessen Gerechtsame in den Zwistigkeiten mit den Landständen vor der Hofcommission mit Geschick wahrgenommen hatte.

Hierauf nach Mecklenburg zurückgekehrt, wurde er der eigentliche Schöpfer des Landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs vom Jahre 1755. Am 8. Juni 1762 entließ ihn der Herzog Friedrich von Mecklenburg aus seinen Diensten; 1769 wurde er als Reichshofrath nach Wien berufen, mußte diese Stelle aber niederlegen, da er in finanzielle Bedrängnisse gerathen war und seine Gläubiger nicht hatte befriedigen können. Einen Ruf des

Kurfürsten von Pfalzbaiern lehnte er ab und begab sich zum Herzog Friedrich Franz nach Ludwigslust zurück, dessen Rath er bis zu seinem am 17. Januar 1795 in Schwerin erfolgten Tode blieb. —

Anmerkung des Herausgebers.

Ditmar war zweifellos ein Mann von bedeutender Persönlichkeit, sein Wirken als Mecklenburgischer Staatsmann hervorragend, — im Erfolge bis heute kaum übertroffen. Mecklenburg wäre es ihm wohl schuldig, ihm einen Biographen zu liefern! Das Großherzogliche Archiv zu Schwerin enthält dazu gewiß reiches, interessantes Material.

VI.

Geheimeraths-Präsident
Stephan Werner von Dewitz auf Cölpin,

geb. 20. März 1726, gest. 26. Jan. 1800.

(Von seinem Nachkommen, dem Pr. Lieutenant der Landwehr-Cavallerie Stephan Werner von Dewitz zu Roggenhagen.)

Am 26. Januar 1800 starb zu Schwerin Seine Excellenz der Mecklenburg-Schwerinsche Geheimeraths-Präsident und Minister Stephan Werner von Dewitz, nachdem er fast sein 74. Lebensjahr beendet hatte.

Sein Vater, Otto Balthasar von Dewitz, hatte in Königlich Dänischen Diensten gestanden. Nachdem derselbe als Oberstlieutenant seinen Abschied genommen, zog er sich mit seiner Gemahlin, Frau Dorothea Elisabeth geb. von Raven auf sein altes Erb- und Stammgut Cölpin in Mecklenburg-Strelitz zurück. Hier wurde Stephan Werner am 20. März 1726 geboren und mit besonderer Freude begrüßt, nachdem ihm fünf Schwestern vorausgegangen waren; es folgten ihm noch drei Brüder und zwei Schwestern.

Die Erziehung des jungen Dewitz war eine sehr einfache. Er selbst sagt u. A.: „Bei meinen seeligen Eltern mußten wir vier Brüder nebst dem Hofmeister außer dem Hause logiren, die Schwestern hatten über dem Wohnzimmer der Eltern eine Stube, die nicht geheitzet werden konnte, sondern bloß durch ein Loch im Boden, über dem Ofen des untersten

Zimmers, etwas Wärme erhielte. Meine Eltern selbst waren enge, kalt und schlecht logiret." Auch rühmt er in seinem Alter, daß er einfach auferzogen, und schreibt: „Ich danke es meinen würdigen seeligen Eltern, daß sie mich nicht verzärtelt, sondern bei Hausmannskost auferzogen haben." Dabei lernte Stephan Werner Gottes Wort kennen und schätzen, worüber Folgendes von ihm gesagt wird: „Noch danke ich es meinen frommen seeligen Eltern, daß sie mich von meiner ersten Kindheit an fleißig zur Anhörung von Gottes Wort gehalten und gemahnet haben. Es ist und bleibt wahr, es ist eine seelige Stunde, darinnen man des Dreieinigen Gottes gedenket."

Im Jahre 1742 wurde Stephan Werner, nachdem er kurz zuvor von dem Pastor Becmann confirmirt worden war, auf die Ritterakademie zu Brandenburg an der Havel zu seiner weiteren Ausbildung entsandt und drei Jahre später ging er auf die Universität Jena. Hier gab er bei Gelegenheit der Promotion eines Italieners eine kleine Abhandlung in italienischer Sprache heraus: „I Principali Priuilegi delle Genti-donne di Mecklenburgo" (Von dem Erbjungfern Recht der adligen Fräulein in Mecklenburg), die wegen ihrer Zierlichkeit bewundert ward. Außer dem Deutschen und Italienischen sprach Stephan Werner mit besonderer Fertigkeit englisch und französisch.

Nach vollendeten akademischen Studien trat Dewitz 1750 die Stelle eines Kammerjunkers bei dem damals zu Mirow residirenden Herzog Carl Ludwig Friedrich zu Mecklenburg an. „Als ich mich," sagt er „1750 zu Mirow bei dem appanagirten Herzoge als dem successori eventuali der Herzoglich Mecklenburg-Strelitz'schen Lande als Kammerjunker ohne Gage in Diensten gab, geschah es unter der ausdrücklichsten, gnädigsten Zusage, daß ich bey künftiger Regierungsveränderung bey der Herzoglichen Justiz-Canzley als Rath mit sollte angestellet werden."

Obwohl besagter Herzog bereits den 5. Juni 1752 starb, so setzte der Kammerjunker von Dewitz seine Dienste bei der Durchlauchtigen Frau Wittwe und deren Kindern fort, wobei er außerordentlichen Beifall für seinen Eifer erntete.

Am 11. December 1752 starb auch der Herzog Adolph Friedrich III. von Mecklenburg-Strelitz. Da dieser keine Söhne hinterließ, ging die Regierung auf den ältesten Sohn Carl Ludwig Friedrich's, den erst 15 Jahre alten Herzog Adolph Friedrich IV. über. Nach dem Testament des Vaters war die Mutter, Herzogin Elisabeth aus dem Hause Hildburghausen, zur

Vormünderin bestimmt und übernahm als solche die Regierung für ihren Sohn, obwohl nach den Hausgesetzen dies dem ältesten Agnaten, also dem Herzog Christian Ludwig II. von Mecklenburg-Schwerin zukam. Derselbe ließ daher fünf Compagnien Schwerinscher Truppen in Strelitz einrücken, denen das Strelitzer Militär wich. Der Herzog selbst floh nach Greifswald, wo er die Universität beziehen sollte, und Dewitz begleitete ihn dorthin. Unter dem 19. Januar 1753 erklärte Kaiser Franz I. den Herzog Adolph Friedrich IV. für volljährig, und dieser sandte nach Empfang des Kaiserlichen Diploms den Kammerjunker von Dewitz am 27. Januar zu dem Herzog Christian Ludwig II. von Schwerin, um demselben von dem Geschehenen Anzeige zu machen.

Am 2. März verließ der Herzog Greifswald, hielt seinen feierlichen Einzug in Neu-Strelitz und ernannte am 15. März den Kammerjunker von Dewitz zum Wirklichen Kanzleirath mit Sitz und Stimme in der Herzoglichen Justiz-Kanzlei.

Bald darauf trat v. D. als Mitglied in die Deutsche Gesellschaft zu Greifswald. J. C. Dähnert sagt darüber in seiner Pommerschen Bibliothek: „Auch ist der gelehrte und geschickte Herr S. W. von Dewitz, Sr. herzgl. Durchlaucht von Mecklenburg-Strelitz Kammerjunker und wirklicher Hof- und Justiz-Rath, dieser gesellschaftlichen Verbindung beigetreten."

Bevor Stephan Werner in herzogliche Dienste getreten war, verstarb am 16. Juni 1749 sein Vater. Bei der Cavelung mit seinen Brüdern am 5. Oct. 1753 wurde er Besitzer von Cölpin. Zunächst hatte er allerlei Verdrießlichkeiten zu bestehen, welche durch Grenzstreitigkeiten zwischen Cölpin und den herzogl. Dörfern und Meiereien Pragsdorf, Käbelich, Rülow und Kuhblank entstanden waren. Endlich trug er auf Einsetzung einer Commission an, und schloß im J. 1754 einen gütlichen Vergleich mit der herzogl. Kammer. Die Grenzen wurden genau bestimmt und gemeinsam ein für Jahrhunderte dauerhafter Wall aufgeworfen.

Im J. 1755 begleitete der nunmehrige Justizrath den Herzog auf einer Reise nach Frankreich, der Schweiz, Italien und Holland. Als die Reisenden bei dieser Gelegenheit in Magdeburg einfuhren, schlug durch Unachtsamkeit des Thorwärters der Thorbaum auf den herzoglichen Wagen, in welchem der Justizrath rückwärts saß, zwischen dem Wagenkasten und dem Kutscher so heftig nieder, daß der Wagen zerschmettert, niemand aber verletzt wurde. Während dieser Reise ernannte der Herzog seinen Begleiter zum Geheimen Legationsrath und sandte ihn nach seiner Rückkehr wieder-

holentlich an die Höfe zu Berlin, Hannover und Schwerin, ebenso zu den Preußischen und Schwedischen Armeen während des siebenjährigen Krieges, wo er sich zum Besten der Strelitzer Lande verwenden mußte und dies allemal mit dem gnädigsten Beifall seines Herrn ausführte.

Im Juni 1759 wurde der Geheime Legationsrath dem Prinzen Carl Ludwig Friedrich zur Begleitung auf der Reise nach Hannover und Cassel beigegeben, und im September desselben Jahres ging er mit dem Prinzen Ernst Gottlieb Albrecht, der in Kaiserliche Kriegsdienste aufgenommen war, nach Wien, wo er sich fast ein Jahr aufhielt. Während dieser Zeit erfolgte 1760 seine Ernennung zum Schloßhauptmann; auch wurde ihm 1761 Sitz und Stimme im Geheimeraths-Collegio ertheilt.

König Georg III. von England vermählte sich 1761 mit der Prinzessin Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, einer Schwester des Herzogs Adolf Friedrich IV. Am 17. August trat die hohe Braut ihre Reise nach England an; in ihrer Begleitung finden wir den Schloßhauptmann von Dewitz. In Stade schiffte man sich ein; die Königliche Braut wurde von der Jacht „Charlotte" aufgenommen, der Schloßhauptmann bestieg die Jacht „Augusta"; ein ansehnliches Geschwader von Kriegsschiffen diente zum Geleite. Kaum war man auf offener See, als ein Sturm losbrach, der die Schiffe von einander trennte. Die „Augusta" wurde derartig beschädigt, daß am 30. August der Untergang des Schiffes erwartet wurde. Hülfe konnte nicht geleistet werden, da jedes Schiff mit sich selbst zu thun hatte; da zum Glück legte sich der Sturm und am 7. September lief auch die „Augusta" zugleich mit der Königlichen Braut in den Hafen von Harwich. Der Schloßhauptmann von Dewitz vergaß die Hülfe des großen Gottes nicht, die ihm zu Theil geworden war; sein ganzes Leben hindurch feierte er den 30. August als einen Lob- und Dank-Tag.

In London verweilte Dewitz bis zum Ende des folgenden Jahres und traf erst im Januar 1763 wieder in Neu-Strelitz ein. Innerhalb dieser Zeit, im J. 1762, erhielt er dort durch den Kaiserl. Russischen Gesandten zu Wien, Grafen von Kayserling, dessen Aufmerksamkeit er bei seiner früheren Anwesenheit in Wien auf sich gelenkt hatte, den Ruf als Großfürstlicher Geheimrath cum voto et sessione in die Regierung zu Kiel*) und als

*) 1741—62 regierte in Rußland Kaiserin Elisabeth, die jüngste Tochter Peters des Großen. Nach Verfügung Elisabeths folgt ihr der Sohn ihrer Schwester, Peter, Herzog von Holstein-Gottorp. Hieraus erklärt sich, daß der russische Gesandte einen Geh. Rath für die Kieler Regierung sucht.

Großfürstlicher Wirklicher Gesandter nach Regensburg zu gehen, mit einer Besoldung von 2000 Thaler schwerem Gelde. Dieses Anerbieten lehnte Dewitz ab. Nachdem er im J. 1763 zum Wirklichen Geheimrath ernannt worden war, ging er schon im Juli desselben Jahres aufs Neue und zwar zugleich als außerordentlicher Mecklenburg-Schwerinscher und Strelitzscher Gesandter an den Londoner Hof. Der Auftrag betraf die daselbst für Mecklenburg-Schwerin glücklich zu Stande gebrachte „negoce" wegen Reluition der an Chur-Hannover verhypothecirten Aemter, so wie die Befestigung eines genaueren Verständnisses zwischen dem Königlich Englischen und dem herzogl. Mecklenb.-Strelitzschen Hause. In London wurde dem Geheimrath so viel Wohlwollen zu Theil, daß er seinen dortigen Aufenthalt zu den angenehmsten Zeiten seines Lebens zählte.

Mit dem Mecklenburgischen Prinzen Ernst begab sich Dewitz 1764 nach Oxford, wo beide zu Doktoren der Rechte von der Universität creirt wurden.

Bei der Rückkehr nach Neu-Strelitz im Frühjahr 1765 ward von Dewitz Direktor des Kammer-Collegii, welches Amt er bis zum 4. Juli des Jahres 1770 fortführte. Dann legte er dies nieder, da nach dem im Jahre 1769 erfolgten Ableben des Ober-Hofmarschalls von Zesterfleth das Direktorium des Herzogl. Geheimeraths-Collegii auf ihn übergegangen war.

Aus dem Jahre 1766 findet sich in der Reisebeschreibung von Thomas Nugent folgende Schilderung über die Persönlichkeit von Stephan Werner von Dewitz:

„Herr von Dewitz ist lang von Statur, schlank, blauäugig und schön von Gesicht. Er hat einen einnehmenden Anstand und ist dabei leutselig und gesprächig. Er ist munter ohne doch leichtsinnig zu sein; kühn zu großen Unternehmungen, aber nicht unbedachtsam; ein Wirth, ohne daß man ihn einer zu großen Sparsamkeit beschuldigen könnte und ein wahrer Verehrer der Religion ohne Bigotterie und Vorurtheile. So sehr Hofmann er ist, so sehr ist er doch Feind aller Schmeichelei, und hält auf sein gegebenes Wort pünktlich. In seiner Miene und seinem ganzen Wesen herrscht eine Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit, die jeden für ihn einnimmt. Mit den schönen Wissenschaften und Künsten ist er völlig bekannt und jedem Gelehrten ein wahrer Mäcen."

Nach der Rückkehr aus England hatte v. D. am Ende des Jahres 1765 bei dem Herrn von Gentzkow auf Jatzke das Fräulein Marie Helene Tugendreich von Bardeleben kennen gelernt, eine Tochter des Hauptmanns

Otto Friedrich von Bardeleben auf Gentzkow und der Frau Marie Charlotte geb. v. Bardeleben aus dem Hause Selkow. Sie war am 27. März 1746 geboren und von frommen Eltern fern vom Hofe und der großen Welt erzogen. Durch ihr stilles Wesen und ihren frommen Sinn gewann sie das Herz des ernsten Mannes, der sich am 31. Januar 1766 mit ihr verheirathete. Es existirt noch jetzt ein Brief der Königin Charlotte von England in origine, auf dessen Umschlag St. Werner bemerkte: „Ihre Majestät die Königin von England haben mir dies am 31. December 1764 Abends, als ich das Glück hatte beiderseits Majestäten aufzuwarten, versiegelt gegeben mit dem Befehl, es nicht eher zu entsiegeln und zu lesen als an meinem Hochzeitstage." Als dieser Brief nun eröffnet wurde, fand das junge Paar folgende Worte: „Monsieur que le ciel benie votre mariage, et que vous êtes heureux, le plus heureux des hommes — Personne peut prendre plus de part que Moi, Charlotte."

Die Ehe war eine sehr glückliche und freute sich Dewitz, eine Gattin zu haben, die durch ihre trefflichen Eigenschaften und ihr freundliches Betragen den Beifall von Hohen und Niederen erwarb. Auch der innige Wunsch nach Nachkommenschaft trat bald in Erfüllung, da die Gattin am 19. August 1767 von einem Sohn entbunden wurde. So groß aber das Glück und die Freude waren, um so heftiger war der Schmerz, als die Gemahlin drei Tage nach der Entbindung von den bösartigsten Blattern befallen wurde und am 22. desselben Monats das Zeitliche mit dem Ewigen wechselte. Der Sohn, welcher ebenfalls von dieser Krankheit ergriffen wurde, folgte seiner Mutter, nachdem er in der heiligen Taufe die Namen Georg Friedrich erhalten hatte. Der tiefgebeugte Gatte zog sich damals einige Zeit vom Hofe zurück und besuchte seine Freunde in Mecklenburg und Pommern.

Als Dewitz als Kammerdirektor im November 1767 zur Stütze des betagten Ober-Hofmarschalls von Zesterfleth zum Hofmarschall ernannt war, ward er auf den Landtag zu Sternberg gesandt und traf bei dieser Gelegenheit mit Bernhardine von Bülow, geb. d. 8. Febr. 1747, Tochter des Hauptmann Curt Hans von Bülow auf Schönwalde und Prützen und der Frau Hartwiga Dorothea, geb. von Bülow a. d. H. Cammin, zusammen. Sehr bald bewarb er sich um ihre Hand und die eheliche Verbindung wurde am 5. Februar 1768 zu Schönwalde vollzogen. Dewitz hat oft ausgesprochen, daß er deutlich erfahren habe, wie tief der Herr verwunden, aber auch wie herrlich er heilen könne. Er könne dem Herrn seinem Gotte

nicht genugsam danken für die Gnade, die ihm durch seine Gemahlin erwiesen sei.

Am 18. September 1768 vermählte sich der Herzog Carl von Mecklenburg mit der Prinzessin Friederike Karoline Luise von Hessen-Darmstadt, und wurde deshalb Dewitz von dem Herzoge Adolf Friedrich nach Darmstadt gesandt um die Ehepakten zum Abschluß zu bringen und der Vermählungsfeier beizuwohnen.

Nach dem am 6. Januar 1769 erfolgten Ableben des Ober-Hofmarschalls von Zesterfleth legte Dewitz nicht nur, wie bereits gesagt, das Amt als Direktor der herzoglichen Kammer nieder, sondern er bat auch um Entbindung von dem Amte des Hofmarschalls, welches er nur unter der Bedingung übernommen hatte, daß er es nicht länger verwalten dürfe, als er dem hochverdienten Ober-Hofmarschall eine Erleichterung gewähren könne. Im Jahre 1773 wurde Dewitz erster Geheimerrath des Regierungs-Collegii und ward in demselben Jahre von dem Könige von Polen mit dem Stanislaus- und Weißen Adler-Orden decorirt.

Die Stellung eines Geheimeraths-Präsidenten bekleidete Dewitz zu Neu-Strelitz bis zum Jahre 1784. Am 14. Mai 1783 verstarb nämlich zu Schwerin der dortige herzogliche Hofmeister und Geheimeraths-Präsident S. Excell. der Graf von Bassewitz auf Prebberede. Im Herbst des Jahres wurde der Geheimerath und Oberhofmarschall von Lützow von Ludwigslust nach Neubrandenburg und Neu-Strelitz gesandt, um von dem regierenden Herzoge die Dimission des Präsidenten von Dewitz, von diesem selbst aber die Einwilligung, die Stelle eines Geheimeraths-Präsidenten und Lehns-Canzlers in Schwerin anzunehmen, zu erwirken.

Das Gerücht, daß ihm vielleicht dieses Anerbieten werden würde, hatte Dewitz schon mehrfach vernommen. Aber gleichzeitig waren ihm auch andere Persönlichkeiten genannt worden, die für den erledigten Posten in Schwerin ausersehen sein sollten. Er hatte sich deshalb schließlich vorgenommen, seinerseits keine Schritte zu thun, sich um diesen Posten zu bemühen; würde ihm aber dennoch die Aufforderung zu Theil, die erledigte Stelle in Schwerin zu übernehmen, so müsse er es als einen Wink Gottes ansehen und dem Rufe folgen. Als Lützow ihm den herzoglichen Auftrag überbrachte, sagte er: „Wärest Du vor drei bis vier Monaten gekommen, ich hätte den Ruf nicht angenommen, nun aber nehme ich ihn an."

An den Herzog Adolf Friedrich IV., der seine Einwilligung gegeben, richtete Dewitz kurz vor seiner Abreise folgendes Schreiben:

„Durchlauchtigster Herr;
„Gnädigster Fürst und Herr!

„Je näher der Zeitpunkt herbeieilet, da ich nach göttlicher Fügung die „hiesige Laufbahn beschließen und meine bisherigen treu-unterthänigsten „Dienste niederlegen werde, desto mehr unterhält beim Zurückdenken an „die verflossenen Jahre derselben mich der Gedanke: gieb Red und Ant„wort von deinen geführten Aemtern und bekleideten Würden. Unter gött„licher Gesegnung und Beistande habe ich das Glück und die Gnade „erlebet, von Ew. Herz. Durchlaucht Regierung an vom Cammerjunker „bis zum Hofmarschall herauf zu dienen, dann auch als Hof- und Justiz„Rath, Geheimer-Legations-Rath, Geheimer-Rath, Direktor des Kammer„und Forst-Collegii und endlich als Geheimerraths-Präsident, nach und „nach bei den mehrsten Collegiis (das Consistorium und die Lehnskanzlei „ausgenommen) und denen übrigen errichteten Departements, als dem „Münzwesen, der Geheimen und Ministerial-Commission, angestellt zu sein, „auch sonst in verschiedenen wichtigen Negotiationen, Verschickungen und „Gesandschaften zu Wien, London, Berlin, Hannover, Schwerin p. p. ge„braucht zu werden.

„Mit meinem Wissen und Willen glaube ich in Ew. Durchlaucht „Dienst nichts verabsäumet, sondern mich ganz demselben nach Recht„schaffenheit und Treue unverdrossen gewidmet — Ew. Herzgl. Durchlaucht „und Höchst Ihro fürstlichen Hauses Wohlfahrt von ganzem Herzen gesuchet „— und so viel nur von mir abgehängt, mit allem Fleiße und Eifer be„fördert zu haben.

„Inzwischen habe ich als Mensch auch bei den redlichsten Ab„sichten und dem besten Willen irren, mangeln und fehlen können, und „dieses wollen Ew. Herzogl. Durchlaucht als ein Menschen-freundschaftlich„und Christlich gesinnter Fürst und Regent huldreichst übersehen.

„Vielleicht möchte mir aber auch in der Folge hinter Rücks nach „meinem Abschiede von hier — und dereinst aus der Zeitlichkeit, von übel „gesinnten oder unrecht unterrichteten dies oder jenes auf Rechnung eines „bösen Willens nachgesaget und angeschuldiget werden, woran ich kein „Theil, keine Schuld habe.

„Um mich gegen dergleichen Nachreden und Vorwürfe möglichst zu „decken, bitte Ew. Herzgl. Durchlaucht ich angelegentlich-unterthänigst, meine „Herrn Collegen, die ältesten Cavaliers und Räthe nebst denen bei vor„erwähnten Collegiis und Departements angestellten Subalternen, und die

„sonst von meinen Handlungen Wissenschaft haben können, auf Eid und „Gewissen vernehmen zu lassen, ob mir in einem oder dem anderen Ver„säumniß, böser Wille, unlautere Absichten und Handlungen zu Schulden „kommen — zur Last geleget werden können.

„Sollte bei sothaner Untersuchung etwas widriges gegen mich sich „ergeben, so bitte ich ferner unterthänigst, mich vor meinem Abschiede zur „gebührenden Verantwortung zu ziehen, der mir gnädigst ertheilten Be„stallung gemäß zu hören und bei Darlegung meiner Rechtfertigung, bei „Niederlegung meiner unterthänigsten Dienste, mit einer gerechten und ver„dienten Decharge huldreichst zu versehen.

„Werde ich dann nach Gottes Wink und Willen binnen Kurzem auf„hören Ew. Herzogl. Durchlaucht Ministre und treu unterthänigster Diener „besonders verpflichtet zu sein, so werde ich doch, so lange ich lebe, nie auf„hören, Ew. Durchlaucht als meinen gnädigsten Landesherrn, höchstwelchem „und höchst Ihro Hochseligen Eltern ich nun 34 Jahre zu dienen das Glück „gehabt habe, in schuldigster Erkenntlichkeit für so viele mir erwiesene „Gnade und Hochdero gegebene huldreiche Merkmale eines gnädigsten Ver„trauens in so manchen Angelegenheiten und auch als getreu unterthänigsten „Vasall, mit unverbrüchlicher Treue und dem geflissensten, unterthänigsten „Dienst-Eifer zugethan und gewidmet zu bleiben, für Höchstdero zeitliche und „ewige Wohlfahrt zu Gott zu flehen, und auch nach Möglichkeit abwesend „nützlich und dienstlich zu sein, der ich in tiefster lebenswährender Ehrfurcht „und Erkenntlichkeit mich bekenne und unterschreibe als

„Neu Strelitz
„den 3. Februar 1784.

Ew. Herzogl. Durchlaucht
unterthänigster treu gehorsamster
„Stephan Werner von Dewitz."

Auf der Rückseite dieses Schreibens steht: „Wir ertheilen Unserem Geheimen Raths Präsidenten von Dewitz die unterthänigst nachgesuchte Dimission mit Bezeugung Unserer Gnade und Zufriedenheit über die Uns in allen ihm aufgetragen gewesenen Departements geleisteten treuen Dienste."

Neu Strelitz den 10. Februar 1784.

A. F. H. z. M.

Der Abschied aus Neu-Strelitz wurde dem Geheimeraths-Präsidenten sehr schwer, da er viele und werthe Freunde daselbst erworben hatte.

Ueber die Art, wie der Herzog seinen Minister entließ, schreibt am 23. December 1784 Dr. Joh. Fried. Theod. Burchard an einen schwedischen Cavalier:

„Adolf Friedrich läßt den erprüften Minister ziehen. Und da er voll „Huld und Gnade so gerne um sich her Wonne und Freude verbreitet, so „war es ein natürlicher Zug von diesem großmüthigsten Herrn, daß er „dem Verdienstvollsten Manne und Diener einen Beweis Seines höchsten „Wohlwollens gab.

„Am Tage, der zum Abschied bestimmt war, kurz vor Mittage, indem „von Dewitz zur Herzogl. Tafel fahren soll, werden bei ihm einige Ratze„burgische Stifts-Bauern gemeldet. Weil die Zeit, sie vor sich zu lassen, „fehlet, so wird ihnen solche zu Abend angesaget. Bei der Tafel geschiehet „im Discours der Ratzeburger Erwähnung. Der Herr äußert Gefallen: „daß die Leute in Seiner Gegenwart von dem Minister darnach angehöret „und ihre Abfertigung erhalten möchten. Die Geforderten treten denn „daher, nahen sich dem Minister und reden ihn in der plattdeutschen Sprache „treuherzig an: sie hätten vernommen, er würde sie verlassen, der er ihrer „Rechte so kundig und zu jeder Zeit ihre Klage gehöret, Böses von ihren „Hütten abgewehret, und jeden bei dem seinigen geschützet hätte. Sie „kämen um ihn noch einmal zu sehen, dann ihm ihren Kummer über seine „Abreise zu bezeugen, ihm ihren und der ihrigen ehrerbietigen Dank noch „einmal zu zollen; steten ewigen Segen auf ihn herabzuflehen — und „dringend ihn zu bitten: zuweilen auch in der Ferne ihrer zu gedenken. —

„Wie hier von Dewitz gerührt sich zu sammeln suchet und erwiedern „will, erblicket er seinen Durchlauchtigsten Herzog in Thränen, alle Anwe„sende in Schmerz versenket und erkennet jetzt die vermeinten Ratzeburger „Landleute für in deren Tracht verkleidete Erste am Hofe, seine Freunde, „seine Verwandte. So belohnte ein Fürst den Mann, welcher Seiner „Unterthanen Wohlthäter war! Schwerin hat jetzt diesen Edlen, den Strelitz „so lange besessen." —

Während der Zeit, die der Geheimerath von Dewitz als Minister in Strelitz wirkte, brachte er das mit dem glücklichsten Erfolg zur Ausübung, was er während seiner Reisen und während seines Aufenthalts in England studirt hatte. Als er Minister ward, war im ganzen Lande kaum eine Manufaktur, aber seit dieser Zeit wurden deren mehrere errichtet, so daß die gesammten Truppen des Herzogs von Haupt zu Fuß mit inländischen Fabrikaten montirt wurden. Durch seine Unterstützung wurden an

verschiedenen Orten des Landes Tuch-, Leder-, Strumpf-Manufakturen u. s. f. errichtet. Außer dieser Verbesserung war er auch noch bemüht, durch Abgraben sumpfiger und morastiger Gegenden Ländereien urbar zu machen. Er ließ z. B. den Neu-Strelitzer sogen. Zierker See, den See Woblitz bei Wesenberg und den See bei Gr. Trebbow, welche eine Menge von Wiesen und Acker überstaut hatten, abgraben, wodurch viel Land gewonnen wurde. Auch ließ er sich vorzüglich angelegen sein, alle Vorschläge zu befördern, die auf irgend eine Art zur Verbesserung der verschiedenen Zweige der Haushaltungskunde hinwirkten. Es gereicht ihm Vieles um so mehr zum Ruhm, als ihm von den Landständen dabei oftmals widerstrebt wurde. Man sagte, er käme aus England mit einem Kopf voll Projekte, die hier zu Lande nimmermehr ausgeführt werden könnten. Später wurde man aber anderen Sinnes.

Die zweite Ehe des von Dewitz blieb elf Jahre hindurch kinderlos. Als er im Jahre 1778 den Grundstein zu dem jetzigen Wohnhause in Cölpin legte, erfüllte es ihn mit hoher Freude, daß seiner Frau gerade zu der Stunde, in welcher er in Cölpin unter Gebet den Grundstein legte, die Gewißheit ward, daß sie in gesegneten Umständen sei. Dies war ihm, der alles mit Gott that, ein gutes Omen und er baute nun freudig in der Hoffnung, Gott wolle ihm und seinen Nachkommen Gnade geben, in Seiner Furcht einherzugehen und fromm und aufrichtig vor Ihm zu wandeln und besiegelte dies mit der Inschrift am neuen Hause:

„Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen ewiglich."

Am 13. Januar 1779 wurde ihm zu Neu-Strelitz ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Friedrich Georg Karl empfing und dort seine ersten Kinderjahre verlebte.

Das im Jahre 1778 im Bau begonnene Haus zu Cölpin wurde 1780 beendet. Der Präsident sagt darüber: „Durch ein Versehen des Baumeisters, des Herrn Cammer-Commissär Wier, ist mir das Haus größer gerathen, als meine Absicht gewesen, indem sein Maaßstab, an Rheinländischem Maaße, größer als das Meinige ausgefallen. Ueberhaupt hat mir ex post, und da ich das schon ziemlich avancirte und aus der Erde gemauerte Fundament zuerst gesehen, den Vorwurf gemacht, daß das Haus zu groß angelegt worden; aus Ursache, weil geräumliche und gut eingerichtete Häuser vielfältig Anlaß und Gelegenheit zu Schmausereien und Gastirungen, Bällen und vielfältigen Besuchen haben, Vorfälle, die schon manchen Wirth in viele Schulden versetzet, endlich arm gemacht und um sein Gut gebracht haben."

Am 10. April 1784 verließ der Präsident Neu-Strelitz und war die beiden folgenden Tage, die Osterfesttage, bei seinen Verwandten zu Prützen. Am 13. traf er zu Ludwigslust ein, wo er noch am Abende seine Aufwartung bei den Durchlauchten Herrschaften machen durfte. Der Herzog Friedrich beschenkte ihn bei dieser Gelegenheit mit einer prächtigen, mit Brillanten besetzten Tabaksdose mit des Herzogs Portrait, auch befand sich darin ein „billet-doux“ und eine Assignation zur Erleichterung der Umzugs- und Einrichtungskosten. Am 16. April reiste er nach Schwerin und ließ durch den Geheimenrath Schmidt zum folgenden Tage membra collegiorum auf die Regierung bescheiden, wo er am 17. unter Anrufung göttlichen Segens seine Einführungs- und Antrittsrede hielt.

Nachdem Dewitz ein Jahr in Schwerin gewesen war, erfolgte am 24. April 1785 das Ableben des Herzogs Friedrich. Der Geheimeraths-Präsident, welcher der Todesstunde beiwohnte und dieselbe sehr ergreifend darstellt, sagt zum Schluß: „Er, der fromme, verehrungs- und preiswürdige Landes-Fürst und Vater starb früh gegen 6 Uhr den 24. April sanft und seelig im Herrn, von allen rechtschaffenen, treuen und ordentlichen beweinet. Sein Andenken wird ein Segen bleiben, so wie seine Frömmigkeit, Gottesfurcht, exemplarischer Lebenswandel und tägliches fleißiges Gebet und Fürbitte bei Gott, dem ganzen Herzogl. Hause und Lande Segen, Frommen, Heil und Gedeihen bringen werden.“

Kurz vor dem Heimgange des Herzogs hatte Dewitz in seinem noch in Cölpin aufbewahrten Hausbuche Folgendes bemerkt: „Gott sei Lob, Ehre Preis und Dank, der mein Gebeth erhöret und bis hierher geholfen und mir beigestanden hat. Heute, dem Tage nach ist es ein Jahr, daß ich meinen hiesigen Dienst angetreten habe. Tausend Dank dem Allerhöchsten, dem gütigen himmlischen Vater für so viele in diesem verstrichenen Lebensjahre mir erzeigte Wohlthaten und Gesegnungen und bewiesene väterliche Liebe und Fürsorge. Ich rechne dahin 1. meine gute Gesundheit, welche (ohnerachtet aller meiner Anstrengungen und möglichen Fleißes, da ich das ganze Jahr hindurch selten über 7 Stunden, gewöhniglich nicht einmal 7 Stunden geschlafen habe, des Winters bald nach 5 Uhr, im Sommer noch vor 5, oft um 4 Uhr aufgestanden bin) vor 20 Jahren und drüber nicht besser gewesen; 2. daß der Allerhöchste mich Gnade, Vertrauen und huldreiche Gesinnungen bei dem alten, frommen, verehrungswürdigen Regenten (den Gott zum Segen des Herzogl. Hauses und Landes noch viele Jahre erhalten wolle), sowie bei dessen Nachfolger und sämmtlichen Durchl. Herrschaften

hat finden — nicht weniger im publico an Liebe, Freundschaft und Zutrauen gewinnen lassen; 3. daß er mir auch Gelegenheit geschenket, zu zu manchem guten förderlich zu sein, desgleichen für Unglück und Schaden, Verfolgung und anderen Trübsaalen in Gnaden bewahret hat; 4. daß Durchl. Herzog auf Veranlassung des Durchl. Prinzen mir so gnädig erschienen und mir nicht nur die Erlaubniß ertheilet, den wegen Gr. Medewege noch fortdauernden Contrakt bis 1790 mir cediren zu lassen, sondern auch solchen noch auf 12 Jahre und also bis 1802 huldreichst prolongiret, welches mir in meinem Hauswesen der Nähe wegen sehr zu Statten kommt, sowie meiner Gesundheit, weil ich bei offener Witterung gewöhnlich zweimal die Woche dahin reite; 5. daß Durchl. Herzog auf gnädiges Vorwort der Durchl. Gemahlin des Durchl. Prinzen F. F. so gnädig gewesen und mir, da ich durchaus kein Haus in Schwerin finden konnte, meine jetzige Wohnung, die vorigte Justiz-Canzlei, welche deßhalb und anderweitig verleget werden mußte, zukommen und nach meinem Vorschlage so viel wie möglich aufs bequemste einrichten lassen.

Schwerin den 16. April 1785."

Der nun als Regent folgende Herzog Friedrich Franz, der bereits bei der Berufung des Herrn von Dewitz demselben ein sehr huldvolles Schreiben durch den Geheimrath von Lützow hatte zukommen lassen, bestätigte diesen wie alle Regierungsbeamten. War das Verhältniß des Geh. Raths-Präsidenten zu dem Herzoge Friedrich das der höchsten Verehrung gewesen, so mußte es selbstverständlich zu dessen Nachfolger, einem noch jugendlichen und lebenslustigen Herrn, eine andere Gestalt gewinnen und nahm häufig den Charakter zum Theil sehr ernster, fast väterlicher Ermahnung und Warnung an, worüber sich noch mannigfache Aufzeichnungen in den hinterlassenen Papieren des Heimgegangenen finden. Es that dies aber der Huld des Landesherrn zu seinem alten treuen Diener keinen Eintrag, was sich schon darin zeigte, daß er denselben bis zu dessen Lebensende in seinem hohen Amte ließ, — noch viel weniger vermochte es die Liebe des von Dewitz zu dem angestammten Fürstenhause und seinem Landesherrn zu erschüttern, für welche er Tag und Nacht zu Gott dem Herrn inbrünstig betete.

Ein besonderer Lichtpunkt für den alten Mann war die Confirmation des Erbfolgers, der Prinzen Friedrich Ludwig, worüber er unter Anderem niedergeschrieben hat:

„Vorgestern, den 30. September 1792 hat mich Gott einen herrlichen, Freude- und Hoffnung-vollen, so wie zum Lob- und Dank-Preise des Allerhöchsten ermunternden Tag erleben lassen, da ich Zeuge der in der Ludwigslust Kirche öffentlich vor einer zahlreichen Gemeinde geschehenen Confirmation des Durchlauchtigen Erbprinzen Friedrich Ludwigs, geb. den 13. Juni 1778 war. — Dieser geliebte und liebenswerthe von dem Allerhöchsten Geber alles Guten mit guten und schönen — durch anhaltenden Fleiß und bei treuem Unterricht des Hofprediger Passow und anderen geschätzten Männern, bestens benutzten und cultivirten Talenten — so wie mit einem menschenfreundlichen fühlbaren und zum Wohlthun geneigten Herzen, begabter Prinz legte sein Glaubensbekenntniß mit so großer Rührung als Freudigkeit ab, daß ich mich der Freuden-Thränen nicht enthalten konnte. Nachdem er die vielen ihm vorgelesenen Fragen mit ungemeiner Seligkeit beantwortet hatte, empfing er das heil. Abendmahl aus den Händen seines würdigen Religionslehrers des Herrn Hofpredigers Passow. Ich habe den Herzog gebeten, dessen Einsegnungsrede, die in Wahrheit musterhaft, voller Geist und großem Eindruck war, drucken zu lassen.

„Nach vollendetem Gottesdienst und kurz vor der Tafel hatte ich noch die Ehre und Freude, mich mit diesem geliebten Prinzen über $^1/_4$ Stunde allein zu unterhalten, und nachdem ich von seinem bevorstehenden Aufenthalte und der akademischen Lebensart in Rostock gesprochen und mir die Erlaubniß erbeten hatte, morgen als den Montag Vormittag, zu Ihm kommen zu können, endigte meine Unterredung mit Ihm folgender Gestalt:

„Mein gnädiger Herr! Es ist Ihnen zwar bereits heute in der Einsegnungs-Rede viel Gutes und Heilsames an Ihr Herz gelegt worden, aber erlauben Sie mir alten, treuen Diener, — der Sie vielleicht nie wieder sehen wird, — noch, Ihnen einen Gellert'schen Vers mit auf den Weg zu geben und zwar diesen:

„Halt fest an Frömmigkeit (Gottes Wort), es ist
Dein Glück auf Erden,
Und wird, so wahr Gott ist,
Dein Glück im Himmel werden."

„Ich hielt ihn dabei bei der Hand und drückte sie mit dem gerührtesten Herzen.

„Er erwiederte: „Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre Wohlmeinung, ich weiß diesen Vers auch auswendig und habe ihn in meine Bibel

geschrieben, welches ich Ihnen morgen, wenn Sie zu mir kommen, zeigen will."

„Ich machte Ihm, — diesem geliebten und liebenswerthen Prinzen verabredeter Maaßen am folgenden Vormittag 9 Uhr meine Aufwartung, — ich traf ihn beim Einpacken; er führte mich in sein Zimmer, wo wir eine längere Unterredung hatten. Beim Abschiede embrassirte er mich und begleitete mich darauf, alles meines Bittens ohngeachtet, aus der zweiten étage bis zur Hausthür, und so verließ ich diesen von mir herzlich geliebten Prinzen mit Thränen in den Augen und empfahl ihn in herzlichem Gebet der besten Beschirmung, Leitung und Führung des Allerhöchsten. Dieser gütige und gnädige Gott erhalte und gesegne ihn in Zeit und Ewigkeit und gebe, daß er dereinst ein frommer, gütiger und gerechter Landes-Herr und Vater seines Volkes und unseres lieben Vaterlandes werden möge. Amen — Amen — Amen. So lange meine Wallfahrt noch hier dauern wird will ich nicht aufhören für ihn und seines Hauses Wohl und Glückseligkeit zu Gott zu beten und zu flehen.

„Schwerin, den 2. Oktober 1792."

Aus der Zeit der Amtsführung des Präsidenten von Dewitz in Schwerin ist noch Folgendes zu berichten: Im Jahre 1785 trat Mecklenburg dem Deutschen Fürstenbunde bei, um sich den Reformen des Kaisers Joseph in den österreichischen Niederlanden zu widersetzen. Aus diesem Grunde gingen 1788 auch Mecklenburgische Truppen nach Holland, die im Jahre 1796 wieder heimkehrten.

1787 wurden die an Preußen verpfändeten vier Aemter Eldena, Marnitz, Plau und Wredenhagen wieder eingelöst, womit die Räumung der Städte Parchim, Lübz und Plau von preußischer Garnison verbunden war. Dewitz war Chef der Reluitions-Commission und handelte es sich dabei hauptsächlich um diese vier Aemter.

Im Jahre 1788 wurde der neue grundgesetzliche Herzogl. Erbvertrag mit der Stadt Rostock vollzogen. Zuvor lag diese Stadt mit der Regierung in Streit und in Folge dessen war die Universität aus Rostock fortgenommen und in Bützow eine Friedrichs-Universität gegründet. Nach der jetzt wieder hergestellten Einigung wurde die Universität im Jahre 1789 wieder nach Rostock zurückverlegt.

Es wurde auch 1797 das Wittwen-Institut für die herzoglichen Bedienten fundirt und im November des Jahres eröffnet. Von diesem Institut war der Geheimeraths-Präsident der Chef.

Es ging das Streben der Mecklenburg Schwerinschen Regierung während der Zeit seines Präsidiums sehr darauf hin, Industrie und Verkehr zu heben. Es erfolgten wiederholte Ermunterungen zur Förderung verschiedener Erwerbszweige, insbesondere der Woll- und Papier-Verfertigung mit Hülfe eines zu Prämien zu verwendenden Imposts auf ausgehende rohe Wolle und Verbots der Lumpen-Ausfuhr, aber auch durch Ausmittelung und Verbesserung anderer gemeinnütziger Unternehmungen, — z. B. wird auch die Bienenzucht und einheimische Wachsbereitung durch Ankündigung der Steuerfreiheit für diejenigen, welche sechs oder mehr Bienenstöcke durch den Winter bringen, aufgemuntert.

Innerhalb der letzten Jahre seines Lebens kaufte Dewitz noch die zusammenliegenden Lehngüter Roggenhagen und Brunn, die seit alter Zeit im Besitz der Familie von Gloeden gewesen waren. Er kaufte 1795 von dem Lehnserben das Erbrecht und, nachdem er auch von der vom letzten Besitzer hinterlassenen Tochter das jus usu fructuarium erstanden und die Zeit verflossen war, in der sich noch alte Lehnsvettern wegen Vorkaufsrechts hätte melden können, gingen 1798 diese beiden Güter in seinen völligen Besitz über.

Er schreibt über den Kauf dieser Güter:

„Ich habe die Güther Brunn und Roggenhagen deßhalb acquiriret, damit mein lieber Sohn, der Lust und Neigung zur Landwirthschaft zu haben scheinet, an diesen Güthern, die seit 30—40 Jahren keine activen Besitzer gehabt haben und noch lange nicht genug cultiviret seyn sollen, hier seine volle Arbeit und angemessene Beschäftigung haben möge, viel Gutes und Nützliches zu beschaffen und zu bewirken. Es ist meine Absicht, daß mein Sohn nicht sogleich nach meinem Ableben und in den ersten jugendlichen Jahren zu einem reinen Genusse von ..... Thl. und vielleicht darüber gelange und also vollauf habe.

Gar viele an anderen erlebte Beyspiele haben mich dessen überführet, daß dergleichen große und baare Einkünfte zum Spiel, Staat und Pracht, Wol Leben und Verschwendung Reitz und Anlaß gegeben haben und solche alles voll-auf habende Anfänger gewöhniglich mehr zurück als vorwärts gekommen sind. Wohingegen gute Einschränkung im Anfange gute Wirthe auf Lebenszeit machet. Drum junges Blut, spar dein Gut, Armuth im Alter wehe thut."

Während seines Lebens im Hof- und Staatsdienst vergaß Dewitz nie, daß er als Gutsbesitzer Verpflichtungen zu erfüllen habe. Als er am

5. Oktober 1753 Cölpin durch das Loos erhielt, war dieses seit dem Tode seines Vaters verpachtet. Er ließ das Gut auch ferner bis zu seinem Tode in Pacht, aber nichts desto weniger kümmerte er sich um die Verbesserung desselben. Er fühlte sich hierzu umsomehr verpflichtet, als Cölpin damals bereits 6 bis 700 Jahre im Besitz seiner Voreltern gewesen war und sich allerlei Erinnerungen an das Gut knüpfen. Vor dem dreißigjährigen Kriege und zuletzt 1609 wurden an diesem Orte die Erbhuldigungen der Herzöge von Mecklenburg-Güstrow von den Ständen der Herrschaft Stargard abgehalten. Auch andere Zusammenkünfte und Conventе der Ritterschaft und Städte fanden hier statt.

Als er Cölpin übernahm, lag es noch ziemlich in Rusch und Busch und der Hofacker lag mit dem der Bauern und Cossaten sehr durcheinander. Dies suchte er zu verbessern, indem er die Aecker der einzelnen Bebauer möglichst zusammenlegte; nach und nach wurden auch die verschiedenen Brücher auf dem Felde abgegraben, ausgerodet, geebnet und theils mit Stauungen versehen, so daß dadurch ein größerer Heureichthum entstand. Cölpin hatte außerdem von Alters her jährliche Lieferungen an andere Ortschaften; diese kaufte er unter vielen Schwierigkeiten von der Herzogl. Kammer los. Durch diese und andere Verbesserungen brachte er es dahin, daß trotz zweimaligen Viehsterbens und zwei bis dreimaliger Mißerndte in den ersten Jahren, in denen er sogar Geld aufnehmen mußte, sein Wohlstand vermehrt wurde. Im Jahre 1791 fühlte Dewitz sich gedrungen, für die guten Cölpiner und deren Nachkommen eine milde Stiftung zu gründen, welche er den 28. Juni 1792 urkundlich machen ließ. Er selbst sagt Folgendes darüber:

„Gesegnet von Gott dem Allerhöchsten, liebreichen himmlischen Vater — der mich so wunderbarlich geleitet und geführet — von einer arm und mühseligen Cammer-Junker-Stelle (da ich nämlich an dem appanagirten Mirow'schen Hofe umsonst dienen mußte), zu den ersten Ehren-Stellen des Herzogl. Gesammt-Hauses erhoben, — der mir in so manchen Widerwärtigkeiten, Trübsaalen und Leiden, Sonne und Schild gewesen — mich bei einer anständigen, guten, mit Sparsamkeit eingerichteten Haushaltung und den so ergiebig verbesserten Ertrag meines uralten Stammgutes Cölpin, ein beträchtliches Vermögen erwerben lassen, habe ich es für Pflicht gehalten und mit Dank gerührtem Herzen, — mich der vorigten Zeiten und meiner nothdürftigen Umstände zurückerinnernd, gerne entschlossen für meine guten Cölpiner und deren Nachkommen etwas Gutes zu stiften. In solcher Absicht

habe ich ihnen und ihren Nachkommen verwichenes Jahr ein Capital von ..... Thlr. geschenket. Alles des mehreren Inhalts der Stiftungsurkunde sub dato Schwerin d. 28. Juni 1792. Der allerhöchste und gütige Gott wolle meine gute Absicht in Zeit und Ewigkeit gesegnet seyn lassen. Schwerin d. 11. Juni 1793."

Nach der Stiftungsurkunde sollen die Zinsen des Capitals, welches zu 4 p. ct. verzinst wird viermal im Jahre unter den Armen und Kranken vertheilt werden. Außerdem baute Dewitz ein massives Alttheil- und Armenhaus, worin nebst einer Hebamme zwei bis drei kranke und schwächliche Personen freie Wohnung nebst einem Garten zu nutzen haben. Die Hebamme ließ er von einem geschickten Arzt ausbilden und willigte ihr ein gewisses Standgeld zur Erleichterung der Kosten der Cölpiner Einwohner. In den in den Jahren 1795 bis 98 gekauften Gütern Brunn und Roggenhagen war der alte Herr während der kurzen Zeit vor seinem Tode auch noch sehr thätig. Er sagt: „die ersten 4, 5, 6 Jahre werden diese Güter zwar nach Abzug der Zinsen keinen großen Gewinn bringen, weil die Bauten und übernommenen Rodungen ein Beträchtliches kosten werden; inzwischen werden die folgenden Jahre es wieder reichlich einholen und noch mehr, wenn die ersten Pacht Contrakte resp. 1813 und 1809 abgelaufen seyn werden."

Auch hier wurde für jedes der Güter eine der obigen ähnliche Stiftung gegründet. Durch seine Eingabe und Bitte bei dem Herzoge Adolf Friedrich wurde dem § 5 seiner Stiftungsurkunde Folge geleistet, welche lautet: „§ 5. Weil es oft geschieht, daß gute Verfügungen und Stiftungen der Vorfahren von den Nachkommen nach und nach vernachlässiget, deren Gebührnisse und Abgaben als eigene in freier Willkühr stehende angesehen — nur nachlässig und unordentlich befolget werden, ja endlich nach und nach außer Gewohnheit und in Vergessen kommen, so ersuche und bitte ich Sr. zu Mecklenburg-Strelitz löblich und rühmlich regierenden Herzoglich Durchlaucht, als meinen angeborenen gnädigen Landes und Lehns-Herrn hierdurch unterthänigst:

1. diese meine gegenwärtige gut gemeinte Stiftung gnädigst zu confirmiren,

2. Höchst Ihrer Lehns-Canzley mit Beischließung eines Exemplars dieser meiner Stiftungs-Urkunde zur Auflage zu machen, den von meinen Lehnsfolgern in den Güter ..... abzuleistenden Lehns-Eid dahin zu erweitern und jene zu verpflichten, diese meine Wohlgemeinte, von eitlem Wahn und vergänglichem Ruhm ganz entfernte Stiftung nach bestem Wissen

und Gewissen aufrecht zu erhalten und zu befolgen, und damit der Inhalt dieser Stiftungs-Urkunde einem jeden neuen Vasallen in frisches Andenken gebracht und ans Herz gelegt werde, die ordinirte Abschrift davon der gewöhnlichen Citation zur Ableistung des Lehns-Eides beizufügen."

Die Art wie Stephan Werner mit seinen Geschwistern verkehrte — seine Mutter verstarb am 16. Januar 1758 zu Cölpin, wo sie so lange gelebt hatte, — war eine sehr herzliche und liebenswürdige. Es geht dies unter Anderem aus den Erbschaftsauseinandersetzungen mit ihnen und den Unterstützungen, die er ihnen zukommen ließ, hervor. Am 9. Juni 1787 starb der Oberst S. G. von Dewitz in Pommern. Die Güter, welche dieser Lehnsvetter besessen hatte, fielen an Stephan Werner und seine beiden Brüder; der dritte Bruder war bereits 1757 den Wunden erlegen, die er als preußischer Offizier in einem Treffen bei Dresden erhielt. Die brüderliche Auseinandersetzung wegen dieser Erbschaft erfolgte mittelst Vergleichs d. d. Schwerin d. 4. Juli 1788. Um die Güter nicht zu sehr zu zerstückeln wurden dieselben in zwei Portionen, nämlich die Hoffelde'sche und Wussow'sche Kavel gesetzt, die dritte Portion aber in Geld bestimmt. Stephan Werner erklärte, daß er, wenn er sich seinen Herren Brüdern, wie er hoffe, damit gefällig erweisen könne, ihnen Hoffelde und Wussow c. p. ohne mitzukaveln überlassen und mit der Geldkavel zufrieden sein wolle. Die beiden Brüder nahmen diese freundschaftliche Erklärung mit dem aufrichtigsten Dank als einen neuen Beweis seiner oft erprobten brüderlichen Liebe an. Ferner äußerte Stephan Werner, daß er aus herzlicher Liebe zu seinen Brüdern und deren Kindern, da Gott sie mit verschiedenen Söhnen gesegnet, die ganze in 6000 Thalern bestehende Geldkavel nicht verlange, sondern zufrieden sein wolle, wenn statt derselben beide Brüder ihm 4000 Thaler alt Geld ohne Zinsen auf Trinitatis 1789 auszahlten und bis dahin jeder von ihnen einen Wechsel über 2000 Thaler alt Geld ausstellte, wobei er innigst wünschte, daß seine Brüder und deren Kinder unter göttlichem Segen ein gedeihliches Auskommen in den ihnen angefallenen Lehngütern haben und stets behalten mögten. Die beiden Brüder acceptirten die Erklärung der brüderlichen Liebe und wünschten sich und den Ihrigen, dieselbe vergelten zu können.

Seiner ältesten Schwester, die an einen Herrn von Plönnies auf Pentzien verheirathet war, stand er mehrfach hilfreich mit Rath und That zur Seite, namentlich deren Söhnen, als sie auf der Schule waren; zu Pentzien waren allerlei Mißgeschicke eingetreten, welche Anlaß hierzu gaben. Uebrigens

ist Folgendes über seine Geschwister zu erwähnen: der ihm folgende Bruder verstarb 1757, der nächste, Karl Heinrich Friedrich, erhielt in der Kavelung Wussow. Er war, als er das Gut bekam, Mecklenburgischer Landdrost, nahm aber dann seinen Abschied; später hatte er Lust, sein Gut zu verkaufen, wovon er aber durch den Geh. Raths-Präsidenten abgehalten wurde; in seiner Ehe wurden ihm 16 Kinder geboren; er starb 1802. Sein dritter Bruder Bodo Christoph Balthasar kavelte Hoffelde: er war damals Mecklenburg-Strelitz'scher Hofmarschall und verstarb zu Neu-Strelitz 1792 als Ober-Hofmarschall; es waren ihm zehn Kinder geboren. Stephan Werner's älteste Schwester war, wie schon gesagt, an einen Herrn von Plönnies verheirathet; die zweite starb als zehnjähriges Kind an den Blattern; die dritte, welche 1721 geboren war, verstarb nach 1796 unverheirathet in Cölpin, wo sie immer gelebt hat; die vierte Schwester war zuerst Hofdame in Mirow und Neu-Strelitz und verheirathete sich dann mit Herrn von Gentzkow auf Jatzke; die beiden folgenden verheiratheten sich mit zwei Brüdern von Barnekow, die Aeltere mit dem schwedischen Oberstlieutenant, die Jüngere mit dem Kaiserlichen Hauptmann; erstere verfiel kurz vor ihrem Tode in Melancholie und starb in Geisteszerrüttung, die Jüngere lebte später als Wittwe bei ihrem Bruder, dem Landdrost, wo sie 1793 starb; die siebente und letzte endlich starb 1753, fast zehn Jahre alt, an einer auszehrenden Krankheit.

Bezeichnend für den Charakter und den pietätvollen Sinn des Geh. Rathspräsidenten von Dewitz ist es, in welcher Weise er in seinen Aufzeichnungen guter Freunde gedenkt: „Es ist all zu wahr, daß gute, adlich gesinnte und aufrichtige Freunde selten und rar sind. Die ich als solche erfunden, verehret, geschätzet und geliebet habe und die jetzt, da ich dieses schreibe (20. Nov. 1782), schon vor mir zur Ewigkeit eingegangen sind und den Lohn ihrer Gottesfurcht, Rechtschaffenheit, Tugend und löblichen Handlungen vor dem Thron Gottes in ewiger Freude und Herrlichkeit einernten, sind nachfolgende: 1. Mein würdiger seel. Präses, der Herr Geh. Rath und Ober-Hof-Marschall von Zesterfleth, gestorben den 6. Januar 1769, nachdem er dem Herzoglichen Hause 45 Jahre die getreuesten und ehrlichsten Dienste geleistet hatte.

2. Der würdige seel. Herr Geh.-Rath, Hof-Marschall und Kammer-Direktor von der Knesebeck, starb 1763; wir waren zusammen 1750—1752 zu Mirow Kammerjunker, wohnten nächstdem bis an sein Ende in einem Hause und waren Collegen im Geh. Raths-Collegio.

3. Der würdige seel. Herr Geh. Rath und Kammer-Direktor von Scheve, starb den 6. Oktober 1782; mit diesem Manne habe ich in specie von 1752 in vertrauter Freundschaft gelebt. In dem Geh. Raths und Cammer-Colleg, item Forst-Colleg und zwei Schulden Comissionen — der Geheimen und Ministerial-Commission — hatten und arbeiteten wir nach gleichen Principiis: Zu Gottes Ehre, des Herrn und Landes Wol.

„Die Nahmen vorstehender treuer Diener, die zugleich wahre Christen, rechtschaffene Männer und Menschen-Freunde waren, werden gewiß in Segen bleiben, wenn Sie Selbst vor dem Throne Gottes jetzt den Lohn ihrer redlichen Handlungen und treuen Dienste einerndten. Ersteren habe ich als einen Vater geehret, geliebet und Seinen Verlust mit Thränen bedauert; den zweiten als einen vertrauten Freund, lieben Hausgenossen und Gesellschafter geschätzet und geliebet, dessen Verlust mir sehr nahe ging; der dritte war mir ein mit Leib und Seele zugethaner wahrer Freund, für den ich kein Geheimniß hatte, ohne dessen Rath ich in wüchtigen Sachen nichts that, auf dessen Wort, Verschwiegenheit, Redlichkeit, Diensteifer und Gefließenheit ich Häuser bauen konnte. In unsern Absichten wetteiferten wir recht und ob wir gleich in principiis harmonirten, so waren wir doch einer auf den anderen aufmerksam und machten uns ein Vergnügen daraus, wenn einer dem anderen ein Versehen nachweisen konnte. Zum Wol des Herzogl. Hauses wünsche ich, daß Seine Nachfolger in officiis seinen Arbeiten, Absichten und Grundsätzen nachfolgen und nacheifern mögen."

Ferner schreibt er unter dem 12. Nov. 1790:

„Auch hat mich der gute Gott in Schwerin folgende Freunde finden lassen: 1) den würdigen, vieljährigen treuen Diener des H. Hauses, den am 6. dieses im 83. Lebens und 41. Dienst Jahre sanft und selig im Herrn entschlafenen Herrn Geh. Rath und Minister Schmidt. Wir harmonirten ganz in Gesinnungen von Rechtschaffenheit und Billigkeit, entfernt von Bedruck, Partheilichkeit, Habsucht und Eigennutz, so wie von Stolz und Rechthaberey. Unsere beiden Gesinnungen gingen auch dahin, daß man sich an Gott versündige, auch seinem Herrn einen unseeligen Dienst leiste und unglücklichen Vortheil stifte, wenn man auf Rechnung und mit Vervortheilung und Bedruck der Stände und Unterthanen Ihm etwas acquirirte oder zu erwerben suchte, was Ihm de jure et justo Titulo nicht gebührte noch zu käme. Suum quique und dem Kleinen auch nicht Unrecht thun war unsere Losung, unser Wahlspruch." Ferner sagt er: „Auch habe ich mich unter göttlicher Gesegnung

aller collegialischen Eintracht und Freundschaft und des Zutrauens meiner übrigen Herren collegii zu erfreuen."

Dann wird der Regierungsrath von Brandenstein genannt. Denselben hatte Stephan Werner, da er ihn sehr schätzte, nach seinem Ableben die Stelle eines Vormundes bei seinem Sohne und eines Beiraths seiner Frau zu übernehmen gebeten. Bei der Entfernung von Cölpin aber und den vielen Regierungsgeschäften, die selbiger in Schwerin zu besorgen hatte, stand er später von dieser Bitte ab und ersuchte den Klosterhauptmann von Rieben auf Ilenfeld, der nur eine Meile von Cölpin entfernt wohnte, diesen Posten zu übernehmen, was dieser ihm auch zusagte.

Bei dem bedeutenden Grundbesitz, den der Präsident von Dewitz theils ererbt, theils selbst erworben hatte und bei dem Werthe, den er auf dessen Erhaltung in seiner Familie legte, ist es interessant zu lesen, was er in seinen nachgelassenen Aufzeichnungen über Fideicommisse bemerkt:

„Ich habe mehr denn ein — mit vieler Fürsicht und Kunst entworfenes — mit landesherrlicher Confirmation bestätigtes Fideicommiss über Haufen fallen gesehen. Das gegründete Dictum: male porta male dilabuntur, traf auch dort ein. Das sicherste Fideicommiß, was man zum Besten seiner Kinder und Nachkommen stiften kann, ist:

1. daß man kein unrechtes Guth unter seinem Vermögen erwirbt;
2. seine Kinder zu Gottesfurcht und guter Wirthschaft erziehen und anhalten;
3. ihnen Gottes Segen erbitten und nachlassen.

den 9. Oct. 1784.

Sing, bet und geh auf Gottes Wegen 2c."

Am 26. Januar 1800 rief Gott seinen treuen Stephan Werner von Dewitz zu einem besseren Leben ab.

Die „Mecklenburgischen Nachrichten, Fragen und Anzeigen" vom 29. Januar 1800 enthalten folgenden Nachruf:

„Am 26. d. M. abends nach 11 Uhr wurde Se. Excell. Herr Stephan Werner von Dewitz, Herzoglich Mecklenburg Schwerinscher würklicher Geh. Raths President und erster Minister, Erbherr auf Cölpin und Roggenhagen, des Königlich Polnischen weißen Adler und Stanislaus-Ordens Ritter, Chef der Herzoglichen Regierung und Lehn-Cammer, auch der Herzoglichen Reluitions-Commission und Wittwen Institut Direktion nach einer kaum dreitägigen Krankheit im 75. Jahre eines ruhmvollen Lebens durch den Tod dieser Welt und den Seinen auf immer entrissen, nachdem er beinahe

ein halbes Jahrhundert beiden Herzoglich Mecklenburgischen Regier-Häusern, sowohl in mehreren hohen Collegien als an der Spitze Ihrer Staats Ministerien und zuletzt seit dem 17. April 1784 auf seinem jetzigen Posten die wichtigsten Dienste geleistet hatte, die dem Herzoglichen Hause und Lande, so wie seine allgemeine verehrte Rechtschaffenheit und Menschenliebe, sein Andenken unvergeßlich in Segen erhalten werden."

Unter den Sterbe-Akten zu Schwerin liegt noch folgendes Schreiben:

„Da weyland Se. Excellenz der Herr Geh. Raths President von Dewitz in einem an seine Frau Wittwe und mich gerichteten Aufsatz unter Anderem ausdrücklich verordnet, daß bey seiner Leiche keine Regierungs Canzellisten aufwarten sollen, so mögte solches denselben wohl per decretum bekannt gemacht werden. Aus einem anderen Aufsatze schließe ich, daß er auch keine Bidellen oder andere Offizianten dazu haben will.

Schwerin d. 27. Januar 1800.

gez. von Brandenstein."



VII.

Otto Ulrich von Dewitz,

Herzoglich Mecklenburg-Strelitzischer Geheimeraths-Präsident,

geb. 26. Oct. 1747, gest. 24. März 1808.

Aus dem Norddeutschen Correspondenten. Jahrgang 1853. Nr. 211. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.)

Albrecht der Große, Herzog von Mecklenburg von 1335 bis 1379, einer der bedeutendsten Fürsten seiner Zeit in den baltischen Ländern, hatte zum Rathgeber Otto von Dewitz, dessen Verdienste er, merkwürdig genug, mit der Grafschaft Fürstenberg belohnte. Otto von Dewitz gründete in seiner Grafschaft die Stadt (Alt-) Strelitz, die dem Fürstenthum dereinst den Beinamen gab, in welchem etwa 400 Jahre später ein anderer Otto von Dewitz einen kurzen, aber gesegneten Wirkungskreis als fürstlicher Rath erhielt. Dieser Otto Ulrich von Dewitz war am 26. October 1747 zu Gr. Miltzow in Mecklenburg-Strelitz geboren. Einziger Sohn, verlor er sehr früh seinen Vater. Zuerst in Neu-Brandenburg, dann in Magdeburg auf Schulen, trat er 1763 hier am Schlusse des Kriegs eigenmächtig unter die Preußischen Husaren. Der Krieg endete aber gleich und damit schwand der Reiz des Kriegs, und der Jüngling ließ sich leicht bestimmen, nach fernerem Schulbesuche die Universität Göttingen zu beziehen. Er schrieb keine Hefte, aber sein juristisches Lehrbuch war ihm zum Verständniß gelangt. Nach dem akademischen Studium begab sich Dewitz nach Würtemberg, das Jagdwesen zu erlernen, das er besonders

als kräftige Erholung sehr liebte. Die Jägerei stand unter dem Herzog Carl von Würtemberg in Blüthe, wie derselbe Alles mit Genialität auffaßte.

Dewitz hatte einen väterlichen Oheim zu Leutmark in Schleswig, der, kinderlos und reich, ihn zum Erben ersah. Dies bestimmte ihn zu Dänischem Reuterdienste, worin er bis zum Rittmeister und Adjutanten des Landgrafen Carl von Hessen, Gouverneurs von Schleswig, eines trefflichen Fürsten, aufrückte. Sein Gut in Mecklenburg zog ihn hierher zurück, wo er nun seinem Landesherrn als Jägermeister diente. In dieser Zeit besuchte er Paris. Mancherlei Kenntnisse und Erfahrungen waren so gesammelt und bei einem scharfen Verstande und großen praktischen Gaben wußte er davon solchen Gebrauch zu machen, daß Herzog Adolf Friedrich IV. ihn zum Oberhauptmann des Fürstenthums Ratzeburg ernannte, als Chef dortiger Justiz- und Domänen-Verwaltung. Er verließ aber dies Amt als er sich vermählte und seine Güter bezog. Er wählte 1785 Barbara Elisabeth von Maltzan aus Rottmannshagen, selbst später noch von hoher Schönheit, ebenso geistvoll liebenswürdig in der großen Welt, wie hingebend stille und wirthliche Gattin und Mutter daheim.

Als die beiden preußischen Königssöhne um die mecklenburgischen Prinzessinnen Louise und Friederike warben, 1792, erhielt Dewitz vom Herzoge den Auftrag, die Eheverträge abzuschließen, und ward deshalb zum Geheimerath erhöhet. Er reiste ins Lager vor Mainz, und ward hier im Angesichte der belagerten Stadt auf der großen Parade dem Könige vorgestellt; — unter lauter kriegerischen Uniformen Dewitz allein im damaligen seidenen Hofkleide. Obgleich nicht groß, wußte er sich doch überall durch Blick und durch sicheres Wort den Vortritt zu verschaffen; und als ehemaliger Krieger, ausgezeichneter Reiter und Pferdekenner war er sonst hier am rechten Orte. Sein Geschäft ward zu allseitiger Zufriedenheit vollendet, und des Königs fortdauernde Gnade hub hier an.

Beim Regierungsantritt des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz, 1794, erwählte derselbe Dewitz zu seinen Geheimraths-Präsidenten an der Spitze von Regierung- und Domänen-Verwaltung. Es fanden sich schwierige Finanzverhältnisse.*) Die fürstlichen Güter waren zu Spottpreisen

*) Anmerkung des Herausgebers. Der Herzog fühlte sich auch beengt durch Rücksichten auf die Freimaurerei. Dewitz sagte dem Herzoge: „Ich bin kein Maurer". „Ich weiß es" — erwiderte der Herzog — „ein Grund mehr, warum ich gerade Sie haben will."

ausgethan. Dewitz vertrug sich mit den Gläubigern des verstorbenen Herzogs und mit den Pächtern der Kammergüter, und die Verwaltung ward nun auch durch ein tüchtiges Rechnungswesen, das jeden Augenblick die Uebersicht gestattete, geordnet. Nur sieben Jahre war Dewitz Präsident, doch die kurze Zeit reichte hin, einen guten Haushalt einzuführen. Um auch an anderen Gegenständen seine Thätigkeit zu bezeichnen, ist die Wirksamkeit für die Eldeschifffahrt zu nennen, die das jetzige Werk vorbereitete und die schon derzeit alten Staubeschwerden der Müritz wesentlich beseitigte; dann die Einrichtung des Zuchthauses zu Strelitz in Verbindung mit der Gesetzgebung wegen Armenversorgung; ferner vieles zur Verbesserung des Städtewesens, besonders für Neu-Strelitz, welches seine höhere Schule und seine Feldmark erhielt. Dewitz ward auch nach England gesandt, um, bei der nahen Verwandtschaft der fürstlichen Häuser, günstige Verhältnisse für die Landesherrschaft herbeizuführen; und es gelang, mit besonderer Geneigtheit Pitt's, einzelne Geldbewilligungen zu erwirken.

Im Jahre 1797 versammelte sich um den kranken König von Preußen in Pyrmont ein glänzender Fürstenkreis. Dewitz begleitete seinen Herzog dahin. In der Nähe des Königs befanden sich geltende Männer, wie General Bischofswerder, die mit der französischen Politik des Grafen Haugwitz unzufrieden waren. Maurerei und Frömmelei warf man sich einander hin und her vor. Beiden stand Dewitz fern. Bischofswerder fand ihn gerade geeignet, ins preußische Ministerium einzutreten, und betrieb diesen Eintritt sehr eifrig. Denn Dewitz war der Politik Pitt's zugethan und diesem Minister wohl bekannt; — was aber mehr galt, er war ein Mann von Geist und That im rechten Wortsinn, wie deren in der Zeit nicht eben an der Spitze standen. Zwischen Rohheit, wie sie die französische Revolution entfesselte, und zwischen Gewandtheit, welche die Unsittlichkeit, auch besonders Lüge, gelten ließ, schwankten viele öffentliche Charaktere. Dewitz war klar, ruhig und fest im Entschluß; offen und wahr in der Darlegung, so daß ihm, wie er wohl sagte, Unwahrheit unmöglich erscheine; umsichtig, rasch und durchgreifend in der Ausführung, wobei ihm die Untergebenen willig Folge leisteten, in seinem Uebergewichte sich erfreulich sicher fühlend, und doch gewiß, das Verdienstliche ihrer Leistung würdig anerkannt zu sehen. Mit seltener Geschicklichkeit wußte Dewitz bei Männern von Fach sich im Gespräch ihr Wissen anzueignen, und zwar so, daß sie einen Kenner fanden und sich wahrer Anerkennung freueten. Er arbeitete viel, da er wenig Schlaf bedurfte, ohne sich der Geselligkeit zu entziehn; verstand aber auch,

Andere arbeiten zu lassen. In solcher Stellung ist es wichtig, wenn der Minister zugleich des Fürsten Rathgeber und Gesellschafter ist. Dewitz vermochte, sich an die Spitze seiner, glänzender, Alle befriedigender Geselligkeit zu stellen, ohne den Sinn für die stillste, innigste Häuslichkeit aufzugeben. Mit allen diesen Eigenschaften war Dewitz dem Könige genehm, welcher, wie er, trotz der Neider, in Blücher den Mann der Zukunft erkannte und dem Staate erhielt, so in Dewitz den Mann sah in der Politik, der, wo Vieles drohte, bedeutend werden konnte. Zunächst sollte Dewitz eine Verhandlung in Bezug auf Hannover einleiten, da die Wittwe des königlichen Sohnes mit dem jüngsten Sohne Georg's von England verlobt war. Der König starb in demselben Herbst 1797, bevor alles reif war.

Im Jahre 1800 entließ Herzog Carl seinen Präsidenten, um, wie er sagte, selbst zu regieren.

Dewitz wirkte nun als thätiger Landwirth und erweiterte seinen Grundbesitz ansehnlich. Besuchte er auch nicht die Landtage, so ward doch sein Rath im Lande viel gesucht und nützlichst ertheilt.

Beim Kriege 1805 sah Dewitz das Gewitter über Preußen heraufziehn; er machte, doch vergebens, hochstehende Freunde auf die Gefahr aufmerksam. So kam ihm der Fall Preußens nicht unerwartet, nur in dem Maaße nicht geahnt.

In der Kriegszeit 1806 zeigte er die Kraft, den Seinen unter Herumzüglern Sicherheit zu verschaffen, wie kein Anderer rings umher. Bald war er der Trost der ganzen Nachbarschaft. Dem ganzen strelitzischen Lande ward sein Rath heilsam, durch den er verhinderte, daß Natural-Lieferungen abgekauft und dadurch Schulden gemacht wurden. Es ward hierdurch weniger verschleudert.

Er starb am 24. März 1808 am Nervenfieber, voll Zuversicht, Preußen werde sich wieder erheben und Blücher hier der Mann sein. Fast prophetisch wies er in den letzten Stunden auf die Rettung vom Norden her. —

VIII.

Friedrich, erster Graf von Hahn,

geb. 27. Juli 1742, gest. 9. Oct. 1805.

(Verf. Geh. Archivrath Dr. Lisch. Jahrbücher des Vereins für Mecklenb. Geschichte. Jahrgang 21. vom Jahre 1856. Mit einigen Verkürzungen des Originaltextes.)

Graf Friedrich von Hahn, der jüngste Sohn Friedrichs von Hahn auf Basedow und Neuhaus, war einer der größten Männer des Hahn'schen Geschlechts und Mecklenburgs; reich begabt, tief gebildet, edel, großherzig, war er einer der Ersten, welche die hohe wissenschaftliche Bildung der neuern Zeit im Lande repräsentirten und beförderten. Er hatte einen zarten Körperbau und war, wie sein ausgezeichneter Oheim Ludwig Achatz auf Diekhof, verwachsen; aber in der schwachen Hülle lebte ein großer Geist, der sich nach allen möglichen Richtungen hin mit Uebergewicht geltend machte. Es wird von ihm erzählt, daß sein entschiedenes, durchdringendes, aber doch edles und menschenfreundliches Auftreten überall Ehrfurcht einflößte und unbedingte Ergebung erlangte; er herrschte überall durch sein bloßes Erscheinen, obgleich er ein so warmer Menschenfreund war, daß man ihn im Hauswesen den „guten Vater" nannte. Dennoch war sein ganzes Wesen immer groß und abgeschlossen, wie der Charakter aller bedeutenden Männer, die von der Mitwelt nicht verstanden werden, in der Regel zu sein pflegt. Selbst allen seinen Familienmitgliedern, selbst den von ihm Bevorzugten, imponirte er, nach deren

Mittheilungen, so sehr, daß sie sich einer gewissen „Scheu“ vor ihm nicht erwehren konnten. Verbunden mit dieser Größe des Charakters war eine stete Gleichmüthigkeit und geistige Ruhe, die sich selbst durch schmerzerregende, oder unabwendbare Ereignisse nicht erschüttern ließ. Daher war ihm bei seiner großen Auffassung des menschlichen Geistes z. B. auch die Trauer bei Todesfällen unlieb. In diesem Sinne gab er dem Prediger zu Basedow bei dem Begräbnisse seiner innig geliebten Gemahlin im J. 1801 die Weisung, nicht viel über fünf Minuten zu reden. Dagegen sind wieder die Inschriften, die er für den Sarg seines früh gestorbenen Sohnes Ferdinand entwarf, edel und tief empfunden. Feind aller Eitelkeit, lehnte Friedrich Hahn alle Aufforderungen zur Uebernahme hoher Staats- oder Hofämter beharrlich ab.

Im höchsten Grade verehrungswürdig ist dabei seine unablässige Sorge um das Wohl der Menschheit; seine Bemühungen um das Volksschulwesen, um das leibliche Gedeihen der niedern Stände, um Ackerbau und Fabrikwesen sind wahrhaft rührend. Es entging seinem großen Geiste nichts. Sehr treffend ist die Schilderung seines Haushofmeisters Nevermann, der ihn zur Gruft brachte, wenn er, vom Standpunkte eines Dieners, sagt: „Er war ein Mann von festem Charakter, dem sein Versprechen heilig war. Er lieh sein Ohr keinem Schmeichler oder Projektenmacher. Ernst und Würde umgaben ihn, wobei Recht und Hülfe dem Bedrückten zu Theil ward. Die Gesundheit seiner Unterthanen lag ihm sehr am Herzen, deswegen hielt er ihnen einen Arzt, Chirurgen und freie Medicin; stündlich fragte er nach dem Befinden eines etwa kranken Dieners, und schien sichtbar erheitert, wenn er ihn wiedersah. Er gönnte jedem so gerne sein gutes Auskommen und möglichste Bequemlichkeit in Hinsicht der Wohnung u. s. w., und schmälerte nichts. Wittwen und Waisen hatten an ihm einen Versorger, und er ließ wahrlich Niemanden Brotes weinen; es war ihm eine Freude, wenn es allen wohl ging, darum nannten ihn so viele ihren guten Vater. Er pflegte zu sagen, wenn Jemand in seiner Umgebung ihn zuweilen eine Aeußerung in Betreff der Zukunft hören ließ: Habt Ihr denn schon gesehen, daß ich Jemand verstoßen habe?“ — So ehrwürdig er nun auch als Menschenfreund erscheint, so steht er doch als Mann der Wissenschaft fast höher und glänzender da, und er verdiente eine ausführlichere Beschreibung, als sie hier gegeben werden kann, zum Vorbilde aller kommenden Geschlechter. Leider fließen die Quellen sehr spärlich, da in unruhigen Zeiten wohl die meisten Papiere verloren

gegangen sind. Was hier geboten wird, hat nur mit den größten Anstrengungen erforscht und zusammengestellt werden können.

Von großer Wichtigkeit für die Familiengeschichte ist es, daß Friedrich Stammhalter des ganzen Geschlechts und der erste Graf ward. Er war am 27. Juli 1742 zu Neuhaus in Holstein geboren. Hier verlebte er seine Jugendjahre, da sein Vater bis zu seinem Tode seinen Wohnsitz zu Neuhaus hatte. Leider ist von seiner Jugendbildung fast gar nichts bekannt; ohne Zweifel wird er sie zum größten Theile in Holstein, zu Neuhaus und in Kiel genossen haben. Als er 17 Jahre alt war, ward im J. 1759 sein hoffnungsvoller ältester Bruder Ludwig Kay im 25. Jahre seines Alters in einem Duell durch einen Raufbold zu Schleswig erstochen. In demselben Jahre fingen auch die Untugenden seines 23jährigen, geistesschwachen Bruders Dethlev in einem solchen Maaße an auszuarten, daß der Vater sich bald genöthigt sah, diesen seinen „ungerathenen Sohn" gerichtlich unter Curatel stellen zu lassen.

Im Februar 1760 ward Friedrich in Kiel immatrikulirt. Hier flößte ihm ohne Zweifel der Professor Friedrich Koes die Liebe zu den Naturwissenschaften, namentlich aber zur Mathematik und Astronomie ein und legte den Grund zu seiner hohen und wissenschaftlichen Bildung. Koes muß, nach der bei seinem Begräbnisse erschienenen Gedächtnißschrift, ein bedeutender Mann gewesen sein. Er war in Schleswig geboren und reiste nach vollendeten Studien in England, wo er mit Newton, Flamsteed, besonders aber mit Halley bekannt war, und darauf in Deutschland, wo er mit Leibniz in Verbindung trat. Leibniz sagt von ihm, daß er verdiene nicht unbeachtet zu bleiben, da er einen ungewöhnlich tiefen Blick in die Analysis gethan habe und von ihm eine Erweiterung der Wissenschaft zu erwarten sei.

In seinem 24. Lebensjahre vermählte sich Friedrich Hahn am 3. Januar 1766 mit Wilhelmine Christine von Both, geb. 1744, der ältesten Tochter des damals bereits verstorbenen Oberhauptmanns Adolph von Both auf Rankendorf. Sie soll sehr schön, zart und geistreich gewesen sein, aber von schwindsüchtiger Anlage. Am 15. März 1774 schrieb der berühmte königl. großbritannische Leibarzt Dr. Zimmermann zu Hannover an Friedrich: „Die Krankheit Ihrer mitleidenswürdigen Frau Gemahlin ist Phtisis consummata und der Ausgang leider — was Ihr Arzt Ihnen gewiß wird gesagt haben". Dennoch genas sie wieder vollständig, schenkte Ihrem Gemahle seit dem J. 1776 fünf Söhne und starb erst am 14. November 1801.

Nevermann sagt von ihr: „Sie war eine Stütze der Kranken und Nothleidenden und der Wittwen und Waisen; sie fühlte mit Bewußtsein in ihrem erhabenen Stande, daß sie von der Vorsehung mit zeitlichen Gütern zum Wohlthun gesegnet war, und machte davon würdigen Gebrauch." Der Ober-Consistorialrath Zöllner in Berlin, welcher im J. 1795 Friedrich in Remplin besuchte, sagt: „Der Herr Landmarschall ist selbst ein Kenner der Wissenschaften und beschäftigt sich mit mehreren, vornehmlich mit Astronomie und Naturkunde so eifrig, als wenn sie seine Naturstudien wären. Auch seine Frau Gemahlin findet an gründlichen Kenntnissen Geschmack und hat sich deren sehr viele erworben. Wir haben heute beim Abendessen mit diesem glücklichen Paare, den beiden Söhnen und ihrem Hofmeister, Herrn Hecker, eine so interessante Unterhaltung gehabt, daß Geist und Gaumen in gleichem Maaße befriedigt wurden."

Bei seiner Vermählung vollendete Friedrich auch die von Claus Ludwig Hahn auf Remplin gegründete milde Stiftung für hülfsbedürftige Personen weiblichen Geschlechts, indem er 2000 Thaler Capital hinzuthat und das Stiftungscapital noch zu vergrößern beabsichtigte; er erreichte die landesherrliche Bestätigung der Stiftung am 20. Februar 1766.

Friedrichs Vater starb am 1. Juni 1772. Am 8. October setzten sich die beiden Brüder Dethlev und Friedrich in Grundlage des väterlichen Testamentes vom 6. August 1766 zu Kuchelmiß auseinander. Nach diesem Testamente sollte von den holsteinschen Gütern Dethlev das Gut Gr. Colmar, Friedrich die Güter Neuhaus c. p. und Lehmkuhlen erben, letzteres jedoch der Mutter bis zu ihrem Tode zum Genießbrauche bleiben; über die mecklenburgischen Güter, von denen Basedow c. p. einen Theil und Kuchelmiß c. p. mit Hinzenhagen den anderen Theil bilden sollte, sollten die Brüder loosen. Beide Brüder erkannten bei der Auseinandersetzung das väterliche Testament an, entsagten aber der Kavelung, indem Dethlev die Güter Kuchelmiß c. p. und Hinzenhagen anzunehmen bereit war, womit Friedrich sich zufrieden erklärte und ihm statt der 30,000 Thaler, welche der künftige Besitzer von Basedow dem andern Theile auszahlen sollte, 50,000 gab und ihm außerdem noch 10,000 Thaler schenkte, um ihm die Kosten und Verwendungen zu erleichtern, welche zu „seiner persönlichen Befreiung aus der von Mevius'schen Vergewaltigung" verbraucht waren. Dethlev zog nun nach Kuchelmiß und trat Colmar an seinen Bruder ab, der das Gut 1783 verkaufte. Nach dem Tode seiner Mutter verkaufte Friedrich 1793 auch Lehmkuhlen.

Er blieb einstweilen in Neuhaus wohnen und verkehrte viel in Kiel; seinen Entschluß, nicht in Hofdienste zu treten, behauptete er bis zu seinem Tode, konnte es aber nicht abwenden, daß er im J. 1773 zum dänischen Kammerherrn und 1783 zum Ritter des Dannebrog-Ordens ernannt ward. Er fürchtete den Hofdienst so sehr, daß er die Residenzen mied und nicht nach Kopenhagen reisen wollte, so gern er dies schon längst gethan hätte. Der Graf Leopold Friedrich von Stolberg suchte ihn im J. 1779 von dieser Furcht zu befreien, indem er ihm schrieb: „Der Graf Bernstorf wird der einzige sein, welcher wünschen wird, Sie in Diensten zu sehen; aber ich stehe Ihnen dafür, daß er Ihren Wunsch frei zu bleiben wissend Ihnen keinen Antrag thun wird. Der Hof ist lange gewohnt, Leuten, welche Ihre moralischen Antipoden sind, seine Dienste anzubieten. Fürchten Sie nichts!"

Nach dem im September 1779 erfolgten Tode des Erblandmarschalls Claus Ludwig Hahn auf Remplin nahm Friedrich sogleich die reiche mecklenburgische Lehnserbschaft in Besitz. Die Mutter fand diesen Schritt ihres Sohnes bedenklich und suchte sogleich eine Auseinandersetzung anzubahnen. Man wußte sehr wohl, daß Dethlev nicht im Stande war ein Vermögen zu verwalten und daß er überreichlich Vermögen hatte, um seinen Unterhalt zu bestreiten. Dennoch mußte seines dereinstigen Allodialnachlasses halber eine reichliche Auseinandersetzung getroffen werden. Im October 1779 ward ein landesherrlich bestätigter Vergleich zwischen Friedrich und der Curatel Dethlev's geschlossen, nach welchem Friedrich, so lange Dethlev zur Verwaltung seines Vermögens unfähig sei, die angeerbten Lehngüter Remplin, Bristow, Faulenrost, Dempzin, Liepen, Ahrensberg, Salow, Pleetz, Bresewitz und Ramelow, alle c. p. zum Besitz und alleinigen Eigenthum erhielt, wogegen er sich verpflichtete, der Curatel Dethlev's die Hälfte der reinen Einkünfte der Rempliner Güter, welche nach Abzug der Abgaben, Lasten, Verbesserungen, Bauten, sowie der von Claus Ludwig ausgesetzten Pensionen schließlich auf 5204 Thaler 44 Schill. auf das Jahr berechnet ward, jährlich auszuzahlen.

Mit den in Mecklenburg-Strelitz gelegenen Gütern ererbte Friedrich auch das Erblandmarschallamt des Landes Stargard; er führte dies Amt aber nicht selbst, sondern übertrug es dem Herrn von Genzkow auf Jatzke als Vice Landmarschall. Der Engere Ausschuß war jedoch mit dieser willkührlichen Substitution nicht einverstanden, sondern erwirkte die Uebertragung der Stellvertretung durch herzoglichen Erlaß auf den Herrn von Oertzen

auf Kotelow, nach dessen Tode der Herr von Oertzen auf Lübberstorf dies Amt weiterführte.

So befand sich Friedrich Hahn am Ende des Jahres 1779 in einem reichen und reizenden Besitz, der so bedeutend war, wie wohl seit drei Jahrhunderten kein Hahn einen ähnlichen besessen. Friedrich verlegte nun seinen Wohnsitz von Neuhaus nach Remplin, welches an Reichthum und Reiz Neuhaus sehr ähnlich ist, aber größere Gebäude hatte, näher dem Herzen Deutschlands und mehr in der Mitte aller Besitzungen Hahns lag. Seitdem er hier wohnte, entfaltete er auch mehr nach außen hin die wissenschaftliche Thätigkeit, welche den Glanzpunkt seines Lebens bildet.

Friedrich stand mit den großen Männern jener Zeit, welche eine höhere Bildung heraufführten, in der innigsten, freundschaftlichsten Verbindung. Zwar waren Mathematik und Naturkunde, vorzüglich aber Astronomie seine Lieblingsstudien; ehe er aber gereift war und thätig in den Aufschwung der Astronomie eingriff, lebte er auch mit Freude den philosophischen Studien. Und in dieser Richtung traf er schon früh mit Herder, welcher mehr als einer den Umschwung der allgemeinen Bildung in Deutschland bewirkte und bezeichnet, auf gleichem Wege zusammen. Beide waren ungefähr gleich alt — Herder nur zwei Jahre jünger als Hahn — und stimmten in den höchsten Ansichten überein. Als Herder im Jahr 1770 als Instruktor des Prinzen Peter von Holstein nach Kiel kam, machte Hahn seine persönliche Bekanntschaft, die sich gleich zur innigsten Freundschaft ausbildete. Herder's Frau schreibt: „Der holsteinische Adel, wohlhabend und human, schätzt wissenschaftliche Vorzüge und erwirbt sich deren selbst. Herder fühlte sich in diesen Verhältnissen nach seiner eigenthümlichen Neigung gern als Patriot und war in dem liberalen Umgang mit solchen Männern in diesem schönen Lande ganz einheimisch. Zu Kiel war der durch Wissenschaft und edlen Charakter ausgezeichnete Graf von Hahn sein besonderer Freund. An diesen großen Astronomen ist die Ode Orion gerichtet, worin Herder ihm Hochachtung und Liebe für seine edelmüthige Freundschaft nach Jahren noch darbringt. Die schöne Natur, noch mehr der Umgang mit vielen edeln und guten Menschen ließen die angenehmsten Eindrücke in ihm zurück, an die er sich immer gerne erinnerte."

Im folgenden Jahre wurde Herder Hauptpastor und Consistorialrath in Bückeburg und erhielt 1775 dort die Superintendentur. Aus dieser Zeit sind noch einige höchst interessante Briefe Herders vorhanden. Leider sind es nur wenige; es muß ein großer, reicher Briefwechsel untergegangen

sein; aber diese wenigen, welche die tiefsten Ansichten Herder's berühren, sind um so wichtiger, als sie in seine Blüthezeit fallen. Unter den vielen Briefen an Friedrich Hahn, selbst von seinen nächsten Verwandten, sind allein die von Herder ohne alle Förmlichkeit geschrieben. Als Herder 1774 seine „Philosophie der Geschichte der Menschheit", sein wichtigstes Werk, geschrieben hatte, schickte er es Hahn mit der Bitte: „Ich bin äußerst begierig Ihre, meines ersten Philosophen, Meinung zu hören. Ich bitte Sie nochmals bald, bald um Ihre Meinung." Herder macht bei dieser Gelegenheit folgende merkwürdige und interessante Aeußerung: „Mir fehlt, wie ich mündlich sagte, der Gebrauch der höheren Mathematik, in der, wie ich wittre, wenigstens vortreffliche Gleichnisse liegen müssen, in der Philosophie höher zu steigen; bisher habe ich aber noch nicht in das Zauberland kommen können, wer weiß auch je. Die Lampe meines Geistes brennt von gar zu nassem Feuer: sie hat immer Oel der Leidenschaft nöthig und das ist gar so grob und wässerig, — daher denn alles, was ich schreibe und denke, dampft. Ihre Flamme wird und muß reiner brennen: muntern Sie sich ja dazu auf."

Man sieht, wie hoch er seinen Freund Hahn schätzte, namentlich wegen dessen mathematischer Gelehrsamkeit, die Herder so hoch stellte und doch nach der Eigenthümlichkeit seines Geistes nicht erringen konnte. Hahn und Herder hatten sich kurz vorher gesprochen. Am 20. Juni 1774 war Hahn mit seiner Frau und seinem Schwager von Blome in Hannover und wollte am andern Tage nach Pyrmont reisen, wohin auch der hannoversche Leibarzt Zimmermann zu gehen beabsichtigte.

Auch die „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" schickte Herder an Hahn zur Beurtheilung mit den Worten: „Gefiels Ihnen, in die älteste Urkunde zu sehen, so halten Sie sich, bitt' ich, an den ersten Theil und ans Register; überschlagen Sie alles, was nicht für Sie ist, und suchen Goldkörner im Sande. — — Leben Sie wohl, liebster Freund, ich liebe Sie herzlich; ewig der Ihrige." Am 28. August 1774, an seines „ältesten Buben Geburtstage" schrieb Herder wieder an Hahn mit der merkwürdigen Enthüllung, die sein ganzes Streben entfaltet: „Es muß einen Punkt geben, wo Zeichen, Wort und Bedeutung zusammenfallen. Ja, Liebster, nach dem Punkte suche ich toll und wild und wieder sorgsam und lechzend, ohne ihn noch recht zu haben. Was Sie mir einst in Pyrmont sprachen, schien mir in Ihrer Seele große Aussicht, die ich aber nicht umfassen konnte: es war für mich, wie aus einem andern Lande. O hätten Sie Herz und

Lust, hierin Leibniz zu werden." Aehnlich schreibt er später: „Hätte ich die höhere Mathematik inne, so ahndets mich, hätte ich für mein unerschöpfliches Meer von Hauptgedanken: Sinnlichkeit ist nur Phänomen, Bild, Formel von Gedanken, objektiv und subjektiv betrachtet, vortreffliche Data und Gleichnisse finden müssen. Ich besitze sie aber leider nicht."

Im Juni 1775 erhielt Herder von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin den Preis für die Schrift: „Ueber die Ursachen des Geschmackes bei den verschiedenen Völkern". Er hatte vorher die Abhandlung, „wie er sie der Akademie eingesandt und wie sie den Preis nicht bekommen wird, soll und darf," auch an Friedrich Hahn geschickt, „zu sehen, ob ers troffen; es ist eine allweite herrliche Frage". Hahn hatte auch über die Preisfrage gearbeitet, und Herder erbat sich dessen Abhandlung dagegen mit der Bitte: „Meine Abhandlung schicken Sie mir nicht zurück ohne Anmerkungen. Zeigen und sagen Sie keinem Menschen von meiner Abhandlung. Es ist Schande vor unsrer honnetten Welt, zu laufen und nicht zu siegen. Aber vor Ihnen hab' ich keine Schande".

Im J. 1774 schenkte Friedrich Hahn an Herder Bolingbroke's Werke; Herder schrieb: „Wärs nicht möglich, daß ich Ihren Bolingbroke bekäme? — — Könnte ich zu Ihnen fließen, Sie und Ihre Bibliothek zu genießen, für die Plastik dazu die Bibliothek Ihres Schwagers! Schon aus meiner ungeselligen Einöde zu entkommen, wäre ein Schatz: alles Uebrige, daß man doch für Etwas da ist, und das, was man soll, zu sein und zu werden doch aufs beste streben muß, ungerechnet." Später: „Dank Ihnen für Bolingbroke, edler Mann! Er ist mir ein Denkmal Ihrer Freundschaft und bringe viel Früchte". Aus diesem Geschenke entstand Herders kurze, aber treffende Betrachtung über Bolingbroke in seiner Andrastea.

Bald eröffneten sich für Herder glänzende Aussichten. Im December 1775 erhielt er durch Goethe eine vorläufige Anfrage, ob er die Stelle eines General-Superintendenten in Weimar annehmen wolle, und er sagte mit frohem Herzen Ja, — „schon um aus der ungeselligen Einöde in Bückeburg zu kommen". Es fehlte ihm aber an Geld zum Umzuge. Er schrieb an Hahn: „Sie werden wissen, daß ich jetzt nach Weimar soll zur Stelle des Ober-Consistorial-Raths und General-Superintendent. Ich habe keine Schulden, aber auch keinen Vorrath. — — Ich hoffe Sie in Pyrmont zu sehen". Hahn schickte ihm sogleich 300 Thaler. In einem Briefe vom Juni 1778 mahnt Herder sich selbst an seine Schuld. Hahn hat aber mit zartem Sinn diese Stelle aus seinem Briefe herausgeschnitten und als losen

Zettel beigelegt; er ließ Herdern das Geld als Geschenk von Freundes Hand. Herder's Frau schreibt: „Herr Graf von Hahn, den Herder in Holstein kennen gelernt, erwies sein Wohlwollen gegen ihn durch ein ansehnliches Reisegeschenk besonders thätig".

Im Juni 1778 schickte Herder an Hahn seine Schrift: „Vom Erkennen und Empfinden". Das Thema war von Anfang an zwischen den beiden Freunden das Hauptthema gewesen. Schon im August 1774 schrieb Herder: „Den med. terminus aber der beiden Sätze, die ich wie Sie für identisch halte (erkennen und genießen), habe ich bis jetzt noch nicht anders als im Wesen eines Geistes, eines eingeschränkten, sich vervollkommenden Geistes finden können. Wozu genössen Sie, wenn Sie nicht erkennen wollten?" Zugleich schickte Herder im Juni 1778 „Die Plastik", welche er in diesem Jahre auch herausgab: „Damit Sie, hochgeschätzter, lieber Freund, nicht denken, daß ich ganz aus der Welt bin, so sende ich Ihnen hiemit ein Schriftchen, das Sie aus dem Entwurf bereits kennen, und das ich Ihnen gar dedicirt hätte, wenn die Dedicationslaune die meinige wäre. Auch ein anderes Ding, mit Namen Plastik, das Sie dem Anfange nach kennen, kommt hiebei. Ich wünsche, daß beides Ihnen wohlthue. Und darf ich bitten um Antwort und Ihre Meinung, die mir statt hundert ist, wie Sie wissen." Man sieht, daß beide Freunde sich ihre Arbeiten vor der Herausgabe mittheilten.

Aber auch mit andern jüngern Männern jener Zeit stand Friedrich Hahn in Verbindung. Boie, ein Holsteiner, der in Göttingen seit 1770 den Musen-Almanach herausgab und 1772 den Hainbund gestiftet hatte, dem so viele ausgezeichnete Männer angehörten, wie der Mecklenburger Johann Heinrich Voß und die Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen von Stolberg, Holsteiner, gab seine lebhafte Freude und Dankbarkeit zu erkennen, daß Hahn die dürftigen Umstände eines aufkeimenden dichterischen Talents, Namens Thomsen, gemildert hatte. Moses Mendelsohn schätzte Hahn als scharfsinnigen Philosophen so hoch, daß er bekannte, nie einen geistreicheren Mann gesehen zu haben. Der berühmte hannoversche Leibarzt und Schriftsteller Zimmermann, den Hahn auch als Arzt gebrauchte, schreibt 1774: „J' écris à Monsieur de Hahn, le philosophe, l'homme de génie, l'ésprit transcendant, dont Mendelsohn m'a dit que pour la force de l'abstraction metaphysique il n'avoit jamais vu son égal."

Mit den Grafen von Stolberg stand Friedrich Hahn ebenfalls im Verkehr. Graf Friedrich Leopold schreibt 1779: „Mein Bruder wünscht sehr

das Glück Ihrer Bekanntschaft, und Sie wissen, hoffe ich, wie viel Ihr Umgang zum Glück meines Lebens beitragen würde."

Auch bei Staatsmännern stand Friedrich Hahn in hoher Achtung. Der dänische Minister Graf von Bernstorf hätte ihn gerne in Staatsdiensten gesehen, glaubte es aber nicht wagen zu können, bei den Zuständen des Hofes ihm einen Dienst anzubieten. Der preußische Minister von Herzberg schrieb 1779 die vertraulichen Worte: „Es ist mir überaus angenehm gewesen, zu ersehen, daß Sie sich meiner Freundschaft erinnern und mir von dem jüngst (13. Mai zu Teschen) geschlossenen Frieden (nach dem baierschen Erbfolgestreit) einiges Verdienst zuschreiben. Ich habe freilich einigen Antheil daran gehabt; er hat auch seinen Werth, ist aber nicht im ganzen so ausgefallen, wie ich es gewünschet und auch möglich erachtet habe."

Nachdem Friedrich Hahn seinen Wohnsitz von Neuhaus nach Remplin verlegt hatte, beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Astronomie, ohne die übrigen Wissenschaften zu vernachlässigen. Wundermann stellt ihn in seinem Werke „Mecklenburg in Hinsicht auf Cultur, Kunst und Geschmack" unter den gelehrten Adeligen des Landes oben an.

Hahn stand mit den größten Astronomen Europa's in Verbindung, namentlich mit Herschel, durch welchen er viele ausgezeichnete astronomische Instrumente und seltene Bücher bezog. Vorzüglich trat er aber mit dem berühmten deutschen Astronomen Bode in innigen dauernden Verkehr. Bode, ein Hamburger, war nur 5 Jahre jünger als Hahn und trat mit diesem gewiß schon sehr früh in Verbindung. Schon im Jahre 1768 gab Bode sein berühmt gewordenes, allgemein verbreitetes Werk: „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels" heraus, das in vielen Auflagen noch heute seinen großen Werth behauptet. Im Jahre 1772 ernannte ihn die berliner Akademie zu ihrem Astronomen; als solcher gab er seit 1774 seine wichtigen astronomischen Jahrbücher und im Jahre 1801 einen neuen Himmelsatlas heraus, in welchem 12,000 Sterne mehr als früher verzeichnet sind. An diesen großen Werken hat Friedrich Hahn nicht allein großen Antheil, sondern er hat auch großes Verdienst um die Herausgabe des Himmelsatlas.

Ein anderes inniges Verhältniß entspann sich zwischen Friedrich Hahn und dem würdigen Hecker, Professor der Mathematik an der Universität Rostock. Hecker war im Jahre 1747 geboren, also gerade so alt als Bode; er war 1778 zum Professor an die neue herzogliche Universität Bützow berufen und 1788 bei der Verlegung dieser Universität nach Rostock gegangen. Seit dieser Zeit entspann sich die Freundschaft zwischen Hahn und

Hecker, welcher in alten Freundschaftsverhältnissen zu Bode stand. Hecker stand nicht allein in lebhaftem Briefwechsel mit Hahn, sondern ward auch zugleich mit Bode von diesem häufig nach Remplin eingeladen, wo diese ausgezeichneten Männer in dem angenehmsten wissenschaftlichen Verkehr mit einander lebten. Friedrich Hahn hat das Verdienst, daß durch Hecker die Lage und die Temperatur Rostocks festgestellt ward, indem Hahn die dazu nöthigen Instrumente nach Rostock gab. Als Zöllner im Jahre 1797 Remplin besuchte, war Hecker's Bruder Hofmeister der Söhne Hahn's, namentlich Ferdinand's, und lebte bei Friedrich in angenehmen wissenschaftlichen Verhältnissen, in welchen er ihm auch hülfreiche Hand leisten konnte. Hecker lebte späterhin mit einer Hahn'schen Pension von 500 Thalern in Malchin.

Bald darauf, seit dem Jahre 1798, war auch ein anderer mecklenburgischer Gelehrter, der als Naturforscher bekannte Candidat Zylius, welcher mehrere Preise gewann und gekrönte Preisschriften herausgab, Hauslehrer zu Remplin und blieb auch bei Hahn als Gehülfe einige Jahre, nachdem Hecker mit Hahn's Söhnen auf die Universität Greifswald gegangen war. Der Hofmeister des jüngern Sohnes war eine Zeit lang Voigt, welcher späterhin mit einer Hahn'schen Pension von 400 Thalern ebenfalls in Malchin wohnte.

Nachdem Friedrich Hahn nach Remplin gezogen war, richtete er seine reiche Bibliothek geschmackvoll ein, welche auf ungefähr 12,000 Bände seltener, großer und prachtvoller Werke, vorzüglich aus den Fächern der Astronomie, Mathematik, Philosophie, Naturgeschichte, Geschichte, Geographie, Alterthumskunde, Patristik, Philologie, der neuern schönen Literatur u. s. w. anwuchs. „Die Bibliothek zeichnete sich nicht so sehr durch Menge von Bänden, als durch kostbare und große Werke aus: sie war an mathematischen und physikalischen Werken reich und enthielt die vollständigen Sammlungen der Schriften der gelehrten Gesellschaften und die classischen Werke der Philosophie älterer und neuerer Zeit." Die Bibliothek ist ein Beweis der Weite des Gesichtskreises Friedrich's Hahn. Außerdem enthält sie viele Bücher, welche ihm von den Verfassern als Zeichen der Verehrung zugeschickt sind. Elf Jahre nach Friedrich Hahn's Tode wurde die Bibliothek von Remplin nach Basedow gebracht; wahrscheinlich sind in dieser Zeit mit manchen Büchern auch die werthvollen wissenschaftlichen Correspondenzen verloren gegangen.

Da Friedrich Hahn die höhern Naturwissenschaften liebte und pflegte

und alle seine Beobachtungen auf die Erkenntniß des Weltlebens zurückzuführen suchte, so hatte er zu Remplin auch ein chemisches Laboratorium, eine vortreffliche Elektrisir-Maschine mit vollständigem elektrischen Apparat, eine Luftpumpe, eine gute Mineraliensammlung, und außerdem viele andere Sammlungen für die Naturwissenschaften, auch für die Kunst, z. B. große Vorräthe von Wedgewood-Geschirren u. s. w., und alle diese Dinge waren nicht zur Schau ausgestellt, sondern im und zum Gebrauche.

Endlich ließ er im Garten zu Remplin eine „unerschütterliche" Sternwarte, die erste in Mecklenburg, bauen, welche die vortrefflichsten astronomischen Instrumente enthielt: eines der größten und achtungswerthesten Werke seines Lebens. Im J. 1791 machte er mit seinem Freunde Bode eine Reise nach Magdeburg, dem Harz, Göttingen, Cassel, Gotha, Jena, Halle und Dessau, um Erfahrungen zur Einrichtung der Sternwarte zu sammeln und die Bibliotheken zu benutzen; vorzüglich mochten ihn die Sternwarten zu Göttingen und Gotha anziehen, und dazu traf er auf dieser Reise Männer wie Zach zu Gotha, Kästner zu Göttingen, Klügel zu Halle u. A., welche Mitarbeiter von Bode's astronomischen Jahrbüchern und dessen und Hahn's Correspondenten und Freunde waren. Im J. 1793 war die Sternwarte eingerichtet. Im Sommer 1794 lud Hahn seinen Freund Bode nach Remplin ein, um seine Freude mit ihm zu theilen, und dieser gab in seinem astronomischen Jahrbuche ein „Verzeichniß der vorzüglichsten in dem astronomischen Salon des Herrn Erblandmarschall von Hahn zu Remplin befindlichen Instrumente", Werke eines Herschel, Dolland, Nairne und Blunt, Lincoln, Cary, Klindworth, Höschel, Möllinger, Arnold u. A. Neben der Sternwarte standen die Riesenteleskope unter freiem Himmel. Zuerst hatte Hahn nur ein zwanzigfüßiges Herschelsches Spiegelteleskop, mit einem Metallspiegel von 12 engl. Zoll Durchmesser und 40 Pfund Gewicht; es stand nach Bode's Bericht in Remplin schon im Sommer 1794; das Rohr ward in Remplin gebaut und wog 230 Pfund. Mit der Zeit, als der Spiegel anfing etwas dunkel zu werden, ließ Hahn ein zweites erbauen mit einem Spiegel von 18 Zoll Durchmesser. Die beiden Spiegel waren von Herschel selbst in großer Vollkommenheit. Der ganze sinnreiche Mechanismus zur Bewegung dieser Teleskope war von Friedrich Hahn selbst erfunden und entworfen, von seinem einsichtsvollen und anstelligen Gärtner gezeichnet und von seinem geschickten Schlosser zu Remplin, der ihm viel zur Hand war und der auch selbst Sekundenuhren machte, unter seiner Leitung gebauet. Bode schreibt: „Wer die

Schwierigkeiten bei der Errichtung eines solchen Instruments kennt, muß es bewundern, wie sehr es dem Grafen gelungen ist, demselben den Grad der Vollkommenheit zu geben, den es erhielt."

Nach Friedrich's Tode nahm Professor Droysen aus Greifswald ein Verzeichniß sämmtlicher Instrumente auf und schätzte sie, freilich sehr niedrig, zu 8896 Thalern. Im Jahre 1809 kaufte Bode acht Instrumente für 2125 Thaler und im Jahre 1813 das größte Spiegelteleskop für 1274 Thaler, wie es heißt für die Sternwarte zu Königsberg. Was von den Instrumenten im Jahre 1816 sonst noch übrig war, ward mit der Bibliothek nach Basedow versetzt und wird bei derselben aufbewahrt.

Außer den 50 astronomischen hatte Friedrich Hahn im Schlosse 94 ausgezeichnete mathematische und physikalische Instrumente der besten Meister. Bode schrieb schon 1793: „Herr Landmarschall von Hahn ist ein großer Verehrer und nicht gemeiner Kenner der Mathematik, Astronomie und Physik. Er wendet einen Theil seines ansehnlichen Vermögens auf eine ruhmwürdige Art zur Anschaffung einer kostbaren Bibliothek, einer vorzüglichen Sammlung natürlicher Seltenheiten und physikalischer und astronomischer Instrumente, wie ich denn im vorigen Jahre auf seinem Rittersitze Remplin unter andern ein von ihm angeschafftes siebenfüßiges Herschelsches Spiegel-Teleskop zu sehen und zu gebrauchen Gelegenheit gehabt habe."

Bald nach der Einrichtung der Sternwarte fing Friedrich Hahn an, einige Ergebnisse seiner Beobachtungen und Gedanken nach und nach auf schriftstellerischem Wege zu veröffentlichen; er legte mit wenigen Ausnahmen seine Arbeiten in Bode's Astronomischen Jahrbüchern nieder. Aus den Jahren 1786—1804 sind etwa zwanzig derartige Publikationen zu verzeichnen. Außer den eigentlichen astronomischen Beobachtungen erstrecken sich Hahn's Forschungen am Himmel immer auf die Beschaffenheit der Welt und das Wesen der Weltkörper; er verfolgte mit seinen vortrefflichen Instrumenten vorzüglich die unbekannten Gegenden des Himmels, die Nebelflecke, die veränderlichen Sterne, das Licht und den Lichtwechsel der Planeten und deren Trabanten, die Atmosphären; Magnetismus, Elektricität, Licht und Wärme erkannte er schon als die großen Hebel des Lebens der Welt und der Weltkörper.

Nach vielen Jahren setzte Herder seinem Freunde Friedrich Hahn in seiner Andrastea in dem Abschnitte: „Newton's Teleskop" und in der Ode „Orion, an den Erblandmarschall von Hahn" ein ehrendes Denkmal. Die in der Ode berührten Sternbilder beziehen sich auf einige wissenschaftliche

Arbeiten, welche Hahn in Bode's astronomischen Jahrbüchern bis 1802 herausgegeben hatte. In der Andrastea sagt Herder: „— — Herschel, Schröter, von Hahn haben über diese Lichtregionen, über das Licht der Sonne, über die planetarischen Weltkörper, die sich ihrer Ausbildung zu nähern scheinen u. f. Beobachtungen gemacht und so allgemein umfassende, tief eingreifende Gedanken geäußert, daß man sich fast auf dem Wege zur rechten ersten Kosmogonie glaubt. Insonderheit hat letzterer von manchen seiner Beobachtungen z. B. den Landschaften in der Sonne, der dunkeln und hellen Region im Orion u. f., in wenig Worten so malerische Beschreibungen gegeben, daß man sie in Farben gezeichnet zu sehen wünschet. Sein und anderer Gedanken, daß die Sonne aus dem Weltraume den glänzenden Stoff abscheide und sich theils ihn selbst zueigne, theils andern kleinern Weltkörpern zusende, kann zu großen Aufschlüssen führen. Auch dessen letzte Nachricht von Herschel's Entdeckung, daß die Sonne uns außer dem Licht auch unsichtbare Wärmestrahlen zusende, erregt alle Erwartung."

„In welch einem merkwürdigen Zeitpunkt leben wir! Nicht leicht fand sich in allen gebildeten Ländern Europa's eine so zusammenstimmende Bemühung beobachtender, denkender, forschender Geister, als jetzt über den Himmel wachen, insonderheit seit Herschel's gefundenem Reflektor. Bode's Astronomisches Jahrbuch, von Zach's Correspondenz sind davon Zeugen. Außer den bekannten Astronomen Frankreichs sind Herschel, Maskelyne, Piazzi, Oriani, in Deutschland Bode, Schröter, Olbers, Triesnecker, von Hahn u. f. nicht minder die holländischen, dänischen, schwedischen, russischen Astronomen in gemeinschaftlicher Wirkung."

Eine der wichtigsten Unternehmungen, welche Friedrich Hahn beförderte, war der große Himmelsatlas, den Bode 1801 herausgab. Bode faßte im Jahre 1796 den Plan, die Sternbilder des Himmels in großem Format herauszugeben, um alle neuen Entdeckungen in die Karten einzutragen. Hahn, welcher, bei der Freundschaft zu Bode, nicht geringen Antheil an der erweiterten Kenntniß des gestirnten Himmels und den Entdeckungen Bode's hatte, ergriff den Plan mit Begeisterung; er schoß die Kosten dazu zinsenfrei her und machte nur die Bedingung, aus dem Ertrage der Subscriptionsgelder nach und nach sein Capital zurückzunehmen. Er ließ die 20 Kupferplatten in großem Folio-Format, über zwei und drei Fuß groß, in England für 6000 Thaler Gold stechen und mußte ein Parlaments-Patent zur Uebersendung der Platten erwirken, da die Ausfuhr von Kupfer wegen des Krieges verboten war. Er schenkte darauf an Bode die Kupfer-

platten und überließ ihm den Gewinn, den er daraus ziehen könnte. Bode dedicirte das Werk seinem Freunde Hahn, dem „erleuchteten Beschützer der Sternkunde."

Nach Hahn's Tode schrieb Bode in seinen Jahrbüchern: „Am 9. October 1805 starb zu Remplin in Mecklenburg der Erblandmarschall Friedrich Graf von Hahn. Er war ein eifriger Verehrer und Beförderer der Sternkunde, verwandte rühmlichst einen Theil seiner großen Glücksgüter zur Anschaffung einer auserlesenen Bibliothek und kostbarer astronomischer Instrumente und hat sich dadurch, wie durch Betrachtungen und Abhandlungen in meinen Jahrbüchern seines Namens Gedächtniß ehrenvoll gestiftet. Er war mein vieljähriger Freund und Gönner."

Die hohe Verehrung, welche sich Friedrich Hahn in den Kreisen der Wissenschaft erwarb, kann am besten dadurch bezeichnet werden, daß die neuesten, ausgezeichneten Selenographen Beer und Mädler, ohne alle persönliche Veranlassung, zu Ehren und zum Andenken Hahn's auf der von ihnen 1834—36 herausgegebenen vortrefflichen, gewiß für alle Zeiten unvergänglichen Mondkarte ein bedeutendes Ringgebirge des Mondes mit dem Namen Hahn belegt haben. Dieses Ringgebirge gehört zu den bedeutenderen; die Größe und Augenfälligkeit der Ringgebirge, die den Namen berühmter Männer erhalten haben, ist aber als ein Maßstab für das Ansehn dieser zu betrachten. Die genannten Selenographen haben die früher eingeführten und bereits gebräuchlich gewordenen Namen beibehalten, jedoch mehreren noch unbezeichneten Kratern und Ringebenen neue Namen gegeben, welche von Astronomen, Mathematikern und Naturforschern der neuern und zum Theil auch der ältern Zeit hergenommen sind; zu diesen gehört auch das Mondringgebirge Hahn. In der Selenographie ist es genauer beschrieben. Beer und Mädler erwähnen auch der Hahnschen Forschungen an andern Stellen ihres Werkes: „Mehrere Beobachter bemerken ausdrücklich, daß sie weder mit bloßem, noch mit bewaffnetem Auge im verfinsterten Monde Flecken gewahr werden konnten. Dagegen haben Helfenzrieder, Schröter, Hahn und andere Beobachter theils nur die hellsten Flecken, theils alle sonst im Vollmonde gut sichtbaren während der Finsterniß gesehen. — — — Ob übrigens, wie einige vermuthet haben, eine eigenthümliche Lichtentwickelung des Mondes zu dieser Zeit vor sich gehe, zumal das Roth sich immer erst nach einiger Zeit blicken läßt, wagen wir nicht zu entscheiden. Hahn nimmt eine Phosphorescenz an, die in hoher Beleuchtung einer Mondgegend stets stattfinde, aber nur während der Finsterniß von uns wahr-

genommen werde, und glaubt den Grund darin zu finden, daß die Oberfläche des Mondes ein weit größeres Quantum von Licht und ein weit geringeres von Wärme als die Erde von der Sonne empfange. Das letztere kann als wahrscheinlich zugegeben werden, ohne daß daraus das erstere nothwendig folgt."

Doch nicht allein in den weiten Räumen der Wissenschaft wirkte Friedrich Hahn, auch auf dem Felde praktischer Thätigkeit suchte er seine Kenntnisse anzuwenden und nützlich zu machen, und zugleich das Leben zu verschönern. Er unterhielt zu Remplin herrliche Gärten und ausgedehnte Treibhäuser, in denen er auch unter der Aufsicht eines geschickten Kunstgärtners, Liebnau, der ihm auch bei seinen astronomischen und physikalischen Unternehmungen zur Hand ging, viele seltene und kostbare fremde Pflanzen zog, damit durch Hülfe einer guten Bibliothek das Studium der Botanik gefördert und zugleich das Leben verschönert werde. Im Jahre 1804 war ein geordneter „botanischer Garten" zu Remplin. Auch den Ackerbau und die Viehzucht beförderte er mit Eifer, namentlich durch Einführung holsteinischer Kühe in Mecklenburg. In Anerkennung dieses Strebens erwählten ihn 1781 die mecklenburgische physikalische Gesellschaft zu Rostock, die Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, die märkische ökonomische Gesellschaft zu Potsdam, und die braunschweig-lüneburgische Landwirthschafts-Gesellschaft zu ihrem Mitgliede, so wie 1801 die physikalische Gesellschaft zu Rostock zu ihrem Ehrenmitgliede.

„Die von Hahn'schen Güter zeichneten sich durch die Schönheit der Wirthschaftsgebäude und durch das gute Ansehen der Dörfer auffallend aus, und die großen sorgfältig geschonten Waldungen gaben ihnen einen vorzüglichen Werth". Auch das Fabrikwesen beförderte er mit Lebhaftigkeit. Bei den bedeutenden Waldungen, die früher die Höhen bei Remplin noch mehr bedeckten, legte Friedrich Hahn 1781 zu Remplin mit großen Kosten eine Fabrik von weißem Glase an. Es wurden tüchtige Meister und geschickte Glasschleifer zum Theil mit Familie aus Böhmen und Thüringen geholt; Modelle wurden aus England verschrieben. Es wurden kostbare geschliffene Sachen angefertigt. Das Unternehmen war so großartig, daß selbst der hochselige Großherzog Friedrich Franz I. mit Hochdessen Gemahlin es in Augenschein nahm. Als aber die Magazine sich füllten und der Absatz stockte, ein Monopol nicht zu erreichen war, die Holzverwüstung bedenklich ward und die Kosten sich vermehrten ohne daß ein

nennenswerther Erfolg herauskam, hob Hahn dieses achtungswerthe Unternehmen auf.

Bei allen diesen ernsten Beschäftigungen, zu denen die große Last der Verwaltung ausgedehnter Güter und eines bedeutenden Vermögens sich gesellte, verschmähete Friedrich Hahn nicht die Reize der Geselligkeit und der Kunst, wie er treu an der Natur hing und den Acker- und Gartenbau liebte. Er unterhielt eine Musik-Capelle, deren Mitglieder er zum größten Theile von Claus Ludwig Hahn übernommen hatte, und hatte in dem Schlosse zu Remplin einen schön ausgestatteten Musiksaal. Auch war er ein Freund der Malerei und beschäftigte den damals berühmten Maler und Direktor Bernhard Rode zu Berlin mit sehr bedeutenden Aufträgen. Im Jahre 1780 ließ er von Rode sehr viele große Gemälde aus der alten Mythologie malen, welche noch die Wände des Saales zu Neuhaus schmücken. Für das Schloß zu Remplin malte Rode drei historische und sechs allegorische Bilder. Friedrich Hahn zeichnete selbst gerne. In seiner Bibliothek finden sich von ihm noch zwei Foliobände Handzeichnungen, meistentheils nach der Antike, ein Denkmal seines Fleißes, seiner Sauberkeit und seines Geschmacks.

Den wahren Schlußstein seines ganzen Strebens, das im höchsten und edelsten Sinne des Wortes Humanität war, bildete aber sein eifriges Bemühen um die Verbesserung des Volksschulwesens, das ihm namentlich in Holstein unendlich viel verdankt.

Es giebt eine ausführliche Beschreibung der Neuhäuser Schulen von dem Prediger Sieverts zu Gikau, aus welcher sich die ganze Entwickelung klar verfolgen läßt. Um sein Ziel zu erreichen fand Friedrich Hahn zur Verbesserung des Volksschulwesens wesentlich nothwendig: 1) zweckmäßige Schulhäuser, 2) tüchtige Lehrer, 3) erforderliche Lehrmittel, 4) eine allgemeine Schulkasse, 5) einen geordneten Schulvorstand, 6) öffentliche Schulprüfungen. Friedrich Hahn hielt dafür, daß vor allen Dingen für gesunde, anständige, freundliche und gehörig große Schulhäuser gesorgt werden müsse, und dann für tüchtige, ihrem Fache ganz gewachsene Lehrer, welche so gestellt werden müßten, daß sie nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen oder ihr Brot außer dem Hause oder durch Nebengeschäfte zu suchen nöthig hätten, sondern mit Lust und Freudigkeit ihr Amt verwalten und sich selbst ein gutes Buch, angenehmen Hausrath und anständige Kleider verschaffen könnten; dann hielt er für nothwendig, daß nicht von den Eltern unmittelbar an den Lehrer das Schulgeld bezahlt, sondern Schulkassen errichtet würden, an welche jedes Haus nach Verhältniß seinen bestimmten Beitrag

zu zahlen habe; auch wollte er jedem Schullehrer zwei Schulväter zur Seite setzen, welche gemeinsam die Zucht und Schulordnung aufrecht erhalten sollten. Alles dies und noch vieles Andere, was eine totale Reform des Schulwesens beförderte, ward scharf durchdacht und endlich ausgeführt; es ward ein vollständiger Plan entworfen und endlich von Friedrich Hahn angenommen. Als im Jahre 1789 in Holstein die Leibeigenschaft und der persönliche Hoftag aufhörten und die Vermessung der Gutsländereien und die Einkoppelung derselben nöthig wurden, ward der Inspektor Voigt zu Neuhaus von seinem Herrn beauftragt, einen Plan zur Einrichtung der Neuhäuser Güter zu entwerfen und dabei auf die Schulverbesserung Rücksicht zu nehmen. Voigt war wie sein Herr ein sehr wohldenkender und umsichtiger, aber auch sehr entschiedener Mann, der das volle Vertrauen seines Herrn besaß und auf dessen holsteinischen Gütern „allmächtig" war, so daß er noch heute dort bekannt ist. Nachdem die Güter einigermaßen geordnet waren, ward bereits in den Jahren 1798 und 99 bei der Pfarre zu Gikau ein glücklicher Anfang mit der Verbesserung des Schulwesens gemacht. Friedrich Hahn begann dieselbe mit dem Bau eines neuen Schulhauses zu Gikau. Um dieses Haus, dessen Bau eigentlich der Gemeinde oblag, ganz dem beabsichtigten Zwecke und seinen Wünschen gemäß einrichten zu können, schoß er die ganze Bausumme, welche sich auf 1600 Thaler belief, ohne Zinsen so lange her, bis sie von dem Kirchenvermögen allmählich wieder abgetragen werden könnte. Jetzt mußte Voigt einen Riß zu dem Schulhause entwerfen, der nach einigen Abänderungen und Verbesserungen durch Hahn zum Muster für die übrigen zu erbauenden Schulhäuser dienen sollte. Mit Ernst ward jetzt zur vollständigen Ausführung des ganzen Schulplans geschritten. Hahn erhöhte nicht allein die gutsherrlichen Beiträge an die Schulkasse und den Lehrergehalt, sondern regelte und vergrößerte auch die Schulländereien, so daß er jeder Schulstelle außer Land zu einer Baumschule $29^1/_2$ Tonnen à 240 Quadratruthen beilegte. So setzte er zu Gikau seinen Plan vollständig durch. Im Jahre 1802 gab er eine ausführliche Erklärung sowol über das, was er bereits zur Verbesserung seiner Schulen gethan, als auch über das, was er künftig noch für dieselben zu thun Willens sei. In der That war die Schule zu Gikau eine ganz neue Erscheinung, eine Musterschule, welche ganz „den Geist ihres edlen Begründers athmet und spricht deutlich genug seine höhern Ansichten vom Schulwesen in der gesammten äußern und innern Verfassung aus". Zwar ward im Lande viel darüber gesprochen; man fand das

Haus zu groß, zu schön, aber Friedrich Hahn erreichte doch sein Ziel, indem er durch das gegebene Beispiel eine allgemeine Verbesserung der Schulen hervorrief. Hahn beabsichtigte nun, die übrigen Schulen auf seinen Gütern ebenso einzurichten. Er trieb Voigt an, die übrigen Bauten auf den Gütern eifrig zu betreiben, damit man zu dem Bau der Schulhäuser kommen könne. Aber er erlebte nicht die vollständige Ausführung seines Planes. Die übrigen Schulhäuser sowie das Predigerhaus zu Gikau sind zur Zeit der Communion der Neuhäuser Güter zwischen 1805 und 29 gebaut. „Sieht man", sagt Sieverts, „auf die von Friedrich Hahn erbaueten Schulgebäude, auf ihre äußere und innere Verfassung und Beschaffenheit, so sagen sie uns nach des edlen Begründers Tode, wie er von Schulhäusern, Schulkindern und Schullehrern dachte; wie er Schulhäuser als die ersten und vorzüglichsten Gebäude im Dorfe betrachtete, wo das innere geistige Leben des jungen Menschen aus seinen Keimen entwickelt und selbst seine physische Natur und Beschaffenheit ihre erste Gestaltung und Bildung erhalten sollte; wie er Schulkinder als die edelsten und wichtigsten Pflanzen ansah, für deren Wartung, Pflege und Erziehung nicht zu sehr gespart und geknickert werden müsse, um sie zu gesunden und fruchtbaren Bäumen aufzuerziehen, die einst ihre Stelle würdig ausfüllen und Segen und Gewinn für Eltern und Vaterland sein sollen."

Mit derselben Strenge und Gewissenhaftigkeit, mit der er für das Wohl der Menschheit und das Gedeihen der Wissenschaft wirkte, sorgte er auch für die Verwaltung seiner zahlreichen Güter, die er als musterhafter Hausvater nicht nur bedeutend verbesserte, sondern auch ansehnlich vermehrte. Er löste Bristow, Faulenrost und Baumgarten ein und kaufte nach und nach Hinrichshagen, Levenstorf, Lupendorf, Pantschenhagen, Tressow, Grabowhöfe, Sommerstorf, Klenz, Gehmkendorf, Kl. Markow, Lansen und Schwarzenhof. Von Interesse sind zwei andere, wenn auch kleinere Besitzungen: 1796 kaufte Hahn das freie adelige Rittergut in der Ortschaft Heldenbergen bei der freien Reichsstadt Friedberg in der Wetterau für 55,000 Gulden, um durch den Besitz ein Mitglied der reichsunmittelbaren Ritterschaft der Wetterau zu werden, ehe er die Grafenwürde erwarb. Er baute das Gut aus und nannte es Neuburg und bestimmte es wie Neuhaus zum Majorat. Nachdem aber die politische Wichtigkeit des kleinen Gutes durch Aufhebung der deutschen Reichsverfassung verloren gegangen war, war der Werth desselben von keiner Bedeutung und die Verwaltung bei der großen Entfernung von den Wohnsitzen der Familie sehr lästig

und kostspielig. Friedrichs Nachkommen fanden es daher angemessen, diese Besitzung zu verkaufen. 1790 kaufte Hahn von dem Rittmeister von Meyenn auf Vielist die Eldenburg bei Waren am Ausflusse der Müritz, eine Pertinenz des Allodialgutes Vielist, aus Vaterlandsliebe, um die Schiffbarmachung der Elde zu erleichtern, welche gleich darauf der Regierungsrath von Brandenstein mit dem größten Eifer betrieb. Die Sache kam auch seit 1797 in Gang. Sein Erbe auf Basedow verkaufte später die Eldenburg, nachdem der Zweck erreicht war, an die Elde-Schiffbarmachungs-Aktien-Gesellschaft, um dem Strombau mehr Freiheit zu gewähren.

Ferner kaufte Hahn zu seiner Annehmlichkeit ein Haus in Hamburg und eins in Rostock und zahlte im ganzen über eine halbe Million Thaler für neu erworbene Güter.

Alle seine Güter setzte er in einen vortrefflichen Zustand und führte auf allen viele neue Gebäude auf. Außer seinem prachtvollen Wohnsitze Remplin vollendete er namentlich mehrere Güter durch neue Bauten und Anlagen ganz. Zuerst Faulenrost, wo Claus Ludwig ein neues Wohnhaus zu seinem Sommersitze begonnen hatte. Friedrich Hahn brachte nun den Bau zu Ende und legte ausgezeichnete Gärten und Treibereien bei demselben an. Zöllner sagt in seiner „Reise durch Pommern" u. s. w.: „Zu Faulenrost hat der Landmarschall von Hahn seit kurzem ein sehr schönes Wohnhaus erbauet und einen Garten angelegt: Die Kanäle, welche den Garten durchschneiden, die ausländischen Bäume, Gesträuche und Pflanzen, die schönen, freien Grasplätze, das Ananas- und Gewächshaus, worin viele Seltenheiten gezogen werden, und der Geschmack in der Vertheilung des Ganzen, dies alles giebt diesem Landsitze eine große Annehmlichkeit." Seit dem Jahre 1800 baute er Tressow auf, welches er zuerst seinem jüngern Sohne Carl zum Bewohnen gab; auch Grabowhöfe baute er aus und gab es zuerst seinem ältern Sohne Ferdinand. Dann ließ er auch in Basedow einen alten Flügel des Schlosses abbrechen und ein neues Wohnhaus mit Thurm aufführen. Endlich ließ er die Kirche zu Bristow mit einem neuen Thurm zieren und die Orgel in der Kirche zu Basedow wieder herstellen.

Höher aber als alle diese großen Unternehmungen steht das Glück, welches Friedrich Hahn über alle seine Unterthanen verbreitete; daher schreibt in der Seele derselben sein Kammerdiener Nevermann: „Auf allen Gütern und Dörfern entstanden neue Gebäude, aus denen Wohlstand und

froher Anblick bei den Einwohnern hervorleuchtete, denn sie hatten ihr gutes Auskommen, und ihr hoher Protektor erfreute sich ihres Wohlstandes."

Bei so großen Verdiensten und einer so bedeutenden Stellung erhob der Kaiser Franz II. ihn und seine Nachkommen den 7. September 1802 in den Grafenstand, der in demselben Jahre von Mecklenburg anerkannt ward. Der Wappenschild blieb unverändert. Friedrich Hahn war zu erhaben gesinnt und stand zu frei, um ehrgeizig sein zu können. Man erzählt sich aber, er habe um die Grafenwürde deshalb nachgesucht, weil ein Pächter Otto Hahn, Pächter des Domanialgutes Eldena, der von Preußen mit dem Titel eines Hofkammerraths begnadigt war, sich im Jahre 1788 hatte adeln lassen; dieser gab vor, aus der curländischen Linie der Hahn zu stammen, kaufte damals die ehemaligen alten Hahn'schen Güter Damerow, Carow, Gr. Poserin, Hahnenhorst und Mathiashorst, trieb in der Folge großen Güterhandel und wohnte zuletzt auf Charlottenthal bei Krakow. Theils um nicht mit diesem Manne, der sich die Herkunft aus dem alten Hahn'schen Geschlechte hatte aneignen wollen, gleich zu stehen, theils um häufige Verwechselungen zu verhüten, soll Friedrich Hahn die Grafenwürde zu suchen veranlaßt sein.

Von den hohen fürstlichen Personen erhielt Hahn stets die Beweise der ehrendsten Aufmerksamkeit. Im Jahre 1796 hatte er die Ehre, den damaligen Kronprinzen nachmaligen König Friedrich Wilhelm von Preußen mit Höchst Dessen Gemahlin Louise, als dieselben in Strelitz zu Besuch waren, bei sich zu empfangen; Wundermann erzählt, daß die Kronprinzessin Louise ihre besondere Freude an den Gärten und Treibhäusern bezeigt und, außer mehreren Blumen und Früchten, auch einige Bambusrohre zum Andenken mitgenommen habe. „Es war Hahn's größtes Vergnügen, seine ganze Ergebenheit zum Empfang dieser hohen königlichen Gäste an den Tag zu legen. Noch nach seiner Gemahlin Tode genoß er zu drei oder vier Malen zur Herbstzeit bei den von ihm angestellten Jagden das hohe Glück, den Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, Höchstdessen Bruder, den Prinzen Ernst und Sohn, den Erbprinzen, den jetzt regierenden Großherzog Georg, in Remplin aufnehmen zu dürfen. Dieser Besuche gewürdigt zu sein, war ihm eine große Freude und die edle Denkungsart des Herzogs Carl mit edler Seele achtend, widmete er demselben seine ganze Aufmerksamkeit, wozu er auch alle seine Untergebenen aufforderte, um so viel als möglich seinem herzoglichen Freunde, wie er den Herzog nannte, den Aufenthalt angenehm zu machen. Gegenseitig erhielt er auch verschiedene Einladungen

an den Hof zu Strelitz, wo ihm, wie in seinem eignen Hause, die größte Bequemlichkeit bereitet ward, so daß er sich dieser Aufnahme gar oft mit Heiterkeit lebhaft zu erinnern pflegte." (Bericht Nevermann's.)

Auf dem Gipfel seines reichen Glückes verlor Hahn am 14. November 1801 seine Gemahlin, nachdem er mit ihr 34 Jahre lang im innigsten Einverständnisse eine glückliche Ehe geführt hatte; sie starb an der Wassersucht und ward in der Kirche zu Basedow begraben. Obgleich die Gesundheit der Frau in den ersten Jahren ihrer Ehe sehr schwach gewesen war, so daß der berühmte Arzt Dr. Zimmermann ihren frühen Tod an der Schwindsucht befürchtete, so erstarkte sie doch allmählig, so daß sie ihr Alter bis über 56 Jahre brachte und ihrem Manne noch fünf Söhne gebar. Von diesen starben drei in jungen Jahren und es waren bei der Mutter Tode nur noch zwei am Leben, Ferdinand und Karl.

Nachdem Hahn diese beiden Söhne, nach vollendeter Jugendbildung im väterlichen Hause, zu Hamburg zu den Studien hatte vorbereiten lassen, schickte er sie mit ihrem Hofmeister auf die Universität Greifswald, wo sie beide ihre künftigen Gemahlinnen kennen lernten. Nachdem die Familie in den Grafenstand erhoben war, vermählte sich am 22. April 1803 der ältere Sohn Ferdinand mit Louise Johanna Hedwig von Wolfradt, des Landraths Bleichardt von Wolfradt auf Lüssow in Pommern Tochter, und am 14. September 1804 der jüngere Sohn Carl mit Sophie Louise von Behr, einer Tochter des Landesdirektors Felix Gustav von Behr auf Vargatz und Dönnie in Pommern.

So schien ein glückliches Alter das Leben Friedrichs krönen zu wollen, als ein harter Schlag seine Kraft untergrub. Am 12. Januar 1805 starb zu Remplin der ältere Sohn, Graf Ferdinand, kaum 26 Jahre alt, als er mit seiner Gemahlin von einem Besuche aus Pommern zurückgekommen war, und hinterließ eine junge Wittwe und einen unmündigen Sohn Friedrich; eine Tochter Louise erblickte nach des Vaters Tode das Licht der Welt. Der so frühe und unvermuthete Hintritt dieses hoffnungsvollen jungen Mannes versetzte nicht allein das ganze gräfliche Haus in die tiefste Trauer, sondern beugte auch den Graf Friedrich Hahn tief, so standhaft auch bei seiner hohen Bildung die Tröstungen waren, mit denen er allen voranging. Er machte zu seiner Zerstreuung eine Reise nach Hamburg, kam aber kränkelnd von dort zurück und beschloß am 9. October 1805 um Mitternacht zu Remplin sein thatenreiches, glückliches und beglückendes

Leben in einem Alter von 63 Jahren; er ward unter großem Leidwesen aller seiner Verwandten und seiner Unterthanen, denen er ein „guter Vater" gewesen war, am 16. October in der Kirche zu Basedow neben seiner Gemahlin in der ersten Begräbnißgruft rechts vor dem Altare begraben. In Basedow wird noch seine Marmorbüste aufbewahrt, welche ein denkendes, geistreiches Antlitz zeigt.

IX.

Justizrath Johann Heinrich Walther,

geb. 1746, gest. 1817.

(Aus dem Norddeutschen Correspondenten, Jahrgang 1853, No. 217. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.)

Ein Lebensbild wird hier in dankbarer Erinnerung zu geben versucht, das aus dem Kreise der freien mecklenburgischen Geschäftsmänner gewählt ist, welche ja im englischen Sinne auch zu den öffentlichen Charakteren gehören.

Johann Heinrich Walther war am 1. Januar 1746 zu Rostock geboren. Neben der gewöhnlichen Ausbildung erwarb er sich Fertigkeit in französischer Sprache und auf der Violine, wodurch er sich später leicht in gesellige Verhältnisse einführte. Er ward in Rostock Dr. jur., und begann seine Laufbahn in Vertheidigung eines jungen Mädchens, wo er ein einzuleitendes Criminalverfahren in einen günstigen Vergleich auflöste.

Walther kam in Bekanntschaft der Mitglieder des Engern Ausschusses und speiste mit ihnen in einem Privathause. Auch Professor Eschenbach, der große Kenner des mecklenburgischen Rechts, gehörte zu dieser Tischgesellschaft, und erinnerte sich bis an's Lebensende dieser geistreichen Mahle. Daran schlossen sich mitunter musicalische Abende, wo Walther, der Baron von Maltzan von Penzlin, der nachherige Oberforstmeister von Preen auf Dummerstorff und der Landessecretär Dr. Wolf mitwirkten.

Walther hatte Aussicht zu einem Fortkommen in Kopenhagen; allein der Baron von Maltzan bewog ihn, bei seinem Austritt aus dem Engern Ausschusse, 1773 nach Neu-Brandenburg zu ziehen. Die Güter der Herrschaft Penzlin, während langer Minderjährigkeit und schwerer Kriegsdrangsale fast alle verpfändet, wollte Maltzan einlösen; — da waren mannigfache verwickelte Rechtsstreite unvermeidlich, die einen Anwalt fast ausschließlich in Anspruch nahmen und seine Nähe erforderten. Walther war hiezu bereit, und er hat das Werk der Einlösung in etwa 23 Jahren in einer Weise zu Stande gebracht, welche die Dankbarkeit der Maltzan'schen Familie seinem Andenken stets bewahren wird. Zugleich ward Walther freiherrlicher Stadtrichter zu Penzlin, und dies führte denn auch alle Mittwoch seine Gegenwart auf dem Hofe zu Werder, nahe vor Penzlin, bei dem Baron herbei. Nach beendigter Gerichtssitzung in Penzlin waren die Abende in Werder der liebenswürdigsten Geselligkeit gewidmet, daß selbst die jüngsten Kinder des Hauses daran sich freueten. Neue Bücher, neue Musikalien wurden mitgebracht, daraus mitgetheilt, — anmuthiger Vortrag belebte die Erzählungen, heitere, feine Sitte charakterisirte Alles. Die Liebe zur Musik ließ in Brandenburg jeden durchreisenden Künstler an Walther verweisen, und dieser führte die Besten in Werder ein, zu großem Genusse der Bewohner. Da in späteren Jahren eine wahre Künstlerfamilie den musicalischen Unterricht der Kinder des Barons leitete und in Werder aufgenommen war, so war jener Genuß leichter zu bereiten. Um eine größere Lehnsdeduction anzufertigen, weilte Walther manche Tage zu Werder, unter den Briefschaften in schöner, ländlicher Stille ungestört arbeitend. Alle seine Arbeiten hatten eine sachliche Gediegenheit, eine Klarheit der Auffassung, und eine sprachlich reine, lichtvoll angenehme Darstellung. Alle Sachen führte er, wo nicht siegreich, so doch, und zwar zumeist, zu einem günstigen Vergleiche durch. Eine glückliche Gabe der mündlichen Darstellung und den Leuten gefällig zu begegnen, sie zu überzeugen, diente allerdings bei den Vergleichsverhandlungen. Es kam fast nicht vor, daß Leute unwillig von ihm schieden; er gewann Aller Verstand und Herz.

Es ward in den achtziger Jahren die weitläuftige Vergleichsverhandlung über die bedeutende Gensow-Hahn'sche Erbschaft landesherrlich in Neu-Brandenburg eingeleitet. Es kamen Erben von weit her und die seltsamsten und wichtigsten Rechtsfragen wurden erörtert. Neu-Brandenburg hat sich oft sehr anmuthiger Geselligkeit rühmen können; bedeutende fremde Geschäftsleute, Käufer zu den schönen Torgelow-Schlön- und Dahlen-

Beseritzer Gütern erweiterten jetzt sehr glänzend den geselligen Kreis. Walther ward Anwalt der Geusow'schen Erben, deren Ansprüche zwar groß waren, aber alle Geschicklichkeit der Ausführung erforderten. Durch diese gewann er bei Vielen eine sehr angesehene Stellung. Die Geusow erwarben durch Vergleich und Kauf die schönen Güter Dahlen und Beseritz. Alles dies führte neben der Einlösung der zur Herrschaft Penzlin gehörigen Güter in umfängliche Geldgeschäfte ein, und Walther erhielt überall, namentlich in Hannover, bedeutenden Credit. Er hatte durch Baron Maltzan die Bekanntschaft mit dem General und Minister Grafen Schlieffen gemacht, für den er die nachherigen Schlieffenberger Güter kaufte. Graf Schlieffen war ein hochzuachtender Staats- und Kriegsmann; seine Familiengeschichte ist würdig ihres Beschützers, eines Johannes Müller. Bis ins hohe Alter bestand zwischen Schlieffen und Walther ein in lateinischer und französischer Sprache geführter Briefwechsel. Eine ähnliche Verbindung bestand zwischen Walther und dem Dom-Dechant Grafen Moltke zu Lübeck, einem Manne von Gelehrsamkeit und Kunstkenntniß, die ihn mit Winkelmann in Beziehung brachte. Walther ward bald nachher herzoglicher Richter in Neu-Brandenburg und ihm nach einiger Zeit der Titel eines Hofraths beigelegt.

Ein geordnetes, mäßiges Hauswesen, unermüdliches Arbeiten, die rascheste Auffassung, der leicht fassende Blick und die immer zu Gebote stehende geeignete Darstellung ohne Zeitaufwand hatten ihm ein artiges Vermögen erworben. Es kam in Mecklenburg eine Zeit, wo im Anfang der neunziger Jahre die hohen Kornpreise allgemein mehr eine kostbare Genußlust verbreiteten. Walther schaffte sich ein Gartenhaus an, dann ward das Stadthaus erweitert und veranlaßte Verkehr und Gesellschaften; dann, 1801, ward das Gut Podewall, eine Meile von der Stadt, gekauft. So machten es mehrere tüchtige und wohlhabende Geschäftsleute, und — kamen dann zu Schaden. Walther war seit 1783 mit einer Siemerling verheirathet, aus einer angesehenen Familie der Stadt. Die Frau ward kränklich; es kamen häufige Badereisen, bis Spaa, woran sich dann eine Reise nach Paris schloß; auch die Erziehung der Tochter kostete viel. Die Kriegsjahre, seit 1806, belasteten mit Einquartirungen die Stadt und Gut, und das Gut brachte nichts; Geschäfte besorgte jetzt auch Jeder lieber selbst: — es war Abnahme überall. Aber der nun alternde Walther blieb auch bei kleinen Geschäften in gleicher Thätigkeit, kräftiger, heiterer Seele, aufs Genaueste ordentlich in allen Dingen, diente gern, und, — wie groß gerade damals die Gelegenheit war, — wucherte er doch nicht, und da ihn harte Verluste

trafen, wußte er seine Verhältnisse zusammenzuziehen, verkaufte das Gut und befreite seine Nachgelassenen von Sorgen, während so Manche in ähnlicher Lage einen Concurs hinterließen.

Die siebenzig Lebensjahre fanden Walther noch in Allem frisch; er arbeitete unermüdlich, studirte in seinem Fache fort und las zu seiner Erheiterung Manches. Wenn die beiden alten Eheleute allein zu Tische saßen, die Tochter war verheirathet, so lag irgend ein seltenes Journal neben ihm, damit, wo das Gespräch nicht ausreichte, irgend etwas das mäßige Mahl würzte. Walther war ein ausgezeichneter Richter, und dies erkannte sein Landesherr an, der ihm zum Justizrath ernannte. Nach seinem Tode sagte einmal einer der angesehensten Advocaten Neu-Brandenburgs: „Hundert Jahre können vergehn, ehe die Stadt solchen Richter wieder erhält!“ — Seine Geschäftsbehandlung soll auch hier besonders treffend und fördernd gewesen sein. Die vielen Sachwalter in der Stadt machten die Streitfragen oft verwickelt, — durch sein kluges Benehmen und sein Ansehn bewogen, vertrugen sich aber viele Parteien.

Die Kränklichkeit nahm zu bei ihm, aber Fähigkeit und Lust zur Arbeit blieb, und fast am Arbeitstische endete rasch der Tod das Leben dieses ausgezeichneten, wackeren Mannes im 71. Lebensjahre. —

X.

August Claus von Preen auf Dummerstorf,

geb. 1778, gest. 1821.

(Aus dem Norddeutschen Correspondenten, Jahrgang 1853, No. 224. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.)

Der Kammerherr August Claus von Preen auf Dummerstorf und Bandelstorf war der einzige Sohn des herzoglich braunschweigischen Oberhofmeisters von Preen. Der Vater saß längere Zeit, in den 1770ger Jahren, im Engeren Ausschusse, als ein wirksames und sehr geachtetes Mitglied. August Claus, 1778 geboren, kam früh auf das Pädagogium in Halle, und mit 16 Jahren, obgleich jähriger Selectaner, doch zu jung für die Akademie gehalten, besuchte er noch einige Zeit das Carolinum zu Braunschweig. Seine akademischen Studien machte er in Göttingen, wo er mit mehreren Mecklenburgern zusammentraf, deren sich das Vaterland verrühmt. Nach vollendeten Studien reiste Preen nach Italien und verweilte längere Zeit in Rom in der Nähe des jetzigen Großherzogs Georg von Strelitz. Friedrich von Dewitz auf Cölpin, einer der edelsten, gediegendsten Männer seiner Zeit, und Cuno von der Kettenburg auf Schwetzin, beide akademische Freunde, theilten mit Preen allen Genuß, den Kunst und das südliche Klima bieten.

Mit solcher Vorbildung und Fortbildung vereinigte Preen nicht gewöhnliche philologische, juristische und Kunstkenntnisse. Dies Alles legte sich in schöner Schriftsprache dar; es sind sogar bei seinen Freunden noch einige

kleine Gedichte bewahrt. Um dem Sohne nach der Heimkehr Raum zu geben für sein Talent und seine Kenntnisse, trat ihm der Vater seine Güter ab, selbst ferner in Braunschweig lebend. Bei Gelegenheit der Vermählung des Herzogs Wilhelm von Braunschweig mit der Prinzessin von Baden ward Preen badischer Kammerherr. August Claus von Preen war nicht groß, voll, doch zierlich geformt. Eine gewisse Fülle des Gesichts und blühende Farbe milderten die etwas scharfen Züge und den leicht neckenden Mund. Die Augen schaueten aber mehr gutmüthig, selten strafend. Eine anmuthige Sauberkeit seines ganzen äußeren Wesens war ein Abbild der reinen Seele, die sich in feiner Gesellschaft mit fast jungfräulich zu nennender Neckerei erging, aber jede Unsitte scharf zügelte. Preen war entschieden Aristokrat; reich, nach unseren gewöhnlichen Begriffen, verwandte er seine Einkünfte für sich nur, um in Anstand zu erscheinen; Vieles floß Armen zu und Einiges fiel Kunstgegenständen anheim.

Als in den Kriegsjahren die Landtage ausblieben und zehn Jahre lang zweimal im Jahre Landesconvente in Rostock gehalten wurden, da vereinte Preen's Wohnung oft Abends manche Freunde: die Oertzen von Kotelow und Kittendorf, Dewitz von Cölpin, den Landsyndicus Drewes, und wußte Preen immer das Gespräch interessant zu beleben. Besonders geistreich war hier auch Oertzen von Kittendorf.

Preen kam in den Engern Ausschuß, wo seine Wirksamkeit von der Ritterschaft sehr anerkannt wurde und sein Urtheil, auf tüchtige Actenkenntniß gestützt, Gewicht hatte. Mit vieler Liebe behandelte er die Landesbibliothek; er ließ auch das kostbare Kupferwerk von Denon über Aegypten anschaffen.

Zwei Verdienste werden in spätere Zeit hinüberreichen, wenn man dabei auch seinen Namen vergessen sollte. Preen und Bürgermeister Kütemeyer brachten mit dem nachherigen Minister Krüger in Schwerin die ritterschaftliche Hypothekenordnung zum Abschluß. Preen erkannte und wahrte das Interesse der Ritterschaft besonders durch die Bestimmung der s. g. Conspectbücher. In dieselben ward eine vollständige Gutsbeschreibung eingetragen, so wie auch die auf dem Gute ruhenden feststehenden Abgaben und Servitute, und Alles was hier eingetragen war, hatte vor anderen Schuldforderungen den Vorzug. Dadurch ward die Entscheidung über die Priorität der Schuldforderungen, die früher viel Noth verursacht und viel Geld gekostet hatte, vereinfacht.

Zum andern ward Preen Alles übertragen, was zur Errichtung des

Blücher-Denkmals erforderlich schien. Die Zeitungen beliebten nämlich die Nachricht zu verbreiten, Blücher's, des Deutschen Befreiers, Vaterstadt Rostock wolle ihm ein Denkmal setzen. Rostock dachte nicht daran; doch gab dies der mecklenburgischen Ritterschaft Veranlassung, den Gedanken durchzuführen. Preen, mit Allem beauftragt, wandte sich an den größten deutschen Kunstkenner der Zeit, an Goethe, und dieser wählte den allbekannt größten Künstler Schadow zur Ausführung. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Preen, im Landesarchiv bewahrt, ist höchst anziehend und stellt Goethe in größter Anspruchslosigkeit dar. Das Urtheil über das Blücher-Denkmal mag verschieden ausfallen; das Denkmal bekundet wenigstens, was Deutschland mit seinen ersten Kennern und Künstlern zu leisten vermochte, — nicht mehr, nicht weniger, — ein rechter Ausdruck der Zeit. Am 26. August 1819 fand die Enthüllung statt. Es war dieser Tag vom Morgen bis zum Abend ein schönes Fest.

Nicht lange schauete der edle Preen von seiner Wohnung am neuen Markte hinab auf das in allem Glanze der neuen Bronce weitschimmernde Standbild. Er machte eine Reise mit dem Professor der Philologie Huschke nach Tyrol. Bei der Rückkehr nach Dummerstorf wollte er seinen Schwager im nahen Potrems besuchen, ritt ein länger nicht benutztes Pferd und stürzte. Das reiterlos zurücklaufende Pferd verrieth ein Unglück: man fand Preen todt. —

Es kam ein anhaltender Schmerz über seine Freunde, und alle Bekannte gedachten seiner mit hoher Achtung. —

Nachtrag des Herausgebers.

Preen starb am 23. August 1821 und ward am 28. ejusd. in Petschow zur Ruhe bestattet.

XI.

Adolf Friedrich von Flotow auf Wildkuhl,

geb. 28. Febr. 1756, gest. 7. Mai 1827.

(Aus dem Norddeutschen Correspondenten vom Jahre 1853, No. 210. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.)

In den Zeiten vom Ausbruche der französischen Revolution bis zur Restauration der Bourbons, in einer Zeit die alles alte Recht austilgen wollte, trat in Mecklenburg als Verfechter des alten Rechts Niemand in der Weise hervor, als Adolf Friedrich von Flotow auf Wildkuhl und Repplin. Nicht in blinder Vorliebe für bisherige Gewohnheit kämpfte er, nein, in dem klaren Bewußtsein, daß die bekämpften Neuerungen große Verwirrung und viel Uebel über Mecklenburg bringen würden. Adolf von Flotow ward den 28. Februar 1756 zu Wildkuhl geboren. Er ward auf das Pädagogium zu Halle a. d. Saale gesandt, verließ aber nach einiger Zeit die Anstalt wegen eines unangemessenen Streits mit einem Lehrer. Die weitere Schulbildung empfing Flotow dann auf Kloster Bergen und studirte die Rechte in Göttingen. Er verheirathete sich früh mit einer von Flotow aus Altenhof; am 4. August 1783 ward ihm der erste, jetzt einzig noch lebende Sohn, der jetzige Kammerdirector a. D. von Flotow, geboren. Es sahen in dieser Ehe überhaupt sechs Söhne und zehn Töchter das Licht der Welt; die meisten dieser Kinder sind erwachsen gestorben. Oft habe ich von dem ältesten Sohne das glückliche Familienleben preisen hören, wie die zahlreichen Geburtstage kleine Feste herbeiführten, vom Vater durch Gedichte, von den Kindern durch Musik gefeiert.

Es ist wohl alte deutsche Weise, daß von glücklichen Familienkreisen ein reiches öffentliches Leben ausging. Flotow's erste Mannszeit fiel in einen Moment, wo zu den staatsrechtlichen Fragen, welche in Mecklenburg nach dem Landesvergleiche 1755 nicht ruhten, vielmehr nach dessen Anleitung manche Auslegung veranlaßten, auch der eben gewordene amerikanische Freistaat viele Gemüther aufregte durch Freiheits- und Gleichheits-Ideen. Flotow berührte dies noch besonders dadurch, daß der Gemahl seiner Schwester, Baron Langermann-Erlenkamp auf Dambeck, ein Mann, durch alle Gaben der äußeren Erscheinung, der glänzenden Rede, der feinen und wissenschaftlichen Bildung, aufgefordert, im öffentlichen Leben Mecklenburgs eine Stellung zu nehmen, dies in einer Weise that, welche der Verfassung widerstritt. Verwandtschaft und Freundschaft hinderten Flotow nicht, seinen Beruf, für die Verfassung zu kämpfen, zu erkennen. Zu dem Kampfe, der immer schwerer heraufzog, gerüstet zu sein, begab sich Flotow verschiedentlich auf Monate nach Rostock, Landesacten zu studiren. Sein ungemeines Gedächtniß kam ihm zu Hülfe, so daß, wie der Sohn erzählte, sein Vater kein Buch besaß, außer dem Landesvergleich und Wolff's Repertorium der Landesacten, und gleichwohl ein bedeutender Jurist war, und manchen Familien, besonders den von Meerheimb und Preen, ein gesuchter Rechtsfreund. Stets hörte ich ihn als den tiefsten Kenner der Landesverfassung schätzen.

Baron von Langermann, weder zum eingebornen noch recipirten Adel Mecklenburgs gehörend, hatte allmählich durch seine glänzenden Talente eine solche Stellung bei der Ritterschaft eingenommen, daß er sich um die Stelle des Deputirten eines ritterschaftlichen Amts, selbst des Engern Ausschusses bewarb, wozu bisher nur der eingeborne und recipirte Adel berechtigt gehalten wurde. Baron Langermann hatte die ganze Ritterschaft so für sich gewonnen, daß von Flotow ganz allein dagegen auftrat. Man gedachte, dem Baron Langermann Alles zu gewähren. Flotow aber kämpfte von seinem Standpunkte des altberechtigten Adels aus mit der ganzen Rüstung seiner Kenntniß der Landesverfassung, mit großem dialectischen Geschick und mit einer unerschöpflichen Ausdauer, so daß zuletzt die neuen philanthropischen Ideen des Gegners ihre Kraft bei dem alten Adel verloren und dieser immer mehr zu Flotow übertrat. Baron Langermann blieb vom alten Adel so verlassen, daß er die nicht recipirten Adeligen und die bürgerlichen Gutsbesitzer an sich knüpfte und zunächst ein herzogliches Rescript, vom Jahre 1789, erwirkte. Man möchte sagen, es wehte

in dem Reſcripte die Luft von Frankreich her. Die bürgerlichen Gutsbeſitzer, einmal in den Streit hineingezogen, entzündeten ſich immer feuriger an der wachſenden franzöſiſchen Revolution; ſie wandten ſich nach Schwerin, und, obſchon im Januar Ludwig XVI. enthauptet worden, erſchien das bedenkliche Reſcript vom April 1793 an die Ritterſchaft.

Flotow hatte verſchiedene Aufſätze für ſeine Anſichten drucken laſſen; der wichtigſte bleibt der über das Indigenat. In Bezug auf letztere Schrift fragte einſt der berühmte Germaniſt Runde in Göttingen den zum Collegio ſich meldenden Sohn, ob er ein Verwandter des v. Flotow auf Wildkuhl ſei, — und auf die Erwiderung, er ſei deſſen Sohn, umarmte ihn Runde mit den Worten: das ſei ein Feudiſt, wie er ſein müſſe! —

Das Reſcript von 1793 veranlaßte den eingebornen Adel, den Landrath Baron v. Meerheimb und den v. Flotow an das Hoflager abzuordnen. Was Flotow an Kenntniß der Landesverfaſſung und Gaben ſchriftlicher Darſtellung beſaß, das ergänzte für den Zweck dieſer Deputation Meerheimb als feiner, gewandter Geſellſchaftsmann. Beide Männer übergaben ein Promemoria dem Landesherrn, worin die oft erörterten Gründe von Flotow dargelegt waren, in einer kräftigen, aber weit faßlicheren, anſprechenderen Weiſe, als in ſeinen Druckſachen herrſcht. Dies Promemoria iſt nie abgedruckt. Es ſei hier zum Lobe einer Landesfürſtin, der Herzogin Louiſe, nach ſicherer Quelle geſagt: ihrem Einfluſſe verdankt es Mecklenburg, daß das Reſcript von 1793 nicht weitere Folge hatte. Ein beruhigendes Reſcript erfolgte. Baron Langermann ward in den eingebornen Adel recipirt. Es handelte ſich in dem Kampfe nicht um Langermann's Perſon, ſondern um ſeine Ideen, und gegen letztere blieb Flotow Sieger. Dies verſchaffte ihm, nachdem er auch Landrath geworden, ganz überwiegenden Einfluß in den Landesverſammlungen. Er dictirte das Landtagsprotocoll, um ſo mehr mit einem Uebergewichte, als er die Landtagsgeſchäfte vorher mit den Miniſtern einleitete und dann mit dialectiſchem Geſchicke den Beſchlüſſen eine Wendung gab, daß die Auslegung in ſeiner Hand blieb. Dieſe Herrſchergewalt ward doch Manchem unbequem, und zuerſt 1798 verſuchte man, Herrn von Oertzen auf Kittendorf an das Protocoll zu bringen. Oertzen, noch ſehr jung, konnte gegen die Praxis und Streitkraft Flotow's nicht aushalten und trat zurück. Nun verſuchten Flotow's Gegner, ihn dadurch vom Protocoll zu entfernen, daß ſie behaupteten, ein Landrath dürfe daſſelbe nicht dictiren. Flotow legte das Landrathsamt ſofort nieder und dictirte weiter.

Ein neuer Sturm erhob sich gegen die Verfassung, und eine neue Partei bildete sich gegen Flotow, der aber auch hier das alte Mecklenburg vertheidigte. Der Handel mit Gütern nahm reißend zu; man bot den Besitzern, welche oft wenig von ihren Gütern Genuß gehabt, ungeahnte Preise, theils weil man aus Waldungen rasch Nutzen zu ziehen hoffte, theils weil nun ein Schwindel die Leute ergriff, und man leicht höher wieder verkaufte. Nun fand sich bei alten Lehnen das Bedenken, daß die mitbelehnten Vettern das Retractsrecht auszuüben drohten und dem Käufer einen großen Verlust zu bringen vermochten. Man dachte daher, durch ein Gesetz die Ausübung aller vetterlichen Rechte auf die Zeit eines Jahrs zu beschränken, und nur ein Gleichgebot zuzulassen. Flotow erkannte in diesem Gesetze den Fall vieler alter Familien vorbereitet und widersetzte sich demselben in aller Weise. Aber die hohen Gutspreise verblendeten die Mehrzahl; die sogenannten Lehnsdeclarator-Verordnung ward 1802 erlassen; — und wie viele Geschlechter, rühmlich aus alter Zeit, sind seitdem verschwunden! — Dieser Kampf hatte Flotow's Gegner näher zusammengeführt; seine Herrschaft wollte man nicht wieder emporwachsen sehen, und der talentvolle Kammerdirector von Ferber ward zur Protocollführung durchgebracht. Flotow wich indessen nur so weit, als er nun die Abfassung des Protocolls durch seine Einwendungen sehr erschwerte. —

Der Krieg, 1806, unterbrach die Landtage; es wurden nur Landesconvente gehalten. Die Kriegserleidungen häuften die Geschäfte, drängten von dem oft sophistischen Wortgezänke ab. Inzwischen ward Ferber auch Landrath. Niemand konnte lange von Hause bleiben; es ward daher, um die Deliberationen abzukürzen, mehr Gebrauch, vor dem Directorio zu deliberiren. Nun fiel der Einwand fast weg, daß ein Landrath das Protocoll nicht dictiren dürfe, und so kam aufs Neue Landrath von Oertzen auf Kittendorf an das Protocoll.

Der Herzog war, von den Franzosen aus dem Lande gedrängt, 1808 glücklich zurückgekehrt; der Krieg aber hatte die Finanzen verwirrt; es ward die Beihülfe der Stände beansprucht, der Convocationstag 1808 ward nach Rostock berufen. Gleich nach Beginn erkrankte Landrath von Oertzen an den Masern, und konnte also nicht Theil an den Verhandlungen nehmen. Es betraf vier Millionen landesherrliche Schulden, daneben einige ständische Schulden zu fundiren. Das Steueredict für Verzinsung und Abtrag war ein schwieriger Gegenstand der Verhandlungen. Flotow, dem Oertzen nicht gegenüberstand, führte die Sache durch: die Recepturcasse ward 1809

vereinbart, um die neue Steuer zu verwalten, und Flotow trat als Geheimerath in herzogliche Dienste an die Spitze der Receptur-Commission. Freilich ward dies oft als ein Lossagen von dem ständischen Interesse dem Geheimrath zugerechnet, allein die wahre Liebe zum Vaterlande blieb treu in seinem Herzen; und hier ist ein dritter Moment, wo er seine Kenntnisse der Verfassung und seine Anhänglichkeit daran kund that, als die Liquidation der Kriegserleidungen eintrat. Eine ständische Deputation ging nach Schwerin, über die Grundsätze der Ausgleichung unter einem landesherrlichen Commissario zu verhandeln. Dieser sogenannten Quoten-Deputation gab Flotow, ersucht darum, ein Promemoria für die Ritterschaft mit, worin das Terzverhältniß bei allgemeinen Steuern am gründlichsten dargelegt ist.

In dem Indigenat des Mecklenburgischen Adels, in dem Rechte der Agnaten auf die Lehne und zuletzt in dem Terzverhältnisse bei Steuern erkannte und vertheidigte er während der Revolutionsperiode eine Lebenskraft der Mecklenburgischen Verhältnisse. Man hat dies Alles unter andere Gesichtspunkte gestellt. Ob man mit den neueren Ansichten dem Kampfe entgeht? Stärker ist man bisher für den Kampf nicht geworden. Man kann sagen: es waren damit äußere Waffen fortgegeben; den bevorstehenden Kampf vermag man nur innerlich gerüstet anzutreten. Gott gebe rechte Kämpfer! dann wird der Sieg nicht fehlen, selbst wenn nur einzelne vorgehn sollten. Und so wird in der Geschichte der Verfassung Mecklenburgs auch Flotow siegreich genannt werden können.

Anmerkung des Herausgebers.

Ein Mitglied der Familie von Flotow hat mir über den Herrn v. Flotow, dessen Lebensbild im Vorstehenden skizzirt ist, unterm 14. Nov. 1880 folgende Notizen zukommen lassen: „Laut Beiträge zur Geschichte der Familie von Flotow ist Adolf Albert Wilhelm v. Flotow den 28. Febr. 1754 zu Gorlosen geboren und den 7. Mai 1827 zu Rostock gestorben. Landrath und Großherzoglicher Geheimerath, vermählt mit Tugendreich von Flotow aus Altenhof, mit der er 16 Kinder hatte. Sein ältester Sohn Friedrich, geb. 5. Aug. 1783, Besitzer der Güter Penzin, Friedrichswalde und Wildkuhl, war unverheirathet. Seine Güter und bedeutendes Vermögen erbten seine Neffen, der Martha-Componist und Kammerherr auf Teutendorf und Wilhelm auf Friedrichswalde. Ein großes Capital bestimmte er zum Thurmbau des Schweriner Doms. Das Capital soll zum Bau der Paulskirche verwandt sein". —

XII.

Johann Christian Eschenbach,

Professor zu Rostock,

geb. 26. Oktober 1746, gest. 12. August 1823.

(Freimüthiges Abendblatt. Jahrgang 1823, No. 247. Verfasser: Koppe in Goldberg.)

Schon wieder ein Kernmann in unserm Vaterlande weniger! So dachten gewiß viele mit mir, als die Nachricht von dem am 12. August, Mittags nach 11 Uhr, erfolgten sanften Tode des Seniors der Landesakademie und deren Juristenfacultät, des räthlichen Professors Johann Christian Eschenbach zu Rostock erscholl. War er gleich kein im Auslande berühmter Gelehrter, worauf er auch keinen Werth legte, so war er desto größer in vaterländischen Sachen, und es wird so leicht keiner nach ihm kommen, der es ihm hierin gleich thäte. Daher nahm auch ein jeder zu ihm seine Zuflucht, wie in der Urzeit Rathsbedürfende zum Delphischen Orakel, und mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit belehrte er, was ihm sein ganz vorzügliches Gedächtniß leicht machte, gründlich und ausreichend. Wär' er nicht in einem Alter gestorben, wo der Mensch eben keine Ansprüche mehr auf's Leben hat, so würde sein Tod noch schmerzlicher gefühlt werden.

Von seinem nicht durch große und viele Veränderungen merkwürdigen Leben stehe hier nur dies:

Aeltester Sohn des hochverdienten 1788 im 76. Jahre verstorbenen räthlichen Professors und Stadtphysikus Christian Ehrenfried Eschenbach zu Rostock, ward er daselbst den 26. October 1746 geboren. Durch Unterricht theils von Privatlehrern, theils in der großen Stadtschule, welchen letzteren er immer als höchst dürftig beklagte, zur Akademie vorbereitet, widmet er sich auf der Universität seiner Vaterstadt fast einzig unter Baleke, dessen gründlicher Unterweisung er, nach eigenem Geständniß, fast alles zu danken hatte, der Jurisprudenz von Michaelis 1763 bis Ostern 1767 und dann noch ein Jahr zu Leipzig. Bei seiner Zuhausekunft fing er an, sich mit der juristischen Praxis zu beschäftigen, und ward bei allen Rostock'schen Gerichten Advokat. Er konnte aber dem Gewerbe desselben keinen Geschmack abgewinnen, und sich in die Pünktlichkeit, welche dasselbe erfordert, nicht fügen, wie er denn bei seiner bekannten großen Thätigkeit die schwache Seite hatte, daß er, sich und andern sehr nachtheilig, Geschäfte, die gethan sein mußten, immer aufschob und angenehmeren nachsetzte, und wenn sie ihm einmal zuwider waren, ganz liegen ließ. Dies zog ihm notorisch vielen Verdruß und mitunter große Kosten zu. Im Jahre 1773 bewarb er sich um eine Rathsherrnstelle; allein der nachherige Bürgermeister Engelken siegte mit einer Stimme über ihn. Dies soll er sehr empfunden haben, und wie man allgemein sagte, als nachheriger Konsulent des zweiten bürgerschaftlichen Quartiers der Hundertmänner, auch den Stadtrath haben empfinden lassen. Am 28. April 1778 nahm er die juristische Doktorwürde zu Bützow an, und ward im November desselben Jahres Professor der Rechte. Da die Stelle nur mit 100 Rthlr. Gehalt verbunden war, so kündigte er sie einige Jahre vor der Restauration, nahm aber die Kündigung zurück, und genoß seit Ostern 1789 ein Gehalt von 400 Rthlr. Im Jahre 1801 erwählte ihn das zweite bürgerschaftliche Quartier zu seinem Konsulenten. Er hat als solcher des Guten viel gestiftet.

Als Professor verband er Fleiß mit Gründlichkeit in seinen Vorlesungen, welche besonders den vaterländischen Rechten gewidmet waren. Daher ist durch seinen Tod ein wichtiges Deficit auf der Akademie entstanden, welches, Gott gebe, bald völlig gedeckt werden möge! Was seinem Vortrage an Annehmlichkeit abging, das ward ganz durch Gründlichkeit ersetzt, und ihm gebührt der Ruhm, daß er viele tüchtige Praktiker gebildet hat. Der Diktirmethode, dieser recht bösen Tagespest auf allen Akademien, welche die Mappen füllt, und die Köpfe leer läßt, war er im höchsten Grade abhold, und konnte das mechanische Nachschreiben durchaus nicht leiden.

Als Mitglied des Konziliums gab ihm seine tiefe Kunde und vieljährige Erfahrung wohl immer den Vorrang. Schade, daß er im Bewußtsein eigenen Werthes seine Superiorität seine Kollegen zu derb empfinden und den gegründetsten Widerspruch nicht aufkommen ließ. Seiner eisernen physischen Konstitution und einzigen Kaltblütigkeit konnte keiner seiner Kollegen ein Gleiches entgegen setzen, und hiemit, sowie mit seiner scharfen Beurtheilungskraft, seinem schnellen, trocknen und beißenden Witz und einem Lakonismus sonder Gleichen, drang er fast in allen Vorkommenheiten durch.

Als Fakultist ward ihm mit Recht das größte Talent zugestanden, denn natürliche Anlagen und tiefes Wissen standen bei ihm in denkbarer Harmonie; nur bei seinen Entscheidungen in peinlichen Fällen glaubte man die strenge Karolina mit dem scharfen Richtschwert, dem Genius eines kultivirteren Zeitalters ganz entgegen, zu oft zu erblicken. Sein Programm: de dolo indirecto deliquentium redet meiner Behauptung ganz besonders das Wort.

Seinen schriftstellerischen Arbeiten merkt man zu sehr den ersten Wurf und fehlende Ausdauer an, auch war die Sprache in denselben hin und wieder gar zu sehr vernachlässigt und zu diktatorisch.

Das akademische Rektorat hat er sechsmal, und das Dekanat seiner Fakultät oft verwaltet. Mit seinen Grundsätzen eines akademischen Censors war man nur selten zufrieden, denn er ließ als solcher gar zu große Willkühr vorherrschen.

Wenige Jahre vor seinem Ende, namentlich im September 1818, erlitt er einen Schlagfluß, welcher dasselbe als sehr nahe befürchten ließ, aber seine starke Natur siegte, und so hatte er noch die Gnade, der Lehrer unsers verehrten Erbgroßherzogs*) zu werden, welcher, nach angestammter Huld, ihn mit seinem Besuche noch im August vorigen Jahres hocherfreute.

Hiemit endigt sich meine Darstellung eines von mir stets hochgeschätzten Mannes. Denjenigen, welche das, was ich urtheilend über ihn sine ira et studio ausgesprochen habe, zu tadeln geneigt sein möchten, setze ich die Worte eines vormals bei der Lesewelt sehr beliebten Schriftstellers, des Professors Meißner zu Prag (Vorrede zum ersten Theil des Lebens des C. Julius Caesar) entgegen: „Man muß einen großen Mann durchaus nicht von den Flecken reinigen, die ihm anhängen, weil er ein Mensch ist,

*) Anmerkung des Herausgebers. Der nachherige Großherzog Paul Friedrich.

oder weil Vorzüglichkeit in einem Betracht oft mit Fehlern in einem andern verbunden ist."

Nachtrag des Herausgebers.

Der vorstehenden, dem freimüthigen Abendblatte entnommenen Lebensskizze hat deren Verfasser ein, hier nicht mit aufgenommenes Verzeichniß der zahlreichen Schriften Eschenbachs beigefügt, in 34 Nummern. Einige dieser Nummern citiren nur Zeitschriften, an denen Eschenbach fortlaufend arbeitete. Namentlich lieferte derselbe zu den von 1817 an erschienenen Beilagen zu den Rostockschen Nachrichten und Anzeigen viele werthvolle Beiträge über das vaterländische Lehnrecht. —

XIII.

Friedrich August von Rudloff,

Regierungsrath,

geb. 6. Februar 1751, gest. 14. Mai 1822.

(Freimüthiges Abendblatt. Jahrgang 1822, No. 180. Verfasser: Koppe in Goldberg.)

Schmerzlichst gefühlt wird allemal der Verlust eines solchen Staatsdieners, als durch den Tod Friedrich August's von Rudloff unser Vaterland am 14. Mai d. J. erlitt, und nicht ganz tröstet der Gedanke, daß dies Erleiden im 72sten Lebensjahre des achtbaren Heimgegangenen erfolgte, wenn man sich der Betrachtung überläßt, daß nicht selten ein Jahrzehend mehr mit ungeschwächten Leibes- und Seelenkräften so manchem Sterblichen zu Theil ward. Dem Verstorbenen gebührt mit vollem Recht der Nachruhm eines vieljährigen treuen Dieners seines Fürsten, eines vorzüglichen, unermüdbar-thätigen Geschäftsmannes und gründlichen Schriftstellers im staatsrechtlichen, historischen und statistischen Fache. Der Vorzüglichen einer, wird er seinem Mutterlande Mecklenburg immerfort zur Ehre gereichen, dies auch über's Grab hinaus fortfahren, ihn zu ehren, wie es ihn im Leben stets geehrt hat. Möge von größern Talenten, als mir verliehen sind, eine verdiente Schilderung seines wohlthätigen Lebens und Wirkens ihm nicht entgehen! Ich gebe vorläufig über ihn, so viel ich vermag, und schmeichle mir, daß, so wenig meine

Darstellung Interesse erregen kann, so sehr der Dargestellte selbst es erregen wird.

Dieses Mannes edles Geschlecht hat sich von 1385 an immer blühend erhalten, wie die von ihm selbst bekannt gemachte Stammtafel desselben dokumentirt. Ihm ward in Ernst August Rudloff, gestorben den 12. Febr. 1775, als wirklicher Mecklenburg-Schwerinscher Regierungsrath ein Vater, der durch Lehre, durch Beispiel, durch vortreffliche Erziehung das Glück seines Lebens gründete. Diesem ward Jener als zweiter Sohn zu Rostock, woselbst er damals noch als Landsyndicus stand, am 6. Februar 1751 geboren. Von Hauslehrern zur Akademie gebildet, ging er 1767 zum halbjährigen Besuch bei väterlichen Verwandten nach Kursachsen, und dadurch ward er veranlaßt, daß er seine akademische Laufbahn in Leipzig begann. Dort waren Böhme, dessen Hausgenosse er wurde, Sammet, Hommel und Gellert seine Lehrer. Ostern 1769 wandte er sich zur vaterländischen Hochschule Bützow, genoß daselbst den Unterricht eines Trendelenburg, Martini, Toze und von Löwenstern, vorzüglich aber den seines einzigen Bruders, damaligen Rechtslehrers zu Bützow, jetzt geheimen Kabinetsraths zu Hannover, im Lehn- und geistlichen, deutschen Staats-, Privat- und Fürstenrechte, sowie in der reichsgerichtlichen Praxis. Nach einem vierjährigen Aufenthalt auf dem väterlichen, nachher ihm überlassenen Landgute Moisall bei Bützow, zum weitern Studium in dem lehrreichen Umgange und in der Bibliothek seines Vaters, ward er 1774 überzähliger Steuerrath zu Güstrow, erhielt zwei Jahre darauf den Charakter eines Hofraths und in eben dem Jahre die Anstellung als wirklicher Legationssekretär zu Schwerin, und als eine Besoldungszulage die Kammerprokuratur bei der Reluitions-Kommission, welche er aber nach anderweitiger Verbesserung 1782 wieder abgab. 1790 ward er zum Legationsrath und ersten geheimen Sekretär befördert, wohnte dem Kreistage zu Hildesheim 1796 bis 1797 als Gesandter bei, ward wirklicher Regierungsrath 1799, Erbherr zu Moisall und Moorhagen 1789, des Lehnguts in Bössow 1802, Mitbelehnter zu Wörmlitz 1792, Pfanner zu Halle bis 24. November 1794; Ehrendoktor durch die vaterländische Juristenfacultät 1813. Seit 1819 bediente er sich seines erneuerten Adels.

Nachtrag des Herausgebers.

Der Verfasser der vorstehenden Lebensskizze hat ein aus 20 Nummern bestehendes ausführliches Verzeichniß der Schriften Rudloff's beigefügt, von denen die vier wichtigsten folgende sind:

1. Ueber die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit landesherrlicher Bedienten bei landständischen Versammlungen. Ein Versuch. Schwerin 1774. 4.
2. Das ehemalige Verhältniß zwischen dem Herzogthum Mecklenburg und dem Bisthum Schwerin; aus Urkunden und Geschichtsbüchern berichtigt, bei Gelegenheit der Incorporation des letzteren. Schwerin 1774. 4.
3. Herzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Staatskalender auf das Jahr 1776 bis 1822. (Hiezu bemerkt Koppe: „Aus einem Werkchen, bei Beginn desselben von 11 Bogen, entstand nach und nach ein sehr voluminöses Werk, welchem vor allen Arbeiten dieser Art die Palme gebührt. Bis zum Jahre 1801 habe ich die Geschichte dieses Staatskalenders in Wehnert's mecklenb. Provinzialblättern B. 1, H. 3 u. 4, Nr. 2 geliefert.")
4. Pragmatisches Handbuch der mecklenburgischen Geschichte. Erster Theil. Schwerin 1780. Zweite verbesserte Auflage 1795. Zweiter Theil, erste und zweite Abtheilung 1785; dritte und vierte 1786. Dritten Theils erster Band, vermehrte und verbesserte Auflage, oder: Neuere Geschichte von Mecklenburg. Erster Band. Rostock u. Schwerin 1821. Derselben zweiter Band, oder des pragmatischen Handbuchs der mecklenburgischen Geschichte dritten Theils zweiter Band. 1821. 8. (Hiezu bemerkt Koppe: „Möchte doch die Nachricht in Nr. 176 des freimüthigen Abendblatts gegründet sein, daß der hochachtbare Verstorbene seine Handschrift, bis zum siebenjährigen Kriege reichend, hinterlassen habe, und möchte sich dann ein tüchtiger Fortsetzer dieses höchst interessanten classischen Werks bis zur Jetztzeit finden!")

XIV.

August Georg Freiherr von Brandenstein,

Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Geheimeraths-Präsident und Minister,

geb. 27. Mai 1755, gest. 12. April 1836.

(Nach dem Freimüthigen Abendblatte, Jahrgang 1836, und nach Familiennachrichten zusammengestellt von J. v. M.)

August Georg Freiherr von Brandenstein stammte aus einem alten Geschlechte, das seinen Sitz auf dem Schlosse Brandenstein im Hanau'schen Amte Alt-Gronau oder, wie Andere wollen, auf dem Schlosse Brandenstein an der Baierschen Saale hatte. Schon im zehnten Jahrhundert findet man einen Moritz von Brandenstein an der Orla, der mit dem Schlosse Oppburg belehnt war, das die Nachkommen, die sich in Sachsen und Franken verbreiteten, bis ins 17. Jahrhundert besaßen. In Turnier-Nachrichten und als Zeugen von Urkunden finden sich häufig aus jener Zeit Brandensteine aufgeführt. Catharina von Brandenstein, verwittwete von Heßberg, ward im Jahre 1463 Gemahlin des Herzogs Wilhelm III. von Sachsen-Weimar; ihr Bruder Heinrich von diesem Herzoge mit Burg und Stadt Rahnis belehnt und am 18. Juli 1494 mit seinen Nachkommen vom Kaiser Maximilian I. in den Freiherrnstand erhoben. Ernst Freiherr von Brandenstein focht mit Glück als kaiserlicher Trabanten-Hauptmann mit 4000 Mann im Jahre 1529 bei der Belagerung von Wien. Hyronimus Brandenstein mußte mit dem Tode dafür büßen, daß er, gehorsam dem Befehle seines Herzogs, als Schloß-Commandant

von Gotha die ihm anvertraute Feste zur Zeit der Grumbach'schen Händel lange und hartnäckig gegen die Reichsachtvollzieher vertheidigte. Esaias und Schweipold Brandenstein waren churſächsische Geheimeräthe; Christoph Kurt, churſächsischer Ober-Kammerherr, ward Reichsgraf und Schwedischer Kronschatzmeister. Seine Absicht, in Wien für Schweden Frieden zu negociiren, ward in Sachsen als Felonie verdächtigt. Deshalb unterwegs verhaftet, im Jahre 1637, starb er nach vierjährigem Gefängnisse. Mit seinem Sohne erloschen die Grafen dieses Geschlechts. Anfangs des 18. Jahrhunderts war Adam Friedrich churſächsischer und königlich Polnischer Generallieutenant, Hans Carl Merseburgischer Oberhofmeister.

August Georg Freiherr von Brandenstein schloß sich der Reihe würdiger Vorfahren würdig an. Geboren den 27. Mai 1755 zu Wolfenbüttel, wo sein Vater als General und Commandant lebte, mitbelehnt auf Rahnis und Wölsdorf in Thüringen, ward er, noch sehr jung, im Jahre 1774 vom Herzoge Friedrich von Mecklenburg-Schwerin zum Hofjunker ernannt. Michaelis 1775 bezog er die Universität Göttingen; Ostern 1777 erfolgte seine Ernennung zum Kammerjunker. Michaelis 1778 wurde er Auditor bei der Schweriner Justizkanzlei, am 24. November 1780 Kanzleirath cum voto, am 5. Februar 1782 dritter Justizrath. Der Herzog gewährte ihm die Tafel bei Hofe. Am 15. März 1785, noch vor dem Ableben des Herzogs Friedrich, ward er zum Kammerherrn ernannt. Bereits am 5. Januar desselben Jahres hatte Brandenstein sich sein häusliches Glück begründet durch Vermählung mit Caroline von Bassewitz aus dem Hause Hohen-Lukow, geboren 25. December 1765.

Der damalige Geheimeraths-Präsident Stefan Werner von Dewitz auf Cölpin erkannte Brandensteins große Fähigkeiten, Treue im Berufe und edlen Charakter. Auf seine Empfehlung ernannte ihn Herzog Friedrich Franz zum wirklichen Regierungsrathe und ward er den 12. August 1788 in das Regierungscollegium eingeführt. Ostern 1789 schied er aber erst völlig aus der Justizkanzlei aus. Statt der zufälligen Hebungen des Regierungscollegii, wovon keine Portion vacant war, wurden ihm ad interim jährlich 200 Thaler aus der Fiscuscasse angewiesen.

Im Frühling 1792, nachdem der Herzog ihn unterm 11. März zum Geheimen Rath und zweiten Minister ernannt hatte, wurde er zum Commissarius für die Schiffbarmachung der Elde ernannt; im nämlichen Frühling als zweiter Commissarius auf den Landtag nach Sternberg und dann nach Dresden gesandt, um dem Churfürsten Namens des Herzogs Glück zum

Antritt des Vicariats zu wünschen. Im Herbst ging er wieder als zweiter Commissarius zu Landtag. Auch die Stände hatten die ausgezeichneten Eigenschaften Brandensteins kennen und schätzen zu lernen hinreichende Gelegenheit gehabt. Seine gründliche Sachkenntniß und dabei Geschäftsgewandtheit, seine Billigkeit in Anerkennung ständischer Gerechtsame, sowie sein überhaupt freundliches gewinnendes Wesen hatten stets die Verhandlungen sehr gefördert. Er wurde mit Einwilligung des Herzogs vom eingebornen Adel auf diesem Landtage recipirt. Das bezügliche Document ist erst vom 7. Mai 1800 datirt.

Im Herbst des letztgenannten Jahres war er wieder zweiter Landtagscommissarius in Malchin. Im September 1801 brachte ihm der Erbprinz Friedrich Ludwig den großen St. Annen-Orden aus Petersburg mit. Er hätte diese Auszeichnung anderen Männern gegönnt, freuete sich aber des vom Erbprinzen ihm erwiesenen Wohlwollens. Im nämlichen Jahre war er wieder zweiter Landtagscommissarius in Sternberg. Nach dem unerwarteten Ableben des Kammer-Präsidenten von Dorne ward er am 15. Mai 1806 Mitglied der Reluitionscommission.

Die französische Occupation des Landes führte viele neue und wichtige Geschäfte herbei. Brandenstein erhielt verschiedene diplomatische Sendungen übertragen. Anfang October 1807 ging er mit dem Erbprinzen und dessen Cavallier, Herrn von Oertzen, nach Paris, um zu versuchen, was sich zum Besten Mecklenburgs thun lassen würde. Das kluge und vorsichtige Auftreten des Erbprinzen und seine distinguirte Haltung gefielen in Paris sehr; derselbe wurde von Napoleon und allen dessen Würdenträgern mit großer Auszeichnung behandelt. Um den nicht zu verweigernden Preis des Beitritts Mecklenburgs zum Rheinbunde erlangte der Erbprinz unter Brandensteins Beirath die Räumung des Landes von französischen Truppen; selbst — was am schwierigsten war — die Räumung von Rostock und Wismar. Die Verhandlungen hatten sich lange hingezogen, so daß der Erbprinz mit seiner Begleitung erst am 17. Mai 1808 nach Schwerin zurückkehrte. Die Unterzeichnung der Rheinbundsacte selbst geschah am 22. März, und war zu diesem Geschäfte noch besonders Herr von Bosset von Schwerin nach Paris geschickt worden.

Am 1. September 1808 ward Brandenstein als Commissarius zu dem Convocationstage nach Rostock gesandt. Auch die hier gepflogenen höchst schwierigen Verhandlungen brachte er mit Gottes Hülfe zu einem über Erwarten des Herzogs günstigen Abschlusse.

Am 24. November 1808, nach Resignation des Geheimerath-Präsidenten Grafen von Bassewitz, ward er zum Geheimeraths- und Regierungs-Präsidenten und im folgenden Jahre auch zum Präsidenten der Schuldentilgungscommission ernannt.

Auf dem zum 5. Januar 1813 nach Schwerin ausgeschriebenen Landtage gelang es Brandenstein wiederum, höchst wichtige Verhandlungen zu einem den Herzog durchaus befriedigenden Ende zu führen.

Inzwischen änderten sich die politischen Verhältnisse. Russen und Preußen trieben die Franzosen zurück und drangen bis Mecklenburg vor, welches theilweise aber auch noch von den Franzosen besetzt war. Brandenstein rieth dem Herzoge, schon jetzt sich vom verhaßten Rheinbunde los zu sagen und den alliirten Mächten anzuschließen. Es war, wie die Verhältnisse lagen, ein kühner und verantwortungsvoller Rath. Aber den Herzog muthete er sehr an und, schnell entschlossen, befolgte er ihn. Es sollte sich bald zeigen, daß dieser Schritt nicht ohne Gefahr sei. Die Franzosen verstärkten sich, nahmen Hamburg wieder, drängten die Schwedischen und mit denselben vereinigten Mecklenburgischen Truppen zurück und besetzten Schwerin und Wismar wieder. Der Herzog mußte mit seiner Familie nach Rostock fliehen. Sein Minister Brandenstein begleitete ihn. Als die Franzosen Schwerin und Wismar besetzt hatten und weiter bis einige Meilen vor Rostock vorgedrungen waren, mußte der Herzog weiter nach Stralsund gehen und sein Minister ihn auch dorthin begleiten. Auf dem am 5. Dec. desselben Jahres eröffneten und am 30. Dec. geschlossenen Landtage fungirte Brandenstein wieder als erster Commissarius.

Nach hergestelltem Frieden galt es, die durch den Krieg gedrückte innere Wohlfahrt des Landes neu zu beleben. Wichtige neue Gesetze und Einrichtungen waren von der Regierung und den Ständen zu berathen und ins Werk zu setzen. Es gab viel Arbeit, aber es offenbarte sich auch viel patriotischer und praktischer Sinn.

Da Brandensteins Gesundheit Schonung erheischte, — im Jahre 1822 überstand er eine schwere Krankheit, — besuchte er fortan nicht mehr die Landtage, nur noch an dem Convocationstage zu Schwerin im Mai 1823 nahm er Theil, im Uebrigen überließ er es seinem jüngeren Collegen, dem Minister von Plessen, welcher bis dahin vielfach durch diplomatische Geschäfte außerhalb Landes in Anspruch genommen war, die landesherrlichen Interessen auf den Landtagen zu vertreten.

Das Vertrauen des Großherzogs zu Brandenstein, der, ein Jahr älter

als er selbst, ihm nun schon so lange, und schon dem vorigen Herzoge mit bewährter Hingebung und großem Erfolge gedient hatte, war ein unbedingtes. Brandenstein blieb bis zu seinem Ende der nächste Rathgeber des Großherzogs.

Doch es erübrigt, aus seinem Privatleben und seinen Verhältnissen Einiges nachzuholen:

Im J. 1794 kaufte Brandenstein meistbietend vor der Kanzlei zu Schwerin die Güter Raguth und Döbbersen für 69,000 Rth. Davon verkaufte er dem Herrn v. Lützow auf Tessin und dem Herrn Schrader auf Drönnewitz jedem 75,000 □ Ruthen, wodurch ihm die eigne Anzahlung erleichtert ward. Raguth verkaufte er 1801 an Herrn v. Schuckmann für 61,000 Rth. und 100 Rth. Gold Schlüsselgeld und das Inventar extra für 5000 Rth. Noch im nämlichen Jahre, den 8. Dec., kaufte er Ganzow für 104,000 Rth. Gold von Herrn Thomsen auf Grambow. Endlich im J. 1811 kaufte er vom Herzoge das Gut Frauenmark für 27,000 Rth.

Aber die Zeiten waren der Landwirthschaft sehr ungünstig und Brandenstein war ohnehin durch seine Amtsgeschäfte zu sehr in Anspruch genommen, um sich der Administration seiner Güter mit dem nöthigen Nachdrucke widmen zu können. Im J. 1825 kaufte ihm der Großherzog die Güter Ganzow und Frauenmark zu einem solchen Preise ab, daß er ohne Sorge, unbezahlte Schulden nachzulassen, seinem Abschied aus der Welt entgegensehn konnte.

In früheren Jahren schon war ihm vom Landesherrn die Erlaubniß geworden, in Friedrichsthal, in der Nähe von Schwerin, mit seiner Familie einen Sommeraufenthalt zu nehmen. Brandenstein wußte den Ort durch neue Anlagen so freundlich zu machen, daß Friedrich Franz I. besonderes Gefallen daran fand und seinen Minister beauftragte, dort ein Jagdhaus nebst Ställen für die Parforce-Jagd zu erbauen.

In Schwerin besaß und bewohnte Brandenstein das große Haus in der Königsstraße, welches noch heute das Brandensteinsche heißt und im fideicommissarischen Besitze seiner Familie sich befindet. Hier herrschten die glücklichsten häuslichen Verhältnisse: vier hoffnungsvolle Söhne und drei höchst anmuthige Töchter bildeten die Freude der Eltern. Als am 4. Juni 1827, nach fast 24jähriger Ehe, die Gattin und Mutter diesem Kreise durch den Tod entrückt ward, befanden die Söhe sich bereits in ehrenvollen Stellungen, die Töchter waren glücklich verheirathet. Die zweite derselben, Sophie, nahm mit ihrem Gatten, dem Regierungsrathe von Lützow,

Wohnung im elterlichen Hause, damit es dem alternden Vater an nichts fehle und das Hauswesen in bisheriger Weise aufrecht erhalten bliebe. — Brandenstein hatte die Gewohnheit, schon um 4 Uhr des Morgens aufzustehn und sich an den Arbeitstisch zu setzen. Gesellschaften besuchte er überhaupt und namentlich in späteren Jahren nur wenig, so daß er durch solche nur selten in dieser Gewohnheit gestört ward. Mittags um 12 Uhr machte er eine Stunde lang einen Spazierritt. Er liebte diese Art der Bewegung sehr, hielt sie auch seiner Gesundheit für zuträglich und behielt sie bis ins späte Alter bei. Außer beim Mittagsessen sah seine Familie ihn eigentlich nur Abends am Theetische, denn vorher war er wieder auf seinem Arbeitszimmer. Die Theestunde aber vereinigte nicht nur die Familie, fast regelmäßig fanden sich auch Bekannte und Freunde des Hauses ein, und Alle wurden willkommen geheißen und fühlten sich angezogen von einer Umgebung, in der gleicher Weise feine Sitte und natürliche Herzlichkeit herrschten, und wo es nie an inhaltreichem, bedeutendem Unterhaltungsstoffe fehlte. Bekannte von auswärts, die ihr Weg nach Schwerin führte, versäumten ungern, Abends im Brandensteinschen Hause vorzusprechen. Sie hatten hier nicht nur überhaupt einige angenehme und interessante Stunden zu gewärtigen, sie fanden hier auch Gelegenheit, das belehrende, gereifte Urtheil des Ministers über schwebende wichtige Tagesfragen zu vernehmen. Die Abende im Brandensteinschen Hause hatten in Stadt und Land einen guten Klang.

Brandenstein war nicht groß, aber normal gebaut, von graciöser Haltung, dabei natürlichem und einnehmendem Wesen. Er war liebevoll gegen Jedermann, strenge gegen sich selbst; einfach und höchst mäßig in seiner Lebensweise und in Lebensgenüssen; lebhaft von Temperament, aber sich völlig beherrschend, nie heftig. Die Kirche versäumte er nicht gern, — ein seinem Gott und Herrn Jesu Christo treu ergebener Mann. Seine Bildnisse zeigen edelgeformte, höchst gewinnende Züge; im Auge liegt eben so viel Intelligenz als Vertrauen erweckende Offenheit und Freundlichkeit.

Im fast vollendeten 81. Lebensjahre entschlief er sanft am 12. April 1836. Gottes Segen, der ihn durchs Leben geleitete, ruht noch heute auf seinen Enkeln. —

XV.

L. E. H. von Plessen,

Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Geheimeraths-Präsident und Minister,

geb. 21. Jan. 1769, gest. 25. April 1837.

(Aus No. 1008 des „Freimüthigen Abendblatts". Schwerin, den 27. April 1838. Nekrolog. Verfasser: A. Bartsch.)

Leopold Engelke Hartwig von Plessen ward geboren am 21. Januar 1769 zu Raden unweit Güstrow, einem der Güter seines Vaters, Hauptmanns von Plessen. Seine Mutter (später in zweiter Ehe dem Landrath von Vieregg auf Steinhausen vermählt) war gleichfalls eine geborene von Plessen, und somit gehörte er von mütterlicher wie von väterlicher Seite einer ebenso alten als verdienstreichen Familie an, deren namentlich die Mecklenburgische Geschichte schon auf ihren frühesten Blättern oft und ehrenvoll Erwähnung thut. Mit seinen Geschwistern (drei Brüdern und drei Schwestern, unter welchen er der dritte an Alter war), empfing er seine erste Bildung durch Hauslehrer, und konnte schon in einem Alter von $16^1/_2$ Jahren unmittelbar aus dem Vaterhause zum akademischen Studium übergehen. Es war die Universität Rostock, auf welcher er dasselbe begann und wo er, der philosophischen Fakultät durch deren Dekan H. V. Becker als „bonarum artium et linguarum studiosus" zugeschrieben, von Michaelis 1785 bis Ostern 1787 die geeigneten Vorlesungen besuchte. Hierauf begab er sich (im April 1787) nach

Göttingen. Dort hörte er unter andern bei A. L. Schlözer Statistik, Politik und Zeitungs-Collegium; bei G. F. von Martens europäisches Völkerrecht, Staatsrecht der europäischen Reiche und praktische, mit Lieferung von Aufsätzen verbundene Vorlesungen über das Völkerrecht; bei J. S. Pütter Reichsgeschichte und deutsches Staatsrecht, wie er auch an den practischen Lehrstunden desselben durch Uebung in mündlichen Vorträgen und schriftlichen Relationen Theil nahm. Gab sich einerseits in der Wahl dieser Lehrer und Lectionen schon damals seine Neigung für die publicistische und diplomatische Laufbahn, auf welcher er später einen so großen Ruhm ernten sollte, mit Entschiedenheit zu erkennen, so bezeugen auch andrerseits die vorliegenden Atteste jener berühmten Docenten, daß er ein nicht minder entschiedenes Talent für dieselbe schon damals beurkundet und mit dem rüstigsten Fleiße, mit dem günstigsten Erfolge die nöthigen Vorbereitungsstudien betrieben habe.

Nach Vollendung eines vierjährigen Universitätscursus ward eine Anstellung bei der königlichen churmärkischen Kriegs- und Domänen-Kammer in Berlin nachgesucht. Dieselbe erfolgte unterm 5. Januar 1790, und es fehlt nicht an Zeugnissen, daß der junge Referendarius seinem Titel durch mannigfache Arbeiten Ehre zu machen wußte. Indessen, mochte nun doch die specielle Beschaffenheit dieses Wirkungskreises ihm bei näherer Bekanntschaft nicht zusagen, oder trieb es ihn, noch weitere freiere Bildungswege zu durchmessen, ehe er überhaupt innerhalb fester, bestimmter Verhältnisse sich begrenzen ließe, oder richtete vielleicht die Liebe zur Heimath den Blick seiner Wünsche auf den vaterländischen Staatsdienst: genug, wir sehen ihn unmittelbar von Frankfurt aus, wohin er, wie mehrere andere junge Männer von Stande, im Gefolge der preußischen Gesandtschaft zur Krönung Kaiser Leopold's II. (im Herbst 1790) sich begeben hatte, seine Entlassung aus preußischen Diensten erbitten und erwirken. Nachdem er sodann einige Zeit auf Reisen zugebracht hatte, ließ ihn sein Eifer, im deutschen Staatsrecht und für die Diplomatie sich auszubilden, einen längeren Aufenthalt in Regensburg machen, welches ja zu der Zeit für diese Art von Bildung eine treffliche, viel besuchte Schule war. Das Jahr 1793 aber führte ihn in den Dienst seines Heimathlandes ein, indem er unterm 11. März von dem Herzoge Friedrich Franz als Auditor bei der Kammer mit dem Charakter eines Drosten angestellt ward. Dieser Anstellung folgte am 10. September 1796 die Ernennung zum herzoglichen Kammerherrn, nachdem er in demselben Jahre bei der Theilung des väterlichen Nachlasses

das Gut Vogelsang erworben hatte, welches er jedoch verpachtete und auch später immer in Pacht ließ, bis er es kurz vor seinem Tode verkaufte. Gleich nach Empfange des Kammerherrn-Patents trat er eine größere Reise durch England, Frankreich, das stürmisch bewegte, und Oestreich an. Die Rückkehr erfolgte im Jahre 1798, und nunmehr hielt sich von Plessen meistentheils am herzoglichen Hoflager auf, weil schon damals der Herzog eine besondere Zuneigung für ihn zeigte, weshalb er seinen fürstlichen Gönner auch auf mehreren Reisen, z. B. nach Schlesien, begleiten mußte: eine Zuneigung, welche allmählich zu einer wahren, zwischen Herrn und Dienern so seltenen, alle Wechselfälle der Zeiten überdauernden Freundschaft sich entwickeln sollte.

Allein diesen, wenngleich angenehmen und freundlichen, doch engen und beschränkten Verhältnissen ward der zu einer umfassenderen, großartigeren Wirksamkeit von der Vorsehung Bestimmte durch das Jahr 1802 entführt. Das Vertrauen seines Fürsten berief ihn nämlich unterm 15. Mai zu dem eine Zeitlang unbesetzt gewesenen Posten eines herzoglichen Comitial-Gesandten bei der Reichsversammlung zu Regensburg, eine Stellung, welche bei der damaligen politischen Constellation mehr als je nicht nur Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Charakters, sondern auch klare Einsichten und besonnene Umsicht dringend in Anspruch nahm. Zugleich ward ihm vom strelitzischen Hofe dessen Vertretung bei der Reichsversammlung übertragen. Ehe er aber den neuen Schauplatz seiner Thätigkeit betrat, gründete er sich ein häusliches Glück durch seine am 24. Mai desselben Jahres vollzogene Vermählung mit der Baronesse Sophie von Campenhausen, einer Tochter des kaiserlich russischen Civil-Gouverneurs von Liefland, welche als Hofdame der Großfürstin Helena Paulowna mit dieser nach Mecklenburg gekommen war. Zu Anfang des Augustmonats ward der neue Gesandte in die ehrwürdige Versammlung der deutschen Staatenvertreter feierlich introducirt. Als Legationssekretäre der mecklenburgischen Gesandtschaft fand derselbe den Regierungsrath Becker und den Hofrath Gumpelzhaimer, nebst einem Legationscanzellisten Keller, in Regensburg vor. Von dem Eifer, womit er nun nicht nur den eigentlichsten und nächsten Pflichten seiner gegenwärtigen Stellung sich widmete, sondern auch fernerliegende Interessen in den Kreis seiner Bestrebungen zog, ist mehr als ein Zeugniß vorhanden. So gab er zwei für das Staatsrecht und die Geschichte Mecklenburgs wichtige Actenstücke in Druck, welche die Entschädigungsansprüche des herzogl. Hauses Mecklenburg-Schwerin wegen der durch den

westphälischen Frieden ihm zu Theil gewordenen, durch Ludwig's XIV. Gewalt und die rechtlosen Rechtssprüche der berüchtigten Reunionskammer von Breisach ihm wieder entrissenen zwei Canonicate zu Straßburg, so wie die vom strelitzischen Hofe in Anspruch genommene Theilnahme an solcher Entschädigung, betreffen: das eine hatte er als strelitzischer, das andere als schwerinscher Gesandte der Reichsdeputation übergeben.*) Ebenso wird seine anderweitige, über die Grenzen des vaterländischen Particulärinteresses hinausreichende kräftige Theilnahme an den Verhandlungen der Reichsversammlung durch ein Danksagungsschreiben (d. d. Nürnberg am 14. April 1803) beurkundet, welches das Directorium der „unmittelbaren freien Reichsritterschaft in Franken, Orts am Steigerwald," an den „kräftigen und patriotischen" Sprecher für deren Rechte, bei den Deliberationen in der Reichsfriedenssache, ergehen ließ.

Ein höchst ehrenvoller Auftrag seines Hofes entfernte ihn auf einige Zeit von Regensburg: er ward nämlich unterm 12. Mai 1803 angewiesen, als außerordentlicher Gesandter mit einer speciellen Mission (Unterhandlungen wegen Erlangung der Churwürde in Mecklenburg-Schwerin) nach Wien an das kaiserliche Hoflager zu gehen. Im August desselben Jahres nach dem Sitze der Reichsversammlung zurückgekehrt widmete er sich wieder mit gewohnter Thätigkeit den öffentlichen Angelegenheiten in ihrer zunehmenden Verdüsterung und Verwirrung. Als aber im Frühjar 1805 die wichtigeren Berathungsgegenstände erledigt waren und für einige Monate keine neuen zu erwarten standen, begab er sich mit Urlaub seines Hofes für den

*) Wir geben gleich hier, um der bequemeren Uebersicht willen, ein chronologisches Verzeichniß sämmtlicher durch den Druck veröffentlichen Schriften v. Plessen's:

1) Zwei Actenstücke aus den Deputations-Protocollen vom Jahre 1803 (Ziffer 307 und 308), die herzogl. mecklenburgischen Domherrnstellen in Straßburg betreffend, als ein Beitrag zum mecklenburgischen Staatsrecht besonders abgedruckt und mit einer genealogischen Tabelle vermehrt (Regensburg), 1803.

2) Grundzüge zur Verbesserung des Creditwesens, insonderheit auf ritterschaftlichen Gütern in Mecklenburg, von einem dasigen Gutsbesitzer. Gedruckt am Ende des Jahres 1804.

3) Ueber die Circulation des Papiergeldes. Regensburg, 1805.

4) Ueber die reelle Grundlage eines nothwendigen Papiergeldes, mit besonderer Rücksicht auf die östreichischen Staaten. Regensburg, 1806.

5) Ueber das natürliche Verhältniß und die Beschränkungen des Handels zwischen verschiedenen Staaten, in Beziehung auf die gegenwärtigen Zeitvorfälle, von L. H. v. Pl. Hamburg bei Perthes und Besser, 1806.

6) Grundzüge zu einem künftigen deutschen Gesammtwesen und einer National-Einheit. Von einem deutschen Congreß-Bevollmächtigten. Wien, im Anfange des Jahres 1815, bei Strauß.

Sommer nach Mecklenburg. Hier ward er mittelst Patents vom 25. Juni 1805 von seinem Landesherrn „aus höchsteigener Bewegung, zum Beweise besonderer Zufriedenheit mit seinen bisher geleisteten Diensten" zum Geheimenrath ernannt; zu dieser Beförderung kam mit dem Anfange des folgenden Jahres eine Gehaltszulage, deren die bisherige, sehr geringe Besoldung des Comitialgesandten allerdings wohl bedurfte.

Nachdem von Plessen auf seinem Posten wieder angelangt war, setzte er, neben seinen übrigen Geschäften, mit besonderem Eifer auch die schriftstellerischen Arbeiten fort. Namentlich lieferte der Anfang des Jahres 1806 das Werk „Ueber die reelle Grundlage eines nothwendigen Papiergeldes," wofür ihm durch den damals in Wien anwesenden Freiherrn F. J. von Hügel im Namen des kaiserlichen Kabinets die schmeichelhafteste Anerkennung bezeugt ward. Die prohibitiven Maßregeln, welche damals von mehreren Seiten auf die Ausschließung oder doch möglichste Beschränkung des englischen Handels gerichtet wurden, und die häufig dabei an den Tag gelegten falschen oder unklaren und verworrenen Begriffe veranlaßten in demselben Jahre die Herausgabe der Denkschrift „Ueber das natürliche Verhältniß und die Beschränkung des Handels u. s. w.", bei deren Uebersendung an den Herzog Friedrich Franz der Verfasser unter anderm schrieb: „Was bleibt in diesen Zeiten der Gewalt dem Einzelnen zu thun übrig, als wenigstens für Wahrheit und Recht zu sprechen?" Wohl empfand auch seine Brust so tief, so lebhaft, wie nur eine, jene patriotische Trauer über des deutschen Reiches derzeitige Zerrüttung, Entkräftung und Entwürdigung, — jene trübe Stimmung, welche von der sicheren Erwartung herannahenden noch größern Unheils und von dem Bewußtsein des Unvermögens, demselben zu wehren, über alle Vaterlandsfreunde ausgegossen ward; allein weit entfernt, sich durch diese Stimmung in eine verzagte Unthätigkeit, in ein hoffnungsloses Schweigen versenken zu lassen, stand von Plessen auf der Seite der energischeren Männer, welche es für heilige Pflicht erkannten, den verengten und umdüsterten Wirkungskreis mit desto größerer Kraft und Treue, mit desto größerer eigenen Klarheit in Wissen und Wollen auszufüllen, und dem Unrecht, welches man zu hindern wenig Aussicht hatte, mindestens doch die Protestation eines freimüthigen Wortes, die unentmuthigte Stimme des Rechtes zu hören zu geben.

Er ließ sie hören als schon der Boden seiner bisherigen Stellung unter seinen Füßen schwankte. Bald sollte dieselbe gänzlich verändert werden. Denn nachdem durch die Stiftung des Rheinbundes der deutsche Reichs-

verband factisch aufgehoben und durch die bekannte Erklärung des bisherigen Reichsoberhauptes (4. August 1806) der Reichstag förmlich aufgelöst worden war, erloschen natürlich auch von Plessen's Comitial-Funktionen. Vier Jahre hatte er, an dem letzten deutschen Reichstage der letzte mecklenburgische Gesandte, auf diesem wichtigen Posten seine Kräfte erprobt: als er von demselben abtrat, begleiteten ihn unverkennbare Zeichen und Zeugnisse der allgemeinen Hochachtung, welche er durch unermüdlichen Eifer für die Rechte und Vortheile seines Fürsten und Landes, wie durch hochherzige Hingebung an das gemeinsame Wohl des ganzen deutschen Reiches, durch hervorragende Fähigkeit, Einsicht und Gewandtheit in seiner öffentlichen Wirksamkeit, wie durch die Tugenden und anziehenden Eigenschaften seines Privatcharakters sich erworben hatte, und die günstige Meinung, welche er sich hier in Regensburg unter den Diplomaten begründete, bereitete ihm ohne Zweifel wesentlich die ehrenvolle Aufnahme, das freundliche Entgegenkommen, die ausgezeichneten Erfolge vor, deren er später in Frankfurt, in Wien, an allen Punkten seiner nachherigen diplomatischen Laufbahn sich zu erfreuen haben sollte. — Indessen verweilte er noch einige Zeit nach der Auflösung der Reichsversammlung an seinem bisherigen Aufenthaltsorte: er blieb nämlich bei dem ehemaligen Chur-Erzkanzler, nunmehrigem Fürst-Primas, mit welchem der mecklenburgische Hof wegen der auf den Rhein-Octroy ihm angewiesenen Rente in fortdauernder Verbindung stand, accreditirt, und es ward (durch Rescript vom 2. September 1806) ihm freigestellt, mit Beibehaltung seines bisherigen Gehaltes in jener Eigenschaft vor der Hand und bis dahin in Regensburg zu verbleiben, daß „Serenissimus Gelegenheit finden würden, von seinen ausgezeichneten Talenten und bewiesenem Diensteifer auf andere Art Gebrauch zu machen"; auch solle er dem Legationsrath Gumpelzhaimer, „dessen vorzügliche Geschicklichkeit Serenissimus längst mit gnädigem Gefallen bemerkt hätten", in Serenissimi Namen gleiche Eröffnung machen.

Solche Gelegenheit aber, auf andere Weise seine treue Anhänglichkeit an die Person seines Fürsten zu beweisen und in anderer Stellung seine Fähigkeiten zum Besten seines Vaterlandes in Ausübung zu bringen, fand sich bald. Als im Winter 1806 Mecklenburg von den Franzosen occupirt ward, eilte v. Plessen auf den heimischen Boden zurück, um in unmittelbarer Nähe seinem bedrängten Herrn sich nützlich zu machen. Dem folgte er auch, als die unrechtmäßigste Gewalt dem Nachkommen Adolf Friedrich's ein gleiches Loos wie diesem bereitete, nach Altona. Und welche Dienste

er hier demselben leistete, das sagen am besten des dankbaren Herzogs eigene Worte: „Auch eröffne ich," — so schrieb dieser am 9. Julius 1807 von Altona aus — „daß ich bei der frohen Gelegenheit, wo ich in mein geliebtes Vaterland wieder zurückkehre, den Geheimen-Rath von Plessen, welcher mir seither so treulich in meiner unglücklichen Lage mit Rath und dem angestrengtesten Diensteifer beigestanden hat, zum wirklichen Geheimen-Rath und dritten Minister ernannt habe, wobei ich ihm für jetzt die Direction meines Cabinets anvertrauen werde. — Meine Hauptabsicht bei dieser Ernennung ist, mir die Geschäfte zu erleichtern, und um obgedachtem Geheimen-Rath von Plessen einen Beweis der Dankbarkeit für die mir bewiesene Anhänglichkeit zu geben." Die Bestallung ward unterm 13. Julius, während der Anwesenheit des Herzogs in Schwerin vollzogen.

So sah sich denn von Plessen in einem Alter von 38 Jahren auf einen sehr hohen, ehrenvollen und einflußreichen, aber auch vielfach schwierigen Standpunkt, in die unmittelbare Nähe des Thrones, in den Mittelpunkt der öffentlichen Angelegenheiten und gleichsam an das Herz seines Vaterlandes gestellt, eine Stellung, welche durch sein i. J. 1808 erfolgtes Aufrücken in die Würde eines zweiten Ministers keine wesentliche Veränderung erlitt, da er nach wie vor Chef des herzoglichen Cabinets blieb, und in welche er auch nach kürzeren oder längeren Entfernungen immer wieder als in eine kaum dadurch unterbrochene, wenigstens nicht aufgehobene oder anderweitig unterdessen besetzte, zurückkehrte. Was er aber auf diesem Standpunkte während eines Zeitraums von fast 30 Jahren erstrebt und geleistet; wie er einerseits die innern Angelegenheiten des Fürstenhauses und des Landes in stetiger, gedeihlicher Thätigkeit mit geleitet, andrerseits beider Beziehungen nach außen rühmlich vertreten und von Zeit zu Zeit in die allgemeinen deutschen, ja in die europäischen Verhältnisse kräftig, mit dem Lohne allgemeiner deutscher, ja europäischer Anerkennung eingegriffen hat: davon lassen sich hier nur einzelne hervortretendste Momente erfassen und zur Darstellung bringen.

Als mit dem Anfang des Jahres 1813 von Norden her über das lange geknechtet gewesene Europa das Morgenroth der Freiheit heraufzog; als die Nachricht von dem siegreichen Vorrücken der russischen Heere und von dem Anschlusse Preußens an diese Macht den Glauben an die Möglichkeit einer Wiedergeburt Deutschlands zu erwecken begann: da war Friedrich Franz von Mecklenburg der erste Rheinbundfürst, welcher das Joch, das seine Schmach und Schwere unter dem Namen eines Bundes allzu

wenig verbarg, kühn abzuschütteln, mit Rußland und Preußen gemeinschaftliche Sache zu machen und alles an die Wiederherstellung eines ehrwürdigen, selbstständigen Vereins sämmtlicher deutschen Staaten zu setzen beschloß. Noch erschien jene Möglichkeit nur als ein schwacher Schimmer, und viel sicherer, viel näher die Gefahr, welcher das kleine Land durch seinen Abfall von dem immer noch gewaltigen Napoleon sich aussetzte; eben erst (28. Februar) war das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Rußland und Preußen geschlossen, des Letztern Kriegserklärung gegen Frankreich aber, so wie der Kalischer Aufruf an die deutsche Nation noch nicht erlassen: da ging schon (am 15. März), nachdem unter dem Obersten Tettenborn die ersten Kosaken, die ersten Herolde der herannahenden Befreiung, nach Ludwigslust gekommen waren, von Plessen als herzoglicher Bevollmächtigter zur Verhandlung und Abschließung des Bündnisses mit jenen beiden Mächten von diesem Orte ab. Denn ihm, der gewiß nicht ohne Einfluß auf die hochherzige Entschließung seines fürstlichen Herrn gewesen war, übertrug derselbe nun auch deren Ausführung, und wie er dem Verscheiden und der Grablegung des alten deutschen Reichs beigewohnt hatte, so war ihm auch bei der Wiedererweckung und Erneuerung desselben eine bedeutende Rolle zugedacht. Zuerst also begab er sich nach Berlin zu dem General Grafen Wittgenstein, und von hier aus weiter nach Kalisch in das Hauptquartier des russischen Kaisers, dem er in besonderer Audienz am 1. April ein Schreiben des Herzogs übergab; die Rückreise machte er wieder über Berlin und beschloß dieselbe am 9. April, wo er in Ludwigslust eintraf. Aber schon am 24. desselben Monats ward er beauftragt, sich auf's neue in das Hauptquartier des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen zu verfügen. Der Zweck dieser Reise bestand in nähern Unterhandlungen mit den beiden alliirten Mächten, die theils Mecklenburgs Stellung und Verhältniß mit dem jetzigen Kriegsbunde und zu dem künftigen deutschen Reichsbunde, dem letzten Ziele aller Wünsche und Bestrebungen des Hochseligen Herzogs, theils die von demselben zu leistende Beihülfe für den großen Kampf betrafen. In beider Hinsicht empfing v. Plessen ausgedehnte auf „seine Treue, seine Umsichtigkeit und seinen geraden Sinn" basirte, andrerseits von dem großartigen Gesichtspunkte, unter welchem sein Fürst die ganze Angelegenheit betrachtete, rühmlichst zeugende Vollmachten. Und in beider Hinsicht wußte er dem Zwecke seiner Mission auf's Vollständigste zu genügen, indem er für Mecklenburg nicht nur eine würdige, selbstständige Stellung in dem gegenwärtigen Bunde und die Zusicherung

einer nicht minder ehrenvollen in dem künftigen deutschen Reiche erwirkte, sondern auch die Anfangs sehr hochgestellten Forderungen von Truppen und andern Lieferungen bedeutend herunterzustimmen verstand.

Das Jahr 1814 brachte ihm eine fernere wichtige Mission in derselben großen Angelegenheit. Unterm 2. Januar ward er bevollmächtigt, zur Abschließung von Allianz-Tractaten mit den Kaisern von Rußland und von Oestreich und dem Könige von Preußen, behufs einer gemeinschaftlichen Verfechtung der allgemeinen Sache, mit Garantirung der Souverainetät und der Besitzungen des Herzogs, in das Hauptquartier der drei Monarchen sich zu begeben; zum Begleiter erhielt er den Legationsrath Gumpelzhaimer. Am 15. Januar in Frankfurt am Main eingetroffen, geht v. Plessen bald darauf nach Basel, trifft hier mit dem Minister von Oertzen aus Strelitz zusammen, folgt mit diesem dem großen Hauptquartier der Verbündeten nach Frankreich und schließt dort, mit Oestreich zu Troyes den 22. Februar, mit Preußen zu Chatillon sur Seine den 23. und mit Rußland ebendaselbst den 24. Februar, die gewünschten Tractate ab, worauf er sofort nach Mecklenburg zurückkehrt. Wie günstig diese Unterhandlungen ausfielen und welcher bedeutende Antheil an diesem glücklichen Erfolge der Geschicklichkeit des Unterhändlers beizumessen war, darüber sprachen sich Fürst und Land mit einstimmiger Entschiedenheit aus. Ersterer sagt in dem Rescripte (d. 26. März), in dessen Begleitung jene Tractate dem Engeren Ausschuß zugesandt wurden: „solche sind durch die geschickten und eifrigen Bemühungen des u. s. w. von Plessen nach den obwaltenden Umständen äußerst vortheilhaft für Uns und Unsere Lande ausgefallen.“ Der Engere Ausschuß aber, in dem an Serenissimus gerichteten Danksagungsschreiben vom 5. April, erklärt es für eine „angenehme Pflicht, das große Verdienst des abgeordneten verhandelnden Ministers anzuerkennen, der in der That die treue Anhänglichkeit an seinen Fürsten und an sein angebornes Vaterland nicht besser beurkunden konnte, als durch diese so sehr gelungenen Bemühungen;“ dieselbe Anerkennung wird in einem an v. Plessen erlassenen Schreiben des E. A. ausgesprochen, welches ihm am Schlusse das edelste Lob beilegt, das ein öffentlicher Beamter erstreben und erreichen mag: „Wohl dem Lande, wo der vaterländisch gesinnte Minister mit dem Zutrauen seines gnädigsten Fürsten auch die Liebe und das Vertrauen aller Einwohner vereinigt!“

Nach dem siegreichen Ausgange des Befreiungskampfes und nachdem mit dem erstrittenen Frieden und mit der Entfernung des großen Friedens-

störers die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Regeneration Deutschlands, so wie einer durchgreifenden Regelung der stark verwirrten europäischen Verhältnisse gegeben war, erhielt v. Plessen unterm 15. Junius 1814 den Auftrag, dem Wiener Congresse, welcher die Lösung dieser Aufgabe versuchen sollte, als mecklenburg-schwerinscher Bevollmächtigter beizuwohnen, um bei den dortigen Verhandlungen seines Fürsten und Vaterlandes Interesse wahrzunehmen, besonders aber dazu beizutragen, „daß das gesammte deutsche Reich ein einziges und unzertrennliches Ganze bleibe". Da jedoch die Eröffnung des Congresses sich verzögerte, ging v. Plessen zunächst zum Gebrauche einer Badekur nach Carlsbad, worauf er am 7. September in Wien eintraf. Hier nahm er den lebhaftesten, wirksamsten, anerkanntesten Antheil an den Berathungen und Beschlüssen jener erlauchten Versammlung von europäischen Herrschern und Ministern, indem seine Persönlichkeit das Ansehen seiner Stimme weit über das Maß derjenigen Autorität hinaus erhöhte, welche nach Größe und Rang des von ihm vertretenen Landes ihm zuzukommen schien. Insbesondere übte er auf das Zustandekommen der deutschen Bundesacte und auf deren Inhalt einen sehr bedeutenden Einfluß. (Auch die Schrift: „Grundzüge zu einem künftigen deutschen Gesammtwesen" u. s. w. stammt aus dieser Zeit.) Mit solchem Antheile an den Verdiensten jenes großen Friedens- und Organisationswerkes, welches, wenn es auch manche Wünsche unerfüllt ließ, immer doch ein sehr heilsames und wohlthätiges genannt werden darf (denn es gewährte das dringendst Nothwendige), ein glorreiches sogar und bewundernswerthes (denn es leistete, in Berücksichtigung der zu besiegenden ungeheuren Schwierigkeiten, das Mögliche), kehrte von Plessen zu Ende des Junius 1815 in sein Vaterland zurück, welchem er in Folge des Artikels 35 der Wiener Congreßacte die großherzogliche Würde mitbrachte. Auch diesmal fanden seine Dienste die ehrendste Anerkennung, wie dort, wo sie geleistet waren, so in dem Lande, welchem sie zu Gute kamen. Insbesondere waren es wieder die Stände, welche auf dem allgemeinen Landes-Convente zu Rostock in der Sitzung vom 12. December 1815 solchen Dank gegen den Minister, in specie wegen der bewiesenen „Fürsorge für die Erhaltung der rechtlich begründeten alt vaterländischen Verfassung", in das Protokoll niederlegten, und in deren Auftrage der Engere Ausschuß am 16. Februar 1816 an v. Plessen schrieb: „Erwartungsvoll waren die Blicke der Völker Deutschlands auf den Ausgang der für dasselbe so wichtigen Verhandlungen des Wiener Congresses gerichtet. Wie

auch die Resultate den Erwartungen, zu welchen der Deutsche sich berechtigt glaubte, entsprochen haben mögen, — jeder mit dem Gange jener Verhandlungen Vertraute wird die Verdienste dankbar anerkennen müssen, welche Ew. Excellenz, in Ihrer Eigenschaft als Mecklenburgischer Bevollmächtigter bei diesem Congresse, durch Ihr so thätiges Wirken, für des gemeinsamen deutschen und auch insbesondere unsers Mecklenburgischen Vaterlandes Wohl sich erworben haben."

Da nun wohl Niemand geeigneter erscheinen konnte, von Seiten Mecklenburgs den neuen Organismus des deutschen Reiches in Bewegung setzen und seine ersten Lebensäußerungen vermitteln zu helfen, als derjenige, welcher, so wirksam bei der Schöpfung desselben, eine so genaue Kenntniß von dessen innerer Beschaffenheit und Zusammensetzung, von den Bedingungen und den Tendenzen seiner Thätigkeit haben mußte: so ward unterm 7. October 1815 v. Plessen zum Gesandten und bevollmächtigten Minister bei der deutschen Bundesversammlung, gemeinschaftlich für beide Mecklenburg, ernannt. Im April 1816 kam er nach Frankfurt. Auch hier wußte er, wie einst in Regensburg und jüngst in Wien, eine ansehnliche, einflußreiche Stellung unter den Vertretern der deutschen Staaten einzunehmen und die Achtung immer mehr zu steigern, welche er in der diplomatischen Welt bereits sich erworben hatte. Namentlich auch gewann ihm seine besondere Neigung und Geschicklichkeit, überall freundlich vermittelnd aufzutreten, viel Bewunderung und Dank, und als er Frankfurt verließ, war es das Hinwegfallen seiner „Conciliation", was seine dortigen Collegen seinen Abgang vorzüglich schmerzlich empfinden ließ. — Doch nicht auf die unmittelbaren Arbeiten und Verhältnisse des Bundestages beschränkte sich während der Dauer dieser seiner Gesandtschaft v. Plessen's Thätigkeit. Als im Sommer 1819 zu Carlsbad Ministerial-Conferenzen gehalten wurden, veranlaßt durch die Besorgnisse vor den demagogischen Verbindungen und revolutionären Umtrieben, wohnte auch er diesen Berathungen bei. Und als der Bundestag beschlossen hatte, daß über die angemessene Auslegung und Erläuterung des 13. Artikels der Bundesacte, die Einführung landständischer Verfassungen in allen Bundesstaaten betreffend, im Sinne des monarchischen Princips und zur Aufrechthaltung des Bundes weitere Verhandlungen gepflogen werden sollten (wobei indessen, auf v. Plessen's Vorstellung, ausdrücklich erklärt ward, daß die auf Verträgen, bestehenden Einrichtungen und Rechten beruhende landständische Verfassung Mecklenburg's von Bundes wegen eine Abänderung in Bezug auf ihre

Grundsätze oder ihren Bestand nicht zu gewärtigen haben könne): ward v. Plessen, der eben auf Urlaub in Ludwigslust sich befand, vom schwerinschen (27. October 1819) und vom strelitzischen Hofe (30. October) berufen, an diesem Minister-Congresse in ihrem Namen Theil zu nehmen. Auf die vom Wiener Cabinet gemachte Anzeige, daß der Beginn des Congresses, für welchen „auf v. Plessen's persönliche Mitwirkung vertrauensvolle Aussicht gehegt werde", auf den 20. November angesetzt sei, langte derselbe am 19. November in Wien an. Hier ward er an die Spitze der mit der Führung des Protokolls beauftragten Commission gestellt, in welcher sich außer ihm der preußische und der bairische Gesandte befanden. So kam unter seiner wesentlichen Mitwirkung die „Schlußacte der über Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes gehaltenen Ministerial-Conferenzen, d. d. Wien den 15. Mai 1820", zu Stande, worauf er schon am 16. desselben Monats Wien verließ, am 26. nach Ludwigslust und bald darauf nach Frankfurt zurückkehrte. Für wie verdienstlich und ausgezeichnet aber seine Theilnahme an diesem Congresse namentlich von dem östreichischen Hofe erkannt wurde, bezeugte das unterm 20. Junius desselben Jahres ihm verliehene Großkreuz des kaiserlichen Leopoldordens; ebenso erhielt er gleich nach dem Schlusse und wohl nicht minder in Folge der Wiener Conferenzen den königlich preußischen rothen Adlerorden erster Classe. (Das Großkreuz des Danebrogordens war ihm bereits früher, bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Charlotte mit dem Prinzen von Dänemark im J. 1806, verliehen worden.) Eine andere Auszeichnung empfing er einige Zeit vorher von der vaterländischen Universität, welche bei Gelegenheit ihrer vierten Säcularfeier ihn honoris causa, „ob excellentis ingenii acumen, reconditam humani divinique juris scientiam, et singularem in republica administranda prudentiam", zum Doctor der Rechte creirte; fast gleichzeitig hatte der mecklenburgische patriotische Verein ihn zu seinem Ehrenmitgliede ernannt.*)

Indessen mochte sein Landesherr den bewährten Rathgeber und Diener nicht länger in seiner Nähe vermissen und beschloß deshalb, v. Plessen vom Bundestage zurückzurufen. Schon unterm 3. Februar 1820 ward eine hierauf bezügliche Verfügung erlassen, indem allerhöchsten Orts befohlen

*) In späterer Zeit trat v. Plessen auch der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen als ordentliches, und dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, um welchen er sich vielfach verdient machte, als Ehrenmitglied bei.

ward, daß dem bisherigen Bundestags-Gesandten, zum Beweise der Erkenntlichkeit Serenissimi „für alle demselben aufgetragenen und so treu und eifrig betriebenen Geschäfte", von dem Zeitpunkte seiner Zurückkunft auf seinen Ministerposten an, sein früherer Gehalt von jährlich 2000 Rth. verdoppelt werden solle. Kaum aber war diese beabsichtigte Zurückberufung in Frankfurt und Wien kund geworden, so richtete der Präsidial-Gesandte im Auftrage des östreichischen Cabinets an den Großherzog die dringende Bitte, daß v. Plessen noch länger, mindestens noch ein Jahr, in seinem bisherigen Wirkungskreise gelassen werden möge, „weil er in dem gegenwärtigen entscheidenden Momente gar nicht ersetzt werden könne". Allein dieser Wunsch ward nicht erfüllt, und nach einer mit Strelitz dahin getroffenen Vereinbarung, daß der dortige Minister von Pentz von Plessen's Stelle am Bundestage einnehmen solle, kehrte dieser, auf glänzende, von andern Seiten her ihm gemachte Anerbietungen verzichtend, im November 1820 nach Mecklenburg zurück. Und diese Rückkehr, über welche das Bedauern der hohen Bundesversammlung und vorzüglich des Präsidial-Gesandten v. Buol-Schauenstein auf eine für den Abgehenden höchst schmeichelhafte Weise sich ausspricht, sieht sich durch das gesetzliche Organ des Landes als ein Ereigniß bezeichnet, zu welchem Mecklenburg auf's lebhafteste sich Glück zu wünschen habe. Der Engere Ausschuß nämlich bittet unterm 22. November den Großherzog um Erlaubniß, „bei der soeben erfolgten glücklichen Rückkehr des Ministers v. Plessen in das Vaterland durch eine ständische Deputation Serenissimo die allgemeine herzliche Freude des Landes hierüber, insbesondere aber den innigsten Dank der getreuen Stände dafür bezeugen zu dürfen, daß Serenissimus diesen nicht allein in Mecklenburg, sondern in ganz Deutschland hochverehrten Mann, ungeachtet der selbigem nach andern Seiten hin eröffneten glänzenden Aussichten, der gesegneten Wirksamkeit in seinem näheren Vaterlande zu erhalten gewußt haben" ꝛc.; zugleich wünscht der E. A. durch dieselbe Deputation auch „dem Minister v. Plessen selbst die Freude des Landes und der getreuen Stände über seine glückliche Rückkehr in das geliebte Vaterland bezeugen zu dürfen". Beides wird, unter Versicherung der allerhöchsten Zufriedenheit mit diesem neuen Beweise von der Anhänglichkeit der Stände an Serenissimi Person und von ihrer Vaterlandsliebe, genehmigt, und demzufolge wiederholt eine aus sechs Mitgliedern bestehende Deputation sowohl vor dem Großherzoge als vor dem Minister mündlich den Ausdruck der schon in jenem Schreiben geäußerten Empfindungen.

Wenngleich es nun nicht gelungen war, von Plessen's unmittelbare Theilnahme dem Bundestage zu erhalten, ward doch seine Mitwirkung für die Consolidirung der Bundesverhältnisse auch ferner noch in Anspruch genommen. Namentlich als die Bundesversammlung am 5. December 1822 bis zum 1. Februar sich vertagt hatte, welche Ferienzeit das östreichische Cabinet zu Besprechungen über den künftigen geregelten Gang der deutschen Angelegenheiten zu benutzen wünschte, empfing er in einem Schreiben des Fürsten Metternich, d. d. Venedig d. 20. December 1822, die dringende Einladung, den zu diesem Zweck für den Januar 1823 anberaumten Conferenzen seine Anwesenheit zu schenken. Es heißt in diesem Schreiben: „Ew. Excellenz haben mit Ihrer tiefen Kenntniß der deutschen Angelegenheiten und mit Ihrer bewährten Einsicht zur Aufstellung des Gebäudes, welches alle Bundesstaaten in Deutschland vereinigt, so kräftig mitgewirkt, daß es unter meine angenehmsten Erwartungen gehört, Ihres Beiraths auch bei der Befestigung und Vervollkommnung desselben nicht zu entbehren." In Folge dessen begab er sich am 8. Januar auf die Reise nach Wien, von wo er in der Mitte des Märzmonates mit einem Schreiben des Kaisers Franz an den Großherzog Friedrich Franz zurückkehrte, welches diesem „den lebhaftesten Dank für die Bereitwilligkeit ausdrückt, womit derselbe dem Minister v. Plessen die Reise nach Wien zu gestatten beliebt habe. Dieser habe dem ꝛc. Metternich neuerlich die überzeugendsten Beweise von seinen tiefen Einsichten und vortrefflichen Gesinnungen gegeben; die festere Begründung der Bundesverhältnisse in Deutschland werde zuverlässig diese gemeinschaftlichen Bemühungen krönen." Während seiner diesmaligen Anwesenheit in Wien erneuerten sich verstärkt die schon früher gemachten Versuche, ihn für den Dienst anderer Staaten zu gewinnen. So ward ihm gleich in der ersten Conferenz, welche er mit dem Fürsten Metternich und dem preußischen Minister Grafen von Bernstorff hatte, von beiden vorgestellt, daß mit der Präsidial-Gesandschaft am Bundestage eine Veränderung vorgenommen werden solle und daß man diesen Posten nicht besser wieder zu besetzen wisse, als indem man ihm denselben antrage. Allein v. Plessen erklärte fest und entschieden, wie er sich gegen seinen Landesherrn persönlich anheischig gemacht habe, ein Dienstverhältniß, in welchem derselbe ihn mit Seinem näheren Vertrauen und Seiner Gnade beglücke, auch für die Dauer Seines Lebens nicht zu verlassen. Ein späterer Versuch des Fürsten Metternich, ihn umzustimmen, hatte keinen andern Erfolg; ebenso lehnte er den wiederholt gemachten Antrag, die Stelle eines preußischen

Bundestags-Gesandten zu übernehmen, mit derselben ehrenwerthen Entschlossenheit ab. Doch ward ihm vor seiner Abreise von dem Fürsten Metternich erklärt, daß man immer noch auf die Erfüllung der in Bezug auf ihn gehegten Absichten rechnen werde, zumal für den Fall, daß die Verhältnisse sich ändern und er durch keine Zusage weiter sich gebunden fühlen sollte.

Eine so treue, so starken Versuchungen gegenüber siegreich gebliebene Anhänglichkeit an die Person seines Fürsten mußte ihm denn auch wohl die Freundschaft, die Erkenntlichkeit desselben in immer höherem Grade zuwenden. Bald nach seiner Rückkunft wurden ihm hievon die sprechendsten Beweise gegeben. Ein Cabinetsschreiben vom 18. Julius bezeugte ihm das „innigste Wohlgefallen über die Anhänglichkeit, mit welcher er Serenissimo zugethan sei und die ihn die vortheilhaftesten Anträge, in kaiserliche und königliche Dienste zu treten, habe ablehnen lassen; Serenissimus sei durch dieses Benehmen äußerst gerührt worden und werde noch Gelegenheit nehmen, ihm besondere Beweise Seiner Achtung und Dankbarkeit zu geben." Letztere Andeutung fand ihre nähere Erklärung und ihre Erfüllung in einem schon unterm 22. desselben Monats ertheilten „Anwartschaftsbrief für den wirklichen Geheimen-Rath und Minister v. Plessen auf das zuerst eröffnet werdende Lehn," mit welchem sein fürstlicher Gönner ihn überraschte und der von einem höchst huldvollen Handschreiben desselben begleitet war. Doch sollte er die wirkliche Eröffnung eines Lehns, welche ihm hiedurch in Aussicht gestellt war, nicht erleben. Dagegen nahm er um Johannis 1824, nach getroffener Vereinbarung mit seinen Brüdern, das Gut Dolgen an, welches er zu einem unveräußerlichen und unverschuldbaren von Plessen'schen Fideicommiß erhob. Hier brachte er von dieser Zeit an alljährlich einen Theil des Sommers zu, gewöhnlich von dem nicht fernen Doberan aus, und hier sah man den hochgestellten Mann, den Träger so vieler Geschäfte und Sorgen, im Kreise seiner Familie, im Genusse der Natur, in der Verschönerung seines Gartens, in allen den kleinen und doch so lohnenden Verrichtungen des Landlebens freundlich und anspruchlos walten, ohne doch auch hier den öffentlichen Pflichten die nöthige Zeit und Thätigkeit zu entziehen.

Von jetzt an durfte v. Plessen sich längere Zeit hindurch ausschließlich den innern Angelegenheiten des Landes widmen. Nur einmal noch erfuhr diese heimische Wirksamkeit eine bedeutende Unterbrechung. Als nämlich im Herbst 1833 Oestreich und Preußen die Aufforderung zu einer Vereinigung

sämmtlicher deutschen Cabinetschefs in Wien hatten ergehen lassen, um über die Gefahren, von welchen man einzelne deutsche Staaten sowohl, wie den Bund in seiner Gesammtheit durch die revolutionären Tendenzen bedroht glaubte, in nähere, sorgfältigere Berathung zu treten, ging von Plessen, für beide Mecklenburg bevollmächtigt, am 18. December über Strelitz und Berlin nach Wien ab. In den am 13. Januar beginnenden Conferenzen ward derselbe wieder mit dem preußischen und dem baierischen Gesandten zur Protocollführung erwählt; nach ihrer Beendigung kehrte er ungesäumt in's Vaterland zurück, wo er am 21. Junius wieder anlangte. Ueber den wesentlichen Antheil, welchen er auch an den aus diesen Ministerial-Conferenzen hervorgegangenen Beschlüssen hatte, spricht sich ein bald darauf ihm zugefertigtes Schreiben seines persönlichen Gönners und Freundes, des Fürsten Metternich, in den unzweideutigsten Worten aus. —

Nachdem somit in ununterbrochenem Zusammenhange die hauptsächlichsten Momente aus v. Plessen's diplomatischer, vorzugsweise nach außen und auf Allgemeineres gerichteter Wirksamkeit geschildert sind, wenn auch immer wieder in Bezug auf die innern Angelegenheiten seines Vaterlandes, so wäre jetzt diesen letzteren seit seiner Erhebung zum Minister und besonders seit der Heimkehr aus Frankfurt, die Betrachtung zuzuwenden. Allein hier ist nicht nur eine Darstellung des Ganzen dieser Wirksamkeit unmöglich, weil eine solche nicht viel weniger als eine Geschichte der gesammten Entwickelung Mecklenburgs während eines langen Zeitraums sein müßte, sondern auch, bei der großen Masse des gleich bedeutenden und bei dem genauen Ineinandergreifen der einzelnen Theile, ein Auszeichnen und Hervorheben des Wichtigsten weit schwieriger, als auf jenem andern Gebiete. Wir begnügen uns deshalb (und können das um so eher, als ja die heimischen Verhältnisse und v. Plessen's Einfluß auf deren Gestaltung bei denjenigen Lesern, für welche zunächst diese Blätter bestimmt sind, als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden dürfen) mit dem gewiß von niemand bestrittenen Zeugniß, daß v. Plessen auf diesem Felde dieselbe Anhänglichkeit an die Person und das Haus seines Fürsten, dieselbe treue Liebe zum Vaterlande mit derselben Geschicklichkeit, mit demselben rastlosen Eifer und mit demselben glücklichen Erfolge, welche in den Fürsten-Congressen und Minister-Versammlungen so gerechte Auszeichnung ihm erwarben, an den Tag gelegt hat. Nichts von allem, was in den verschiedensten Theilen der Staatsverwaltung angeordnet und gewirkt, zeitgemäß verändert oder neu geschaffen werden sollte, konnte die Berührung mit ihm, als

nächstem, das volle Vertrauen besitzendem Rathgeber des Regenten, umgehen; seine Regsamkeit, seine Unverdrossenheit und sein guter Wille ließen ihn solcher Theilnahme auch nie sich entziehen; seine allgemeinen Ansichten, seine reichen Erfahrungen und seine genaue Kenntniß der vaterländischen Verhältnisse waren wohl geeignet, diese immer geforderte und nie verweigerte Theilnahme auch zu einer wirksamen und ersprießlichen zu gestalten. Und so zeigen alle die zahlreichen, beträchtlichen Fortschritte, welche Mecklenburg in neuerer Zeit in Bezug auf materielle wie auf geistige Interessen gemacht hat, mehr oder minder stark, immer aber unverkennbar die Spuren von dem klaren Geiste und dem patriotischen Sinne von Plessen's; und von dem gerechten Danke, welchen das Land Friedrich Franzen's gesegneter Regierung zollt, gebührt ein nicht geringer Antheil ihm.

Einen vorzüglich wichtigen und fruchtreichen Zweig dieser Wirksamkeit v. Plessen's im Lande für das Land bildet (damit wir wenigstens doch ein Einzelnes hervorheben) seine Thätigkeit bei den Versammlungen der vaterländischen Stände. Einer Menge derselben hat er als schwerinscher landesherrlicher Commissarius beigewohnt, nämlich den Landtagen im Herbst 1818, im Frühjahr und im Herbst 1821, im Herbst 1822, 1823, 1824, 1825, 1826, im Frühjar und im Herbst 1828, im Herbst 1829, 1830, 1832, 1834, und 1835; beim Convocationstage zu Schwerin im Mai 1823 waren beide Minister (v. Brandenstein und von Plessen) großherzogliche Commissarien, bei dem zu Rostock im September 1827 von Plessen allein. Und wenn irgendwo, ist gewiß gerade in dieser Stellung seine Individualität von entschieden günstigem Einflusse gewesen: das Vertrauen der Stände, welches er unter alten und neuen Titeln fortwährend besaß, seine ausgezeichnete Geschäftsgewandheit und Verhandlungskunst, so viele intellectuelle und moralische Gaben, die sich in ihm vereinigt fanden, mußten nicht allein die Ausübung dieser eben so wichtigen als in mancher Beziehung schwierigen Functionen ihm sehr erleichtern, sondern konnten auch auf deren Erfolge, auf die Erhaltung der Einträchtigkeit zwischen Regierung und Ständen, auf die Ausgleichung einzelner Differenzen, auf die Förderung gemeinschaftlicher Maßregeln zum Besten des Landes, nicht anders als wohlthätig einwirken.

So lebte und strebte v. Plessen kräftig, heiter, in Segen fort. Da schlug seinem Glücke der am 21. Sept. 1835 erfolgte Tod seiner Gattin eine schwere, unheilbare Wunde. Sie starb in Doberan, wo sie Hülfe gegen ein mehrjähriges Uebel gesucht hatte. Auf dem freundlichen Gottes-

acker, unweit der schönen Kirche daselbst, ist ihr Grab, neben welchem der trauernde Gatte zugleich das seinige sich bereiten ließ. Unersetzlich viel verlor er an dieser ausgezeichneten Frau, die, eben so viel Geist, Bildung und Charakter, als wahre Herzenzgüte und Frömmigkeit in schöner Verbindung besitzend, vollkommen würdig eines solchen Mannes war. Bald darauf griff ein anderer Todesfall auf andere Weise verändernd in seine bisherigen Verhältnisse ein: am 12. April 1836 verloren Fürst und Land den hochverdienten, allgemein verehrten ersten Minister 2c. von Brandenstein, und an seiner statt ward nun v. Plessen unterm 5. Mai zum Geheimeraths- und Regierungs-Präsidenten, sowie unterm 4. Junius zum Präsidenten der Schulden-Tilgungs-Commission ernannt. Von jetzt an theilte er, mit wechselndem Aufenthalte in Ludwigslust und in Schwerin, seine Thätigkeit zwischen den Geschäften der neuen Aemter und zwischen denjenigen, welche ihm als Chef des großherzoglichen Cabinets zu besorgen verblieben. Doch nur noch kurze Zeit sollte das letztere Verhältniß dauern. Die schon lange gehegten, durch anhaltende Krankheit nur allzu stark genährten Besorgnisse um das Leben des vielgeliebten Landesvaters fanden am 1. Februar 1837 ihre traurige Erfüllung: Mecklenburg weinte um seinen Friedrich Franz. Zu denen aber, welche am unmittelbarsten, am schmerzlichsten von diesem Todesfalle berührt wurden, gehörte in vorderster Reihe von Plessen. Was der hohe Verblichene ihm und was er jenem gewesen während einer langen Reihe von Jahren, davon gab ein nachgelassenes Schreiben seines fürstlichen Freundes an dessen Enkel und Nachfolger das beredteste, rührendste Zeugniß. Der hieher gehörige Abschnitt dieser schönen Reliquie lautet also: Meine gesammten Diener höhern und niedern Standes empfehle ich angelegentlich Deiner weitern Fürsorge; hierunter vorzüglich diejenigen, welche mir durch vieljährige treue oder ausgezeichnete Dienste ihre Anhänglichkeit bewiesen; sie haben sich dadurch gerechte Ansprüche erworben auf angemessene Versorgung und Pension, wenn sie nicht länger dienen zu können glauben. Ich mache Dir hiebei insbesondere meinen Freund den Minister v. Plessen namhaft; Dir sind die Verhältnisse bekannt, worin derselbe zu mir gestanden und welche vortheilhafte Anerbietungen, die ihm wiederholt von mehreren Seiten gemacht sind, er ohne Vergeltung ausgeschlagen, um mich nicht zu verlassen. Ich glaubte es ihm daher noch vor andern schuldig zu sein, hiedurch festzusetzen und dich um die Erfüllung zu ersuchen, daß Du denselben in einen solchen Geschäftskreis und in ein Dienstverhältniß setzest, wie er es selbst für sich

angemessen finden wird. Sollte er aber früher oder später es gerathen finden, sich zurückzuziehen und den Dienst zu verlassen, so habe ich schon auf diesen Fall ihm sein jetziges fixes Gehalt, ohne Emolumente, von 4000 Rth. zu $^2/_3$ als lebenslängliche Pension bestimmt und Du wirst die Entschädigung noch von meinetwegen zu leisten haben und gewiß übernehmen." Indessen bedurfte es nicht erst einer so ehrenvollen, warmen Empfehlung von Seiten eines Todten, um den hochverdienten Minister auch den Ueberlebenden theuer zu machen: sein Werth war längst zu allgemein anerkannt, als daß seine Dienste nicht auch der neuen Regierung höchst erwünscht hätten erscheinen sollen. Und v. Plessen seinerseits, wie tief auch erschüttert durch den Verlust seines vieljährigen Herrn und Freundes, fühlte doch noch so viel rüstige Kraft in sich, empfand noch zu sehr das Bedürfniß zu wirken und besaß eine zu lebhafte Liebe zum Vaterlande, eine zu innige, auch auf den neuen Regenten willig übertragene Anhänglichkeit an das Herrscherhaus, als daß er schon jetzt von den Geschäften sich hätte zurückziehen mögen. So blieben denn seine Stellung und seine Verhältnisse im Wesentlichen dieselben, nur daß er jetzt seinen bleibenden Aufenthalt in Schwerin nahm. Und so durfte der durch seine kräftige Gesundheit verstärkten, durch seine Jahre nicht geschwächten Hoffnung Raum gegeben werden, daß Fürst und Land noch lange seiner bewährten Thätigkeit sich zu erfreuen haben würden. Anders war es im Rathe der Vorsehung beschlossen. Eine Unpäßlichkeit, die anfangs gar keinen Grund zu ernstlichen Besorgnissen bot, gestaltete sich nach vier Tagen plötzlich zur Todesquelle: am 25. April 1837, Morgens $7^1/_2$ Uhr machte eine Lungenlähmung diesem schönen Leben sanft und schmerzlos ein Ende. Je allgemeiner und aufrichtiger die Anerkennung, das Vertrauen, die Zuneigung war, welche man dem Lebenden zollte; je unerwarteter, unvorbereiteter die Nachricht seines Todes kam, desto ungetheilter, desto lebhafter war auch der Schmerz, welchen dieselbe durch das ganze Land, am Throne wie im Volke, erweckte, und selten mag auf eines Ministers Sarg ein reicherer Kranz von unbestochenem Lob, von ungeheucheltem Dank, von warmen Thränen niedergelegt sein, als auf den seinigen. Schön und feierlich sprach sich diese Stimmung besonders auch bei dem am 28. April stattfindenden Leichenbegängnisse aus: nicht blos die Collegien und Behörden, alle Stände sahen sich durch eine zahlreiche, freiwillige Theilnahme an dem Gefolge repräsentirt, an dessen Spitze, sich selber nicht minder als den Gestorbenen ehrend, Se. Königl. Hoheit der Großherzog einherschritt, und welches dem Leichen-

wagen bis zur Bischofsmühle das Geleite gab. Von hier aus setzte dieser auf derselben Straße, welche die kaum noch verwischten Spuren jenes andern Trauerwagens mit der Fürstenleiche trug, seine einsame Fahrt fort; denn nach Doberan, nach eben dem Orte, wo der geliebte Herr vor zwei Monaten seine letzte Ruhestätte gefunden, folgte jetzt der treue Diener seines Herrn, und zur Seite der vorausgegangenen Lebensgefährtin senkte man seinen Leichnam in die schon bereitete Gruft, an welcher drei Kinder (eine Tochter und zwei Söhne), aber nicht allein, um den zu frühe Verlornen trauern.

Was sollen wir noch sagen an dieser Gruft? Wir wollen uns selber nicht und nicht den edlen Todten entwürdigen durch niedrige Schmeichelei, die, widerwärtig schon, wenn sie einem Lebenden gilt, am unerträglichsten ist an einem Grabe. Zwar (warum sollen wir das verhehlen?) zwar ist es allerdings die Pietät, die Dankbarkeit, welche diese Zeilen schrieb; aber, dessen sind wir uns bewußt, die ernste, strenge Wahrheit führte ihr bisher die Hand. Und wenn die Schilderung des Lebens und der Wirksamkeit v. Plessen's dennoch zu einer Lobschrift ward, so ist das nicht des Schilderers Schuld, sondern des Geschilderten Verdienst; wir haben nicht eigene Ansichten, sondern fremde Zeugnisse und anerkannte Thatsachen reden lassen. Und so sei es auch jetzt, wo wir den Versuch machen wollen, in den Umriß der äußeren Lebensverhältnisse v. Plessen's mit wenigen Zügen den Grundriß seines Charakterbildes hineinzuzeichnen, wiewohl sich dasselbe angedeutet schon in jenem findet: wir thun dieses, indem wir uns fast ganz auf das Urtheil, ja selbst auf die Worte eines Mannes beschränken, der, unbestritten ein scharfer Beobachter und competenter Richter überhaupt, mit dem Verstorbenen, besonders auf den Landtagen, in vielfache nahe Berührung kam, und der diesen Theil unsrer Materialien uns darzureichen die Güte hatte.

Der Minister v. Plessen besaß alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes: sein angebornes Talent hatte er auf den Congressen, der hohen Schule der Diplomatie, vortrefflich ausgebildet. Diese ausgezeichnete Durchbildung war in jeder Geschäftsberührung mit ihm nicht zu verkennen. Er verstand die schwere Kunst, gut zu hören, das heißt, er hörte aufmerksam und ohne Ungeduld an, was ihm vorgetragen wurde, wenn es auch mit seinen Ansichten nicht übereinstimmte. In der Discussion ging er auf die Meinungen des Gegners ein, suchte denselben aus dessen eigenen Anführungen zu widerlegen und trug zum Schlusse die Gegengründe klar und einfach vor. Auch ging er in der Verhandlung nicht weiter, als

die Sache gerade erforderte, vermied sorgfältig alle Abschweifungen und wußte mit glücklichem Scharfblick und Tact das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu sondern. Selbst wenn ihm der Gegenstand der Verhandlungen etwas fremd war, fand er mit großer Geistesgewandtheit und mit eigenthümlichem Scharfsinn bald die wesentlichen Punkte heraus, gab in den Nebensachen leicht nach, und erreichte so, oft allen unerwartet, das Ziel. Er war im Besitze der nicht minder großen Kunst, guten Rath von andern anzunehmen. Daher sprach er viel und gern mit Leuten aus allen Classen, wodurch er sich vor einseitigen Ansichten bewahrte und zu einer umfangreichen Kenntniß der Personen und Sachen gelangte, die ihm eine richtige Anschauung und Uebersicht aller Verhältnisse gewährte. Eigener hoher Verstand, mannichfache Kenntnisse und langjährige Erfahrung bewirkten es, daß er aus den ihm vorgetragenen Ansichten das Wahre und Angemessene herauszufinden wußte, so daß fremde Meinungen nicht nachtheilig auf ihn influencirten. Allen Extremen abgeneigt, hielt er sich im Staatsleben an das practische Bedürfniß, ehrte das historische Recht, suchte das Bestehende zu verbessern und auszubilden, nicht umzustoßen, und strebte nur nach dem erreichbaren Guten, das Bessere kommenden Zeiten überlassend.

In seinem Gemüthscharakter und moralischen Wesen bildete einen der Grundzüge ein echt religiöser Sinn, um so ehrenwerther, tiefer und aufrichtiger, als derselbe nicht in einem bloßen unbewußten Nachhall empfangener Jugendeindrücke und früherer Erziehung bestand, sondern ein erst später erworbenes, selbstbewußt und selbstthätig errungenes Gut war, da seine Jugend in die Zeit einer kalten Aufklärungssucht fiel, und vorzüglich erst aus dem frommen Gemüthe seiner Gattin der warme, belebende Strahl des Glaubens in seine Seele drang. Hiermit verband sich eine hohe Uneigennützigkeit und unverbrüchliche Rechtlichkeit; eine Milde, die in jedem Urtheile über Menschen und Thaten sich kund gab; eine Humanität, die allem Schroffen und Harten, aller Lust, das Gewicht einer höhern Autorität dem Untergeordneten ohne Noth drückend fühlbar zu machen, auf's äußerste feind und fremd war, wie sorgfältig auch andrerseits v. Plessen auf die begründeten Rechte und Attribute seiner Stellung zu halten wußte; endlich eine Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit, die ein Ohr hatte für jede Noth, die jedem Hülfesuchenden, auch dem niedrigsten und geringsten zugänglich war, die theilnehmend mit Hören wie mit Fragen in die kleinlichsten Verhältnisse einging, und die selbst dann herzgewinnend blieb, wenn

sie, um niemand ohne Trost und Hoffnung hinweggehen zu lassen, wohl zuweilen günstigere Erwartungen in Bezug auf den Gegenstand des Gesuchs erwecken mochte, als die Umstände zu erfüllen gestatteten. Seine äußere Erscheinung war voll einfacher Würde, das Auge ein Spiegel der Seelengüte, das Benehmen offen, herzlich und bieder, das Ganze eben so anziehend und ermuthigend für den Nahenden, als gewinnend und wohlthuend für den Genahten. — In Wahrheit ein hochbegabter, ein seltener Mann! ein großer Staatsmann und zugleich ein edler Mensch, ein erleuchteter Geist im Bunde mit einem weichen, warmen Gemüthe, dem Throne eine starke Stütze und dem Volke ein treuer Freund! und darum auch im Leben ein Gegenstand der allgemeinsten Achtung und Liebe, wie ein Gegenstand weitverbreiteter Trauer, tiefen Bedauerns und herzlicher Segnungen im Tode!

XVI.

G. W. L. Fr. Baron von Biel auf Weitendorf,

geſt. 11. Mai 1831.

(Freimüthiges Abendblatt, Jahrgang 1831, No. 675, Beilage. Verfaſſer: Dr. Brüſſow in Schwerin.)

Den 11. Mai 1831 vollendete in den kräftigſten Jahren des männlichen Alters und nach mehrjährigen körperlichen Leiden ſeine irdiſche Laufbahn zu Zierow bei Wismar, der Gutsbeſitzer Gottlieb Wilhelm Ludwig Friederich Baron von Biel, bekannt durch ſeine großen Verdienſte, welche er ſich um die Veredlung der Pferdezucht in Mecklenburg, und insbeſondere durch Einführung des Vollblut-Syſtems erworben hat. Sein Andenken möge daher auch in dieſer Zeitſchrift, als dem beſten Friedhofe für ſolche Heimgegangene, aufbewahrt bleiben. Ueber des Verewigten Jugendverhältniſſe, Geburtsort, Jahr und Tag, ſowie über den Gang ſeiner Bildung u. ſ. w., vermögen wir jedoch nichts mitzutheilen, und nur das nachſtehende Wenige aus ſeiner letzten Lebensperiode und ſeinem gemeinnützigen Wirken haben wir erfahren können. — Sohn des im Jahre 1806 auf Weitendorf, Zierow u. ſ. w., im Amte Grevesmühlen, verſtorbenen Geheimen Juſtizraths Chriſtian Andreas von Biel, welcher nur zwei Söhne und eine Tochter hinterließ, kam er in gedachtem Jahre, gemeinſchaftlich mit ſeinem ältern Bruder Wilhelm in den Beſitz dieſer väterlichen Güter, hielt ſich aber die erſte Zeit über noch im

Auslande auf. Im Jahre 1813, als der Befreiungskrieg anfing, trat er in Königl. Großbritanisch-Hannoversche Dienste, wo er Adjutant des Generals von Dörnberg, und bald darauf wegen seiner ausgezeichneten Dienste zum Hauptmann im Generalstabe ernannt wurde. Nach beendetem Kriege kehrte er auf das, ihm in der Theilung des väterlichen Nachlasses zugefallene Gut Weitendorf c. p., was bis dahin verpachtet gewesen war, zurück, um es selbst zu bewirthschaften, und beschäftigte sich nun fortan mit Einrichtung der Wirthschaft seiner Güter, die er durch Neubauten und Park-ähnliche Anlagen sehr wesentlich verschönerte und ebenso dessen Ländereien in hohe Kultur setzte. Insonderheit aber gründete er alldort, im Verein mit seinem Bruder zu Zierow, die nachher so berühmt gewordene Stuterei durch Ankauf eines Stammes sehr edler Vollblutpferde in England, und erlangte bald in diesem Zweige seines Faches die selbst im Auslande bekannte Celebrität, so daß die von ihm gezogenen Pferde sehr gesucht und für sehr theure Preise, selbst schon im Mutterleibe, verkauft wurden. So wie früher der Domainenrath Pogge zu Roggow die erste Idee zu einer verbesserten vaterländischen Schafzucht geweckt hatte, so haben auch beide Brüder sich unstreitig das Verdienst erworben, die Begründer eines Systems in der Pferdezucht zu sein, welches nicht nur von allen praktischen Pferdezüchtern unseres Vaterlandes, sondern seitdem auch von beinahe allen Ländern des Kontinents als richtig erkannt ist, indem sie die aufgestellten Grundsätze befolgten. Die Pferdezucht hob sich aber auch noch dadurch besonders, als die Barone von Biel, im Verein mit mehreren aufgeklärten Pferdezüchtern, zuerst im Sommer 1822 die Pferde-Wettrennen zu Doberan konstituirten, welche seitdem regelmäßig daselbst im August wieder gehalten worden, und denen bald hernach die jährlichen Rennen zu Güstrow, Basedow und Neubrandenburg folgten, sowie die in mehreren benachbarten Ländern. Die desfallsigen Verdienste des Verewigten wurden inzwischen auch von allen Seiten anerkannt, und so wie ihn der mecklenb. patriotische Verein längst zu seinem ordentlichen Mitgliede und späterhin zu seinem Distrikts-Director ernannt hatte, beeiferten sich auch die auswärtigen ökonomischen Institute, ihm gleiche Ehre zu erweisen und bei ihren Verhandlungen mit zu Rathe zu ziehen. — In den letzten Jahren seines Lebens behinderten leider körperliche Leiden seine Thätigkeit, jedoch ertrug er diese in stiller Geduld und Ergebenheit, bis er endlich, ohne jemals verheirathet gewesen zu sein, seinem Wirkungskreise entzogen wurde und zu einem bessern Sein hinüberschlummerte.

Des Verewigten schriftstellerische Arbeiten, so weit Referent sie kennt, sind folgende:

1) Einiges über edle Pferde. Dresden, bei Hilscher, 1830. $22^1/_2$ Bogen gr. 8.
2) Verein zur Beförderung der Pferdezucht in Mecklenburg, durch Wettrennen; im freim. Abendblatte, 1823, Nr. 233 (anonym).
3) Einige Worte, veranlaßt durch den Aufsatz in Nr. 398: „Beleuchtung des Aufsatzes in Nr. 395, betreffend die Verschenkung mecklenb. Landgüter"; ebend. 1826, Nr. 407.
4) Vorschlag, wie die allgemeine Verbreitung der Vollblutpferde in Mecklenburg auf einem wenig kostbaren Wege erreicht werden kann; in Karsten's Annalen des mecklenb. patriotischen Vereins, 1826, Jahrg. 13, H. 1, S. 289—310 ($1^1/_2$ Bogen).
5) Ueber Pferde-Racen; in H. von Wachenhusen's (unsers Landsmannes) Zeitung für Pferdeliebhaber, Hamburg, 1827, Jahrg. 2, Nr. 30 und 32.

Ueberdies hat er Antheil an folgenden anonymen Schriften:

a, Gesetze für Mecklenburgs Pferderennen. Schwerin, 1823, gr. 4. und späterhin auch zu Güstrow gedruckt.

b, Mecklenburgs Pferderennen für 1827. Rostock, 1827. $1^3/_4$ Bogen. 8. (Die Fortsetzung 1828, 1829 u. 1830 zu Schwerin gedruckt.)

c, Verzeichniß der in Mecklenburg befindlichen Vollblutpferde. 1. bis 3. Heft. Schwerin 1827, 1828 und 1830. 8.

XVII.

Die vier Gebrüder von Oertzen aus dem Hause Kotelow.

(Aus dem Norddeutschen Correspondenten, Jahrgang 1853, No. 214. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.)

Wenn ich überall dazu thun will, die Gefährten meines öffentlichen Lebens dem Andenken des nachwachsenden Geschlechts zu überliefern, so ist es jetzt wohl an der Zeit, wo noch die Erinnerung frisch ist und der Verlust trefflicher Männer mich gemahnt, daß auch meine Jahre kommen.

Der Landtag im Jahre 1813 war der erste, welchen ich bezog. Wie wenige von den Männern, die ich vorfand, selbst mit denen ich eintrat, stehen noch neben mir!

Von den Dahingegangenen gedenke ich vornehmlich der vier Söhne des Vicelandmarschalls von Oertzen auf Kotelow bei Friedland. Wir finden zu verschiedenen Zeiten, daß drei und mehrere Brüder eine ehrenvolle Stellung in unseren öffentlichen Angelegenheiten einnehmen. Es muß wohl ein Segen auf dem Lande ruhen, dem so reichgesegnete Häuser angehören.

Adolf Friedrich von Oertzen, der ältere Bruder, 1769 geboren, in jüngeren Jahren in der Strelitzer Verwaltung thätig, dann auf Kotelow, war 1813 bereits Landrath. Er war nicht groß und so ungewöhnlich beleibt, daß es ihn hemmte im Geschäfte und Entschluß. Doch wo es etwas Höheres, Edles, Ehrenvolles galt, da erhob sich die Seele feurig über die

leiblichen Fesseln. Eine recht aus dem Herzen kommende Freundlichkeit lag auf seinem vollen Gesichte, ein Wohlwollen gegen Alle, welches von der verbindlichsten Weise in Miene und Rede unterstützt ward. Ein höchst angenehmer Erzähler, zog er die Hörer an, fesselte sie oft mit gewichtigem Worte, immer durch geistreiche Auffassung und trauliche Gutmüthigkeit. So sammelte er auf Landtagen beständig einen geistig belebten Kreis um sich, so wußte er die Tafeln mit heiterstem Scherze und treffendem Witze zu verschönen. Er war Geschäftsmann gewesen, besaß eine tiefe, klare Ansicht und fließende, jedoch etwas überreiche Darstellung. Ohne regelmäßige, thätige Einwirkung auf Landtagen, entwickelte er in Committen und im Engern Ausschusse eine ruhige, verständige Wirksamkeit; in verwickelten Verhandlungen fand er meistens das Richtige, immer das Versöhnende heraus. Die Landkasten-Rechnung ist durch ihn klarer und dem allgemeinen Verständnisse zugänglicher geworden.

Seine Körperlichkeit drückte seine Seele allmählig nieder, aber noch war er stark genug, sich hierüber nicht im Dunkeln zu lassen, und er zog sich, wie schwer ihm auch die Entsagung ward, neun Jahre vor seinem Tode von den Geschäften zurück.

Dem Alter nach stand ihm zunächst Wilhelm von Oertzen auf Lübbersdorf, geb. 1772, Vicelandmarschall, zuletzt Oberhauptmann; wenig größer, vielleicht noch beleibter als sein ältester Bruder, war er als früherer Soldat an Strenge gegen sich selbst, an äußere Thätigkeit und entschiedenes Festhalten gewöhnt: er zeigte sich überall als ein praktischer, kräftiger Mann. So war er der allgemeinen Sache nützlich, doch mehr ein sicherer Freund der Gleichgesinnten, als gewandt zu eigenthümlicher Fortführung der Gegenstände, und der Anknüpfung neuerer Verhältnisse zugänglich. Kräftig und ohne Scheu vertrat er seine Ansicht, wozu ihm eine klare, bündige Rede zu Gebote stand. Eine Versammlung, die viele solche Männer zählt, prüft ruhig und ernst, giebt jeder guten verständigen Gesinnung Gehör, schreitet aber dann unverrückt und rasch im Werke fort. Die Klöster, besonders deren Bauern-Regulirung, verdanken ihm Vieles.

Es war eine adelige, treue Seele, voll Gerechtigkeits-Gefühl, der mächtigen Körperlichkeit gewachsen, und wie der Kampf ungleich zu werden drohte, schied sie Gott.

Als Minister zweier Landesherrn, welche Mecklenburgs Verfassung als unverletzlich ehrten, gehört der dritte Bruder, August von Oertzen, geb. 1777, auf Klokow, in diese Reihe politischer Charaktere. Er war eine

dichterische Natur, im besonderen Maße berufen, das Ideale im Leben anmuthig aufzufassen und tief eingreifend sich anzueignen und es in dem neugebornen deutschen Volksthume geltend zu machen. Von allen Brüdern war ihm am wenigsten praktische Natur zugefallen, als solle er nicht von der gemeinen Wirklichkeit der Dinge belästigt werden. Mit einer vorzüglichen Geschäftsbildung verband er die angenehmsten und vornehmsten Formen bei sehr gefälligem Aeußeren. Er starb nur 60 Jahre alt, doch über 25 Jahre Minister, und seit 1806 als Regierungsrath wirksam in schwerer Zeit; — aber er hat auch die schöne Zeit für Mecklenburg-Strelitz mit herbeigeführt. In der Nothzeit kräftigte es ihn, daß er von dem Herzoge Carl sagen durfte: „Er ist selbst der strengste Wächter der Verfassung." In der Befreiungszeit begeisterte er durch seinen Aufruf und that mit der edelsten Aufopferung dazu, daß Strelitz jenes Husaren-Regiment zum preußischen Heere stellen konnte, welches mit seltenem Glück und solchem Ruhme den Krieg kämpfte, daß es in seine Fahne das eiserne Kreuz empfing, als ein Helden-Regiment.

Auf dem Wiener Congresse wirkte Oertzen mit allen seinen schönen Gaben, für das Beste, was die Bundesacte gebracht hat, den Keim legend, der Nachwelt die Pflege überlassend. Nach dem Frieden half er vermittelnd, die Verfassung bewahrend, jedes Gute nach mecklenburgischem Sinne fördernd, an der Entwickelung der Verhältnisse arbeitend, besonders derjenigen, aus denen die Aufhebung der Leibeigenschaft hervorging.

Der jüngste dieser Brüder, Carl von Oertzen, geb. 1788, auf Brunn, ward 1828 Landrath. Nicht groß, aber sehr beleibt, diente doch sein Körper ganz der Beweglichkeit seines Geistes und es belebte, neben würdigem Ernst, die anmuthigste Heiterkeit sein nicht hübsches, aber geistvolles Gesicht. Geselligkeit hatte für ihn Reiz; aber er würzte sie auch mit seinem leicht auffassenden, tief eindringenden, scharf erwägenden Geiste und der ergötzlichen Gabe sprudelnden Witzes. War er hierin dem Minister gleich, — dessen Gespräch nur phantasiereicher, das Gefühl erregender, — so das seinige dialectisch scharfsinniger. Er besaß mathematisches Talent und gründliche botanische Kenntnisse. Dadurch vorgebildet, gelang es seinem systematischen Sinne, unterstützt von jener leichten Auffassung und angespornt durch eine lebhafte Neigung zu jeglichem Wissen, zu einer Universalität der Bildung durchzudringen, welche keine Idee unbearbeitet ließ. Von der schwierigsten Untersuchung, die ihn sogar reizte, bis zur Poesie, welche er selbst bei freudigen Gelegenheiten, wie auch bei Herausgabe des

Strelitzer Gesangbuchs übte, blieb ihm nichts fremd. Wie er Alles leicht klar machte, so fügte sich ihm auch eine eben so klare, angenehme Darstellung, wobei ihn seine edle Gesinnung also leitete, daß die gewandte, zuweilen allzu dialectische Behandlungsweise in der mündlichen Discussion, — in der die Sache erst ermittelt, die Ansichten festgestellt werden sollten, — daß diese Behandlungsweise niemals in seine schriftlichen Darstellungen überging, vielmehr hier jedes gewinnende Mittel eines imponirenden Geistes verschmähet ward. Und auch in der mündlichen Discussion übte er Gerechtigkeit gegen jede Selbstständigkeit; ihn bestimmte ebenso oft die Achtung vor fremden Ueberzeugungen, als die Abneigung gegen vergebliches Bekämpfen. Sein Beharren war stets das Ergebniß der Ueberzeugung, für eine gute Sache zu streiten; für diese die Unentschiedenen zu gewinnen, hielt er sich verpflichtet. So konnten seine momentanen Gegner ihm innerlich oft näher stehn als seine gerade Mitstimmenden. Nur gegen unsittliche Grundsätze widersetzte er sich bis zur Erbitterung.

Ein Irrthum konnte ihm begegnen, wie öfter Männern von scharfem Verstande: er vermeinte wohl, daß der Verstand in seiner momentanen Kraft es mit dem Resultate geschichtlicher Entwickelung aufnehmen könne. Deshalb getrauete er sich oft, Verhältnisse, die aus der Erfahrung ein gesichertes Recht gewonnen hatten, durch kluge Behandlung eben so sicher stellen, und sie also ohne Gefahr umändern zu können. So war er für ein Grenzzoll-System, den Nutzen höher achtend, als die Gefahr, welche er glaubte, durch kluge Maßregeln beseitigen zu können. Nun, dieses Project ist doch gewissermaßen durch ihn selbst wieder zerstört worden, indem er auf das Lebhafteste die Kunststraße aus dem Strelitzischen nach Rostock beförderte: — der Zug des Handels hierher beseitigte mehr wie alles Andere die Gedanken an ein Grenzzoll-System. Für die Verbindungswege im Lande hat Oertzen sich durch seine Einwirkung bleibendes Verdienst erworben. Mehr ein negatives, ein Verdienst im Bekämpfen, aber gewiß nicht ein minderes muß ihm dafür zuerkannt werden, daß er die Bestimmungen des Armengesetzes nicht in eine lex agraria ausschweifen ließ. Und wie alle diese Gegenstände den practischen Mann beurkunden, so zeigte er in dem Berichte über das Ober-Appellationsgericht, in Folge dessen die Visitation stattfand, und durch seine Einwirkung bei letzterer, daß er auch den gelehrteren Anforderungen des ständischen Berufs gewachsen war.

Unsere ständischen Verhältnisse sind danach geartet, daß sie durch die öffentlichen Angelegenheiten nicht blos eine Annäherung, sondern tief im

Herzen geschlossene Verbindungen veranlassen, und so darf ich auch in diesem Zusammenhange es wohl aussprechen, welch' ein wackerer Freund unser Oertzen war, ein Freund, der jedes Gefühl verstand, jeder Noth Gehör gab und mit umsichtigem Rath und kräftiger That zur Hand war.

Bei solchem Charakter war es nicht unerwartet, daß sein Landesherr, nachdem ihm Oertzen als Landrath seit mehreren Jahren näher gestanden hatte, beim Tode des Ministers ihn zum Kammerpräsidenten berufen wollte. Da riß auch diesen jüngsten Bruder der Tod aus seinem schönen Wirkungskreise im Jahre 1837 hinweg. —

XVIII.

Zur Erinnerung

an den Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzischen

Staatsminister August von Oertzen,

geb. 11. Sept. 1777, gest. 3. April 1837.

Weniges von Vielem.

(Verf. Graf Christian von Bernstorff auf Beseritz, Großh. Mecklenb.-Strelitzischer Kammerherr und Regierungsrath a. D.)

In der jetzigen Aera allgemeiner Ueberhebung des eigenen Meinens und Gelüstens über den geoffenbarten Gotteswillen und die Weisheit unserer Väter lenken sich die Blicke Derer, welche an der modernen Freiheit kein Gefallen finden, unwillkürlich rückwärts in die Zeit der Entstehung Dessen, was die letzten anderthalb Decennien uns genommen haben, und auf die Gestalten der Männer, deren Geist und Grundsätze für die damalige Entwickelung der Dinge bestimmend gewesen sind.

Mecklenburg-Strelitz hatte das Glück, in den schweren Tagen deutscher Knechtschaft an die Seite seines hochsinnigen Fürsten, des Herzogs Carl, als ersten Rathgeber desselben und Leiter seiner Regierung einen Mann treten zu sehen, welcher mit seltener Kraft, Tiefe und Klarheit des Geistes unerschütterliche Charakterstärke, Selbstlosigkeit, glühende Liebe zu seinem engern und weitern Vaterlande, vor Allem aber heilige Ehrfurcht vor Gottes Gebot, vor Wahrheit und gutem Recht vereinigte und diese Eigen-

schaften in unermüdlicher, fast siebenundzwanzigjähriger Thätigkeit seinem Fürstenhause und Lande dienstbar gemacht hat, — den Staatsminister August von Oertzen. Was er gewesen ist, was er erlebt, gewirkt und vollführt hat, das Alles auch nur in solchem Umfange, als es für weitere Kreise von Interesse wäre, zu beschreiben, würde die dankbare Aufgabe eines größeren Werkes bilden können. Möchte es den nachfolgenden Zeilen nur gelingen, das Andenken dieses großen Patrioten neu zu beleben und in denen, welche ihn nicht mehr gekannt haben, die dankbare Achtung vor ihm zu erwecken, welche das Vaterland ihm schuldig ist.

August Otto Ernst von Oertzen, vierter Sohn des Vicelandmarschalls von Oertzen auf Kotelow, Klockow, Lübbersdorf 2c., aus dessen Ehe mit Ida von Dewitz aus dem Hause Miltzow wurde am 11. September 1777 zu Kotelow geboren. Schon als Kind zeigte sich bei ihm das Geistreiche, Ueberlegene, was ihn in seinem späteren Leben zum Mittelpunkt machte, um den sich Freunde und ferner Stehende gerne sammelten. Körperlich nicht kräftig, ward er doch, sich selbst unbewußt, den stärkeren Spielkameraden gegenüber anordnend und bestimmend in den gemeinsamen Spielen, die er durch stete Heiterkeit belebte. So schlossen sich alle Kinder dem lebendigen, liebenswürdigen und gutherzigen Knaben an. Jeder, der sein elterliches Haus besuchte, freute sich des interessanten Kindes, in dem sich auch schon früh die poetischen Anlagen zeigten, welche nie untergegangen sind, nicht in den Sorgen und Mühen eines schweren Berufes. So reich von der Natur ausgerüstet, ward er ein Liebling des Vaters, der sich viel mit ihm beschäftigte und dessen Liebe, wie er oft in reiferen Lebensjahren freudig und dankbar ausgesprochen hat, sein Kinderherz für das Gute erwärmte und ermunterte. Seiner späteren Ausbildung war es sehr förderlich, daß der Vater, der sehr schwächlich wurde, ihn vielfach zur Führung seines Briefwechsels benutzte, auch ihm in Landes-Angelegenheiten diktirte. Bis zu seinem 16. Lebensjahre blieb er im elterlichen Hause, wo er gemeinschaftlich mit Geschwistern nacheinander den Unterricht zweier Hauslehrer, des später zum Pastor in Kotelow berufenen Candidaten Ehlers und des in der Folge als Professor an der Rostocker Universität angestellten Candidaten Flörcke, genoß. Beide Lehrer waren ihm mit großer Liebe zugethan. Im Jahre 1793 bezog er die Ritter-Academie zu Brandenburg a. H., welcher er bis Ostern 1796 angehörte. Auch dort liebten ihn Lehrer und Kameraden. Einer seiner Lehrer, welchem er näher stand, schrieb nach seinem Tode über ihn Folgendes:

„Ich bekenne freudig, daß er von allen Männern meiner Bekanntschaft mich durch die Schönheit seines Gemüths und durch die Klarheit seines Geistes stets am Meisten angesprochen hat. Wodurch sich der Verstorbene als Jüngling auf den ersten Blick auszeichnete, war die Offenheit seiner Physiognomie und die Unbefangenheit, die jeden Anspruch, den auf Wohlwollen allein ausgenommen, ausschloß. Gleich bei der ersten mit ihm angestellten Prüfung offenbarte sich ein ungewöhnliches Maaß gesunder Beurtheilung und seltener Geistesgegenwart. Der Witz war ihm angeboren und damit stand eine entschiedene Hinneigung zur Satire in Verbindung, doch so, daß diese nie irgend eine Bitterkeit in sich schloß. Geliebt von seinen Lehrern, geachtet von seinen Mitzöglingen, war er für die Letzteren eine Art von Orakel. In seinen Studien zeichnete er sich am Meisten durch seine schriftlichen Aufsätze aus, denn in diesen spiegelte sich seine Geistesklarheit auf eine so frappante Weise, daß mir, dem die Beurtheilung dieser Aufsätze oblag, die Erinnerung daran immer gegenwärtig geblieben ist."

Solche und ähnliche Mittheilungen von Personen, welche dem Minister von Oertzen in seinen Kindes- und Jünglingsjahren nahe standen, lassen bei ihm schon in diesen Lebensabschnitten das seltene Gleichgewicht zwischen Gemüth und Geist erkennen, welches ihm in seiner späteren Stellung den dominirenden Einfluß auf alle Kreise, zu denen er in Beziehung trat, und damit die Möglichkeit umfassender segensreicher Wirksamkeit sicherte.

Ostern 1796 ging er von der Ritter-Academie zur Universität Göttingen über, wo er Jurisprudenz und Cameralwissenschaften studirte. Nebenher hing er seiner Neigung zur Kunst, insbesondere zum Schauspiel nach und wirkte mehrfach bei studentischen Theater-Aufführungen mit; einmal mußte er nebst den übrigen Betheiligten deswegen ins Carcer wandern, weil man versäumt hatte, die zu solchen Aufführungen damals erforderliche Erlaubniß von Hannover einzuholen. In den Ferien machte er gern mit Bekannten Ausflüge, namentlich nach dem nahegelegenen Cassel, wo er viel in dem Hause des Ministers von Jasmund verkehrte und noch als Student die Hand seiner späteren ersten Frau, einer Tochter des Ministers, gewann. Auch das zu jener Zeit von der vornehmen Welt besonders frequentirte Bad Pyrmont besuchte er mehrfach.

Michaelis 1798 in die Heimath zurückgekehrt, erhielt er aus dem Nachlasse seines inzwischen 1796 verstorbenen Vaters durchs Loos das Gut Klockow; doch widmete er sich der Bewirthschaftung desselben nicht,

sondern suchte vielmehr, getrieben von Pflichtgefühl, von Liebe zu seinem Vaterlande und von dem lebhaften Wunsche, seinem Landesherrn, dem Herzog Carl, zu dienen, ohne Verzug Anstellung bei der Justiz-Canzlei und dem herzoglichen Hofe zu Neustrelitz, welche ihm durch seine Ernennung zum Auditor bei jenem Gerichtshofe und zum herzoglichen Kammerjunker unter dem 23. November 1798 gewährt wurde. Seine nach den damals bestehenden Vorschriften auf die Anstellung folgende juristische Prüfung lieferte in der von ihm angefertigten Relation den Beweis, daß der Verfasser sowohl hinsichtlich seines Urtheils als seiner Kenntnisse eine für seine Jahre und die kurze Zeit seiner Studien nicht gewöhnliche Reife erlangt hatte, und im praktischen Leben bewährte er bald eine solche Tüchtigkeit, daß er, nachdem er sich inzwischen (im Mai 1800) mit der schon erwähnten liebenswürdigen und ausgezeichneten Charlotte von Jasmund vermählt hatte, bereits um Johannis 1800, also nach kaum anderthalbjährigem Auditorate und noch nicht 23 Jahre alt, zum Canzleirath, d. h. wirklichem stimmberechtigten Mitgliede der Justizcanzlei avancirte. Seine gleichzeitig erfolgte Bestallung zum Regierungs-Referendar aber ließ erkennen, daß sein fürstlicher Herr in ihm die Befähigung zu einer vielseitigeren und weit umfassendere Fähigkeiten erfordernden Wirksamkeit als der des Richters wahrgenommen hatte, und schon am 13. August 1804 empfing er das Patent als Regierungsrath mit Sitz und Stimme im Collegio der Herzoglichen Landesregierung. Damit war ihm die Laufbahn eröffnet, in welcher er zum Segen des Landes fast dreiunddreißig Jahre lang thätig gewesen ist.

Die harte, schwere Zeit, in welcher er zum Mitgliede der leitenden Behörde des Landes berufen wurde, forderte ganze Männer, — Männer von hochfliegendem Geiste, weitem, scharfem Blicke, warmem Herzen, entschlossenem Muthe, unermüdlicher Thatkraft, opferwillig und bescheiden in ihren Ansprüchen an das Leben. Einen solchen Rath hatte der Herzog Carl an ihm gefunden. Uebereinstimmung der Anschauungen in den großen Fragen und Aufgaben des Lebens und insbesondere auch der damaligen Zeit knüpfte zwischen dem Fürsten und seinem Diener ein Band, welches bald (1810) die Ernennung von Oertzens zum Minister herbeiführte. Mit ganzer Hingebung, getragen von begeisterter Liebe zu seinem engeren und weiteren Vaterlande, widmete er sich der Erfüllung der Aufgaben, welche die Zeitverhältnisse ihm stellten: mitzuwirken nach besten Kräften in dem entbrennenden Kampfe für die Wiederbefreiung Deutschlands vom Joche

des fremden Usurpators. Daß Mecklenburg-Strelitz in diesem Kampfe ganz und voll seine Pflicht thue, ja ein Beispiel opferfreudigen Muthes gebe, das lag ihm ebenso sehr am Herzen, als er demnächst und namentlich auf dem Wiener Congresse, wohin ihn, in Begleitung des Erbprinzen Georg, seines erhabenen Fürsten unbegrenztes Vertrauen entsandte, beflissen war, seinem Landesherrn und Lande die gerechte, thatsächliche Anerkennung ihrer hervorragenden Leistungen in dem endlich siegreich beendeten Kriege zu erwirken. Diplomatische Thätigkeit war ihm, wie seine Briefe aus Wien vielfach bezeugen, im Grunde zuwider; bei der Offenheit und Geradheit seines Wesens wurde es ihm schwer, sich die nothwendige vorsichtige Zurückhaltung aufzuerlegen und sich in die zahllosen Umwege zu finden, welche damals der Vertreter eines kleinen Staates gehen mußte, um den berechtigten Forderungen desselben in dem Chaos von Ansprüchen, welche dort mit einander concurrirten und vielfach collidirten, Geltung zu verschaffen. Der Erfolg seiner Wirksamkeit — sein Vaterland wurde Großherzogthum und erhielt als Entschädigung für Kriegskosten ein Gebiet von 10,000 Seelen am Rhein überwiesen — erfuhr von Seiten des Herzogs auch eine äußere Anerkennung in einem Dekrete, durch welches das Diensteinkommen von Oertzens auf eine seiner leitenden Stellung entsprechende Höhe gebracht wurde. Es heißt in jenem Dekrete:

„Hauptsächlich fühlen Serenissimus Höchst Sich hierzu durch die ausgezeichneten Verdienste des Herrn Staatsministers von Oertzen, welche derselbe sich in treuster, bei den mancherlei wichtigen Ereignissen der letzten verhängnißvollen Jahre sich immer bewährt gezeigter umsichtsvoller Berufs-Erfüllung um Fürst und Vaterland erworben, auf eine Höchst Sie besonders befriedigende Weise aufgefordert. Serenissimus haben, von Achtung und Dank gleich stark erfüllt, eine Höchst Ihren wohlwollenden Gesinnungen gegen den Herrn Staatsminister von Oertzen entsprechende besondere Genugthuung Höchst Sich dadurch gewährt, daß Serenissimus die beschlossene Gehaltserhöhung dem Herrn Staatsminister von Oertzen Höchst Selbst handbrieflich nach Wien bekannt gemacht haben."

Auch seitens von Oertzens finden sich zahlreiche Kundgebungen innigster Liebe und Anhänglichkeit für den edlen Herzog, dessen bald nach Annahme der Großherzoglichen Würde am 6. November 1816 erfolgter Tod ihn auf das Tiefste berührte.

Von dem Nachfolger desselben, Großherzog Georg, in seiner amtlichen Stellung bestätigt, widmete von Oertzen dem Letzteren dieselbe Treue und

persönliche Hingebung, mit welcher er dem Vater gedient hatte. Von Neuem erwuchs zwischen Fürst und Diener auf der Grundlage der Gemeinschaft hervorragender Eigenschaften ein inniges Vertrauens- und Freundschafts-Verhältniß, welches beide lebenslang mit einander verband und eine Quelle erfolggekrönten Handelns, die Wurzel einer reichen und schönen Entwickelung auf allen Gebieten des inneren staatlichen Lebens wurde.

Es galt die Schäden der langen Kriegszeit auszuheilen und auf dem Gebiete der Gesetzgebung wie der Verwaltung den großen Veränderungen, welche der Anfang des 19. Jahrhunderts in den Verhältnissen Deutschlands und in den Auffassungen und Bedürfnissen unseres Volkes mit sich gebracht hatte, mit Umsicht, weiser Schonung des von den Vätern ererbten Guten*) und rüstigem Fleiße die gebührende Folge zu geben.

---

*) Gleich im Anfange dieser Thätigkeit von Oertzens bot ein unter Bezugnahme auf die Vorschrift des Art. 13 der Deutschen Bundesacte, wonach in allen Deutschen Staaten landständische Verfassungen bestehen sollten, von einem Mitgliede der mecklenburgischen Ritterschaft gestellter Antrag auf Aenderung der mecklenburgischen Verfassung (zunächst durch Aufhebung des Erbadels u. dgl.) im Sinne der Einführung allgemeiner Theilnahme der ganzen Bevölkerung an der Staats-Regierung und -Verwaltung Anlaß zu einer landesherrlichen Aeußerung über die Verfassung und die Frage ihrer Reformbedürftigkeit. Das bezügliche Rescript, welches von dem Minister von Oertzen verfaßt ist und wohl als der Ausdruck seiner eigenen Anschauungen betrachtet werden darf, lautet:

Georg 2c.

P. P. Es ist zwar jetzt eine häufige Erfahrung, daß Einzelne mit anmaßlicher Oberflächlichkeit sich zu Richtern über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufwerfen, Inhaber von Grund- und Universal-Prinzipien zu sein wähnen, nach welchen sich Staaten und Völker-Leben fügen sollen, sich ohne äußern und innern Beruf zu Rathgebern der Fürsten und Vormündern der Völker aufdringen, in der That aber weder zu bauen, noch zu erhalten, sondern nur Vorhandenes willkürlich einzureißen verstehen, — dennoch ist es uns ebenso unerwartet als schmerzlich und mißfällig gewesen, daß noch im Laufe des Jahres der Huldigung, bei welcher der Rechtsstand von Uns und Unsern Landständen durch Handschlag bekräftigt worden, ein Vasall an Uns in solchem Geist und Ton zu schreiben sich nicht entblödet, wie du in deinem Vortrage vom 11. Nov. d. J. gethan und dadurch das Maaß gegeben hast, nicht was von der ehrwürdigen Verfassung Unseres Landes, wohl aber was von dir als Vasallen zu halten sei! Wir geben dir bei Retradition deiner Eingabe Unsere große und gerechte Unzufriedenheit zu erkennen, verweisen dich an deine Stelle, verbieten dir andurch ähnlichen Vorwitz für die Zukunft aufs nachdrücklichste, ermahnen dich aber zugleich, deine Ansichten und Meinungen zu läutern, vor Allem aber dich der alles Gute tödtenden Arroganz zu entäußern, von welcher dein besagter Vortrag nach Inhalt und Fassung ein schreiender Belag ist. Dann wird für die Verfassung deines Vaterlandes, die du in deinem gegenwärtigen Verbildungs-Zustande nicht schätzen und würdigen kannst, Achtung und Liebe in dir Raum gewinnen, du wirst inne werden, wie auf dem Wege verfassungsmäßiger

Das Justizwesen bedurfte in Folge der Aufhebung des Reichs-Kammer-Gerichts einer Reorganisation, welche durch Einsetzung des, beiden Großherzogthümern Mecklenburg gemeinsamen Ober-Appellations-Gerichts zu Parchim erfolgte; bald darauf wurde im Zusammenhange mit der Aufhebung der sogen. Leibeigenschaft der Betrieb der ständischen Gerichte durch die Patrimonialgerichtsordnung von 1821 geregelt; mehrere Verordnungen reformirten das Sportelwesen bei den Niedergerichten.

Der Credit, insbesondere der in Folge der Kriegsjahre darniederliegende Credit des ländlichen Grundbesitzes erhielt eine sichere Basis und kräftige Förderung durch die Emanation der Hypothekenordnung für Landgüter (1819), auf welche später der Erlaß einer Stadtbuchordnung ($18^{28}/_{30}$) und zur Sicherung auch des Personalcredits im Jahre 1836 die Interims-Verordnung wegen Eröffnung und Abwendung von Concursen folgte. —

Von hervorragender Wichtigkeit und ein Gegenstand besonderer Fürsorge des Ministers von Oertzen war die Hebung der bäuerlichen und ländlichen Arbeiterbevölkerung; an der Ausarbeitung der Verordnung wegen Aufhebung der „Leibeigenschaft" und wegen Ordnung der bäuerlichen Verhältnisse im Ritterschaftlichen (Conservirung eines existensfähigen Bauernstandes durch Beförderung der Errichtung bäuerlicher Erbpachtstellen mit beschränkter Verschuldbarkeit) nahm er als Mecklenburg-Strelitz'scher Commissarius regen Antheil, und ebenso an der mit ersterer Verordnung zusammenhängenden Regelung der Heimathsverhältnisse durch die Patent-Verordnung wegen der Versorgung der Armen vom 27. Juli 1821, ein Gesetz, dessen Weisheit und durch spätere Zusätze im Sinne weiterer Stabilisirung des Heimathsverhältnisses noch erhöheter Werth sich bei dem jetzigen Kampfe mit dem durch das Freizügigkeitsgesetz und die Einführung des „Unterstützungswohnsitzes" erzeugten Vagabundenthum besonders fühlbar macht.

Entwickelung des Guten viel hier gediehen ist und fortgesetzt gedeiht, du wirst deine Rechte und Pflichten, deine Stellung erkennen, und es wird dir zugleich klarer im Sinn und wohler um das Herz werden. Gegeben ꝛc. 19. December 1817.

Für die ganz hervorragende und seltene Fähigkeit des Ministers von Oertzen, die Menschen, mit denen er zu thun hatte, richtig zu nehmen und ihnen nöthigenfalls die empfindlichsten Dinge in einer sachlichen, loyalen Weise zu sagen, welche in ihnen gar keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß er es gut mit ihnen meine, ist bezeichnend, daß der Empfänger jenes Rescriptes nach von Oertzens Tode ein Schreiben an dessen Wittwe richtete, welches die größte Verehrung für den Verstorbenen und die lebhafteste Sympathie mit seiner ganzen Persönlichkeit athmet.

Auch dem Handwerke und dem Stande der Gewerbtreibenden überhaupt erwies sich die Fürsorge der Regierung und zwar durch die im Jahre 1823 erfolgte landesherrliche Verleihung eines allgemeinen Zunftprivilegs, welches, eine Menge alter Mißbräuche beseitigend, den Zweck verfolgte, eine tüchtige Ausbildung der Handwerker vom Lehrling bis zum Meister und die Erhaltung von Zucht, Ordnung und Ehrenhaftigkeit, insbesondere auch des Bewußtseins gemeinsamer Verantwortlichkeit für die Qualität der von den Zunftgenossen gelieferten Arbeiten innerhalb der Zünfte zu sichern. Im Connexe damit ermöglichte eine Verordnung vom 22. October 1824, betr. die obligatorische Einführung von Wanderbüchern, die gehörige Ueberwachung der auf der Wanderschaft befindlichen Handwerksgesellen und trat Excessen der letzteren durch angedrohte Strafen, insbesondere durch Erschwerung des Meisterwerdens oder gar Ausschließung von der Meisterschaft kräftig entgegen.

Dem inländischen Handel ward gegen die Concurrenz des Auslandes durch eine Verordnung vom 24. December 1827, welche Ausländern das Offeriren ausländischer Waaren nach Proben oder Karten im Umherziehen an inländische Nichtkaufleute verbot, an Kaufleute nur gegen Erlegung einer Gewerbescheinsteuer gestattete, Schutz gewährt.

Zur Hebung des Verkehrs wurde im Jahre 1817 eine landesherrlich-ständische Wegebesichtigungsbehörde mit der Aufgabe fortlaufender Ueberwachung der Heer-, Commercial- und Landstraßen eingesetzt, und es erging unter dem 22. Mai 1827 eine die Expropriation von Grund und Boden zum Zwecke der Anlegung von Kunst- und Wasserstraßen statuirende (demnächst im Jahre 1837 revidirte) Patent-Verordnung; im Jahrre 1831 wurde die Schiffbarmachung der Elde, Havel und Stör ins Werk gesetzt und damit die Eröffnung eines für Mecklenburg sehr werthvollen Verkehrsstraßennetzes eingeleitet.

Ein ganz besonderes Interesse widmete der Minister von Oertzen dem Schulwesen und zwar vorzugsweise der Reorganisation des Volksschulwesens, einem Werke, dessen ersprießliche Durchführung ein Herzenswunsch des Großherzogs Georg war. Angetrieben und befähigt dazu durch sein warmes Herz für die Jugend, sein Verständniß für die Aufgaben ihrer Erziehung, seine tiefe Religiosität und seine umfassende wissenschaftliche und philosophische Bildung ging er an die Lösung dieser Aufgabe. Mit der Gründung eines neuen Seminars in Mirow zwecks Heranbildung eines tüchtigen Lehrerstandes für die Großherzoglichen Domanial-Landschulen ward begonnen. Der Großherzog gab das sogen. neue Schloß in Mirow

dazu her und bestimmte zur Bestreitung der Herstellungs-und Einrichtungskosten das ihm von den Ständen seines Landes bei der Huldigung dargebrachte „don gratuit“ von 5000 Thlr. Gold, auch demnächst zur Deckung der laufenden Verwaltungskosten bis auf Weiteres die Hälfte der zur fürstlichen Chatoulle fließenden Laudemialgelder. In dem damaligen Gymnasiallehrer Giesebrecht zu Neustrelitz ward die geeignete Persönlichkeit zur Leitung der Anstalt erkannt und demselben die gehörige Vorbereitung zur Uebernahme dieses wichtigen Amtes durch Gewährung der Mittel zu einer mehrmonatlichen Studienreise, deren Ziel die Schweiz mit den damals dort aufblühenden Pestalozzischen Instituten war, ermöglicht. Die Organisation des Seminars, Aufnahmebedingungen, Lehrgegenstände, Wirthschaft u. s. w. wurde nach allen Seiten durchdacht und Alles auf das Zweckmäßigste und Beste eingerichtet, um den Bedingungen eines vollständigen Gedeihens zu genügen, auch die Art und Weise, wie die Anstalt arbeitete, von dem Minister von Oertzen mit unausgesetzter Aufmerksamkeit überwacht und beeinflußt.

Der Eröffnung des Seminars (Ostern 1820) folgte, nachdem bereits im Jahre 1821 durch die im Wesentlichen noch jetzt geltende Schulordnung für die ritterschaftlichen und städtischen Landgüter die Einrichtung und der dauernde Bestand ausreichend dotirter und mit brauchbaren Lehrern besetzter Landschulen mit der Aufgabe christlicher Erziehung und elementarer Unterweisung der Kinder bis zur Confirmation in diesem Theile des Landes sichergestellt war, am 28. October 1826 die Publication der mit geringen Aenderungen ebenfalls noch heute bestehenden Schulordnung für die Domainen des Herzogthums Strelitz, welche, regelmäßigen Schulbesuch aller Kinder, auch der in Dienst gegebenen, bis zur Confirmation vorschreibend, deren Erziehung und Unterricht nach gleichen Grundsätzen wie jene Verordnung regelte.

Auch die damals nur geduldeten Juden erhielten durch v. Oertzens Vermittelung für ihre Kinder eine wesentlich verbesserte Schule in der Stadt Strelitz. Daß aber Fürsorge für die Elementarschulen ihn das höhere Schulwesen nicht vernachlässigen ließ, davon zeugte beispielsweise die Gründung der Realschule zu Neustrelitz, sowie der Bau des dortigen Mädchenschulhauses. Als Vorsitzender der Landesregierung, deren Mitglieder damals als solche dem Ephorate über die Schulen der Residenzstadt angehörten, nahm er sogar an jedem Schulactus und jeder Abiturientenprüfung, welche in Neustrelitz abgehalten wurde, persönlich Theil und machte den

Abiturienten das Ergebniß der Prüfung selbst mündlich bekannt, wobei er es gelegentlich an geeigneten und wirksamen Zusätzen nicht fehlen ließ. Und wie der Schule, so widmete er auch der Kirche seine Kräfte und Fähigkeiten. Namentlich interessirte er sich lebhaft für die Herausgabe eines neuen guten Gesangbuchs. Der Entwurf, an dessen Aufstellung er persönlich theilnahm, gelangte jedoch nicht zur Einführung. Vielmehr erhielt das damalige neue Berliner Gesangbuch, welches den Charakter der Zeit seiner Entstehung nicht verleugnen kann, den Vorzug; einzelne Lieder darin sind übrigens in der Form, in welcher sie Aufnahme gefunden haben, von ihm gedichtet. Eine Verordnung vom 20. October 1817 gebot die bessere Heilighaltung der Sonn- und Festtage, eine Verordnung vom 17. October desselben Jahres untersagte die Hazardspiele.

Auch auf dem Gebiete des Medicinalwesens ergingen verschiedene heilsame Gesetze und größere Verwaltungsmaßregeln; von ersteren mag eine Verordnung wegen Impfung der Schutzblattern, von letzteren die zweckmäßige Regelung des Hebammenwesens in den Domainen hier Erwähnung finden.

Neben seiner unausgesetzten regen Thätigkeit als Leiter der Großherzoglichen Regierung übernahm der Minister von Oertzen, dem Wunsche seines Fürsten folgend, im Jahre 1831 auch das Präsidium des Großherzoglichen Cammer- und Forst-Collegiums — der obersten Verwaltungs-Behörde der Großherzoglichen Domainen und Forsten — und trat damit in eine Fülle neuer wichtiger Aufgaben ein, deren eifrige Verfolgung zahlreiche Erlasse, theils polizeilicher, theils öconomischer Natur, unter Anderem die Emanation der Feuerordnung für das Domanium (1833), bekunden. Auf das mit dieser hohen Stelle verbundene Gehalt aber bat er, in Berücksichtigung der bestehenden Gründe für Beschränkung der landesherrlichen Ausgaben, bei der Ausreichlichkeit seines derzeitigen Einkommens zur Bestreitung seiner Bedürfnisse verzichten zu dürfen, was ihm sein hoher Herr in Gnaden gewährte, bis im Beginne des Jahres 1835 der Tag, an welchem v. Oertzen vor damals 25 Jahren aus den Händen des Herzogs Carl seine Ernennung zum ersten Staatsminister empfangen hatte, die erwünschte Gelegenheit bot, dem nach allen Richtungen hin bewährten Diener und Freunde das, was ihm früher schon bestimmt war, nunmehr als ein Anerkenntniß seiner langjährigen Verdienste um Fürsten und Vaterland, als einen Beweis der immer wachsenden Zufriedenheit und des ausgezeichneten Wohlwollens seines Herrn verleihen zu können. „Was ihr“, so heißt es in dem bezüglichen

Rescripte, „in diesem langen Zeitabschnitte, in der wichtigen Stelle, zu welcher ihr glücklicher Weise schon jung berufen worden, geleistet und wie ihr diese Stelle ausgefüllt, davon zeugen das ganze Land, die allgemeine Liebe und Achtung, welche ihr genießt, das unbegrenzte Vertrauen, das so wie Unseres in Gott ruhenden Herrn Vaters Königliche Hoheit, so auch Wir euch unablässig bewiesen, und die ausgezeichnete Werthschätzung, mit welcher Wir euch jederzeit zugethan waren."

In solcher Stellung, gehoben und gefördert durch das Bewußtsein vollen Einklanges mit seinem Landesherrn, gekrönt mit dem Erfolge dankbaren Vertrauens des ganzen Landes, beiden zu dienen und zu nützen, darin konnte der Minister von Oertzen wohl das Glück seines Lebens finden, und seine Briefe lassen erkennen, wie er in der Erfüllung seines Berufes aufging. Thätig zu sein war ihm Bedürfniß, und er empfand es daher schwer, als ihn im Jahre 1836 zunehmende Kränklichkeit zwang, seinen Wirkungskreis zu verlassen und sich zwecks einer längeren Kur nach Berlin zu begeben. Ein hoher Freund und Gönner bewog ihn dort zu einer schriftlichen Aeußerung seiner Meinung über die damals obschwebende Frage einer Vermählung der Herzogin Helene von Mecklenburg-Schwerin mit dem Herzoge von Orléans, dem Sohne und muthmaßlichen Thronfolger des französischen Bürgerkönigs Louis Philippe. Aus dieser in mehrfacher Hinsicht hervorragenden Arbeit, deren vollständige Mittheilung an dieser Stelle nicht möglich ist, mag der folgende Auszug hier Platz finden, da derselbe Grundsätze zur Erscheinung bringt, welche für das innerste Wesen des Verfassers bezeichnend sind und seinen ganzen Werth recht klar erkennen lassen:

„Schon im Privatleben entschließt man sich nicht, den Genuß sogenannter Glücksgüter zu theilen, wenn die Rechtmäßigkeit ihrer Erwerbung irgend zweideutig erscheint; um wie viel gewichtiger muß eine solche Rücksicht sein, wenn von dem höchsten und herrlichsten Besitze auf Erden, wenn von einem Throne die Rede ist, — ein Besitz, der aber freilich, wie allen ächten Glanz, so auch allen ächten Werth verliert, wenn man ihn nicht als ein von Gottes Gnade verliehenes und anvertrautes Gut betrachten darf! Mag man nun zu der Ansicht sich hinneigen, daß König Louis Philippe die Juli-Revolution weder gewünscht noch gewollt, ja daß er davon im voraus gar keine Wissenschaft gehabt habe, und will man ihn mithin von aller direkten Verschuldung freisprechen, — immer doch muß der Vorwurf indirekter Verschuldung ihn treffen, ebenso wie viele andere

mit ihm, und namentlich wie Herrn von Chateaubriand, der après coup sogar mit einer Krone viel bescheidenerer Art, nämlich mit der Märtyrer-Krone hat fürlieb nehmen wollen. Der Herzog von Orléans hatte sein Haus zum Vereinigungspunkt für alle Unzufriedenen gemacht, wo alle Maßregeln Carls X., sei es mit Recht oder Unrecht, aufs Schärfste kritisirt wurden. Mag der Herzog für sein Theil dabei immerhin nichts Anderes bezweckt haben, als den Genuß, sich einsichtsvoller und aufgeklärter zu erweisen, als sein Herr Vetter, der König; auch sein täglicher Gast, der Banquier Lafitte, auf den sich doch die Juli-Revolution in ihrem Ausbruche geradeswegs zurückführen läßt, hat vielleicht mehr die Hoffähigkeit der Geldaristokratie, als die Entthronung der älteren Bourbonischen Linie im Auge gehabt. In Frankreich, wo Worte Thaten sind, und wo eine Phrase, ein angehängtes Ridicul, oft mächtiger als ein Belagerungsgeschütz wirkt, ist der Einfluß des Salon und der Coterieen ganz unberechenbar, und es ist jedenfalls außer Zweifel, daß der Entschluß, im entscheidenden Augenblicke den Herzog von Orléans zuerst nach dem Stadthause zu führen und ihn, nachdem er diese demüthigende Prüfung bestanden, als beste der Republiken auf den Thron zu setzen, eine Frucht jener geselligen Verbindungen gewesen ist. Wie es aber auch mit der Schuld oder Nichtschuld Louis Philippe's hinsichtlich der Entstehung der Juli-Revolution bewandt sein möge, ihre Vollendung konnte sie nicht erhalten ohne ihn, und nimmermehr durfte er die Krone auf sein Haupt nehmen, deren sein König und Herr staatsverbrecherisch und gewalsam beraubt war. Mag der Versucher ein Lied angestimmt haben von den Pflichten der Selbsterhaltung und von den Pflichten des Familienvaters, mag er sogar, um auch großartigere Töne anzuschlagen, von den Pflichten gegen das Vaterland gesungen haben, — die Stimme Gottes spricht unzweideutig, klar und vernehmlich, daß mit dem Recht und der Moral nicht zu kapituliren sei, daß Leben und Güter uns nicht zu lieb sein dürfen, wenn die Sorge dafür mit der Erfüllung höherer Pflichten unvereinbar ist, und daß selbst das Vaterland, wenn sonst Alles, doch niemals die Aufopferung des eigenen Gewissens fordern könne! In so großen Augenblicken hat man, ohne sich umzusehen, mit Gott das Rechte zu thun, die Folgen aber, welche vorherzusehen und zu übersehen die Augen auch des klügsten Sterblichen ohnehin viel zu schwach sind, vertrauensvoll Dem anheim zu stellen, ohne welchen kein Sperling vom Dache fällt und kein Haar auf unserem Haupt gekrümmt werden kann. Wer unternähme es, selbst

jetzt zu sagen, was daraus geworden wäre, wenn Louis Philippe, wahrhaft edel und groß, den eitlen Franzosen die in den Pariser Straßen besudelte Krone zornig in's Angesicht geschleudert hätte? Den Advokaten, den Banquiers und anderen Handels- und Wandels-Leuten, mit einem Worte allen industriellen Philistern, welche die Säulen seines Thrones sind, würde freilich das Blut in den Adern geronnen sein, aber der ganzen Welt wäre, wie die Sonne, die große Thatsache aufgegangen, daß ein wahrhaft königlicher Sinn unbestechlich ist, auch wenn eine Krone geboten wird! Allerdings ist es möglich, daß solche Handlungsweise den innern, vielleicht auch den äußern Krieg herbeigeführt hätte, aber ein solcher Kampf wäre jedenfalls ein großartiger geworden, und, von den höchsten Gesichtspunkten aus, dem gegenwärtigen Zustande vorzuziehen, der in der That völlig farblos und charakterlos ist. Französische Anmaßungen, ebenso kleinlicher als ärgerlicher Art, wie die Intervention in Belgien, die Besetzung von Ancona und die Cooperation in Spanien u. s. w. — würden dann nicht das Selbstgefühl und den Rechtssinn immer mehr und mehr abstumpfen und zuletzt wohl gar dahin führen, den Frieden à toux prix für das größte Gut und dessen Erhaltung für die einzige Aufgabe zu halten, die der Sorge der Weisen werth wäre!"

Dies Bekenntniß seiner politischen Grundsätze war sein Schwanengesang. — Die Hoffnungen, welche man und auch er selbst an die mit ihm unternommene Kur knüpfte, gingen nicht in Erfüllung, und ein hinzugetretener Unfall — Entzündung seiner Kleider bei der ihm verordneten Anwendung heißer Spiritusdämpfe — entriß ihn am 3. April 1837 seinem Fürsten, seinem Vaterlande, den geliebten Seinigen, in deren Kreise er jede Mußestunde zubrachte und mit denen er auch bei seinen vielen längeren oder kürzeren Abwesenheiten in ununterbrochener innerer Gemeinschaft fortlebte, stets den Tag herbeisehnend, welcher ihn in ihre Mitte, in die Mitte seiner weiteren Angehörigen, Freunde und Bekannten, in die ihm über Alles theure Heimath zurückführen würde.

Verheirathet war v. Oertzen zweimal. Seine bereits genannte erste Frau, Charlotte geb. v. Jasmund, von welcher ihm nur ein Sohn, der vor einigen Jahren als Justizrath und Chef des Großherzoglichen Justizamts in Schönberg verstorbene Carl v. Oertzen, geboren ward, verlor er durch den Tod am 10. Januar 1818 und vermählte sich aufs Neue am 19. Juni 1819 mit Louise von Plessen aus dem Hause Damshagen, welche er nach fast achtzehnjähriger glücklichster Ehe, aus der ihm drei

Söhne und zwei Töchter erwuchsen, als Wittwe hinterließ. Als solche lebt sie, von Gott mit seltener Gesundheit und Frische begnadet, noch heute in Neustrelitz, dem Mittelpunkte der Wirksamkeit ihres heimgegangenen Gemahles, und theilt die Verehrung, welche das dankbare Vaterland ihm zollte.

An seinen Kindern hing der Minister von Oertzen mit innigster Liebe; täglich war ihnen eine bestimmte Abendstunde gewidmet, in der er sie stets alle um sich haben mußte. Im Sommer vereinigten regelmäßige Nachmittags-Ausfahrten die ganze Familie, und diese Stunde des Verkehrs mit den Seinigen waren ihm die freudenreichsten. Auf seinen Reisen war der Gedanke an sie sein steter Begleiter. Noch von seinem letzten Krankenlager aus richtete er Briefe voll väterlich liebevoller Ermahnung und Aufmunterung, daneben in heiterer Weise erzählend, an seine Söhne. Von seinen Brüdern bekleideten während seiner Stellung an der Spitze der Regierung nach einander zwei das hohe und einflußreiche Amt des Landraths im Stargard'schen Kreise des Herzogthums Güstrow, beide reichbegabte verdienstvolle Männer; mit ihm verwertheten sie, jeder unter gewissenhafter Wahrung seiner besonderen Berufsstellung, die geschwisterlichen Bande aufs Schönste zum gemeinsamen Wirken im öffentlichen Leben.

Seinen Freunden und Bekannten stand sein gastliches Haus allabendlich offen. Wie er auch an ihnen hing, ihre Freuden und Sorgen treuen Herzens theilte, das läßt jeder seiner Briefe aus der Ferne erkennen. Den Verkehr mit ihnen verschönerte die poetische Anlage, welche der geniale Mann besaß. Oft sind im frohen Kreise Lieder von ihm erklungen, heiteren wie ernsten Charakters. Einige dramatische Fragmente („Luther", „Albin") zeichnen sich vielfach durch Großartigkeit des Gedankens und Adel der Sprache aus. Auch in ihnen tritt die tiefe Gottesfurcht, die Begeisterung für Wahrheit, Recht, Treue und Ehre hervor, welche im Vereine mit der liebenswürdigsten Selbstlosigkeit die Signatur seines Wesens bildete. Von den kleineren Gedichten mögen folgende vier hier Platz finden, jedes in seiner Richtung charakteristisch für den Verfasser:

I. Die wackere Zeit.

(1810 geschrieben.)

Es war eine Zeit, — o schöne Zeit!
Da jeder Mann gewaffnet war,
So mild im Frieden, so wacker im Streit,
Gar freundlich und hülfreich bei fremdem Leid,
Gar stattlich bei eigner Gefahr!

Des Seelen-Adels, der Tugend Bild,
Wo sind sie, die Ritter mit Schwert und Schild,
Wo sind sie, die Deutschen, geblieben?
Auf den Trümmern der Burgen, da sitz' ich wohl
Und bringe in Wehmuth der Thränen Zoll,
Wo sind sie, die Deutschen, geblieben?
Wie waren die Ritter so wohlgemuth!
Wer kräftig und freudig das Rechte thut,
Der wird auch den Himmel ererben!
Dort über den Sternen wohnt Richter und Hort,
Ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort!
Was lebt muß eben auch sterben.

2. Der Beständige.

An Einen denkt er immerdar
Den ganzen Tag, das ganze Jahr;
Der Eine in der ganzen Welt
Ihm nur genügt, ihm nur gefällt.
Nur für den Einen ganz allein
Pflegt er bemüht, besorgt zu sein.
Und dieser Eine — daß ihr's wißt, —
Kein Andrer, als — er selber ist!

3. Bittschreiben

in wohlgereimten Versen von Seiten der Unterschriebenen.

Zum Nähtisch und zu Maskeraden,
Zum Hofe und zum Frau'n-Verein
Will man die Unterschriebnen laden —
So ladet man „die Frölens" ein!
Mag es doch frieren oder brennen,
Die Sonne auf- und untergeh'n —
Uns wird man stets die „Frölens" nennen,
Das ist nicht länger auszusteh'n!

Nicht Sang, nicht Klang ist in dem Worte,
Auch setzt man Deutsch für äu nicht ö;
Sagt man an einem deutschen Orte
Statt Himmelsbläne Himmelsblö?
Der Buchenhain belaubter Böme,
Beleidigt das nicht jedes Ohr?
Wir halten nichts auf goldne Tröme,
Wir ziehen goldne Träume vor!

Viel schöner Dank soll es vergelten
So allen Damen, allen Herrn,
Die uns hinfort nicht Frölens schelten,
Wir hören Jungfrau, Fräulein gern!

Den Stein vom Herzen uns zu nehmen,
Fürwahr, ist doch nicht allzu schwer, —
Statt daß sich jetzt die Fröleus grämen,
Freu'n sich dann alle Fräulein sehr!

Die sämmtlichen Fräuleins.

4. Tischlied

am 18. October zu singen.

Wir jubeln, ja wir jauchzen heut',
Warum?
Dieweil es wieder Deutsche Zeit,
Darum!
Du herrliche October-Schlacht
Du hast dem Feind Garaus gemacht,
Darum, darum, darum
Geht Lust und Glas rundum!

Das Schlechte krank am Boden liegt,
Warum?
Das Rechte frank hat obgesiegt,
Darum!
Die herrliche October-Schlacht
Hat unserm Feind Garaus gemacht,
Darum, darum, darum
Geht Lust und Glas rundum!

Wir schauen um uns stolz und frei,
Warum?
War Mecklenburg doch auch dabei,
Darum!
Wir haben in der Deutschen-Schlacht
Dem Feinde mit Garaus gemacht,
Darum, darum, darum
Geht Lust und Glas rundum. —

So vielseitige Vorzüge des Geistes und Gemüths mußten dem Minister von Oertzen alle Herzen gewinnen, und so erregte denn auch sein Tod aufrichtige tiefe Trauer bis in die fernsten Kreise hinein. Der Nachruf, welchen ein Zeitgenosse ihm widmete, schließe diese lückenhaften Aufzeichnungen und ergänze ihren Inhalt zu einem Bilde, welches auch Denjenigen, die das Glück hatten, den Hingeschiedenen zu kennen, oder gar ihm am nächsten zu stehen, einigermaßen getreu erscheinen möchte. Es heißt darin:

„Unser Land hat ein harter Schlag betroffen; Fürst und Unterthanen trauern gleich tief, gleich gerecht. Der Staatsminister August Otto Ernst von Oertzen ist am 3. des Monats in seinem 60. Lebensjahre nach harten Leiden gestorben. Er gehörte zu den edlen und hochbegabten Männern, deren jedes Jahrhundert nur wenige zählt. Mit einer ebenso imponirenden als liebenswürdigen Persönlichkeit verband er eine seltene, alles Große und Schöne umfassende Geistesbildung. Sein scharfer Blick durchschaute leicht alle Verhältnisse und erkannte mit Sicherheit, was zu thun sei. Jede Selbstüberhebung und eitle Anmaßung war ihm in der Seele zuwider; er wußte ihr meistens glücklich zu begegnen, nämlich sie zu vereiteln. Lebendige Eigenthümlichkeiten ließ er dagegen mit freundlicher Milde gewähren. Auch wußte er den Anfang jedes tüchtigen Beginnens als solchen zu ehren und hat ihn — selbst bei vorkommenden Mißgriffen — nie deshalb verachtet oder verdrängt, weil er noch nicht das Ende (die Vollendung) war. In der Erfüllung seines hohen und schwierigen Berufs zeichnete ihn besonders aus eine unvergleichliche treue Hingebung an seinen Fürsten sowohl, als an das Land, stets beider Wohl wahrhaft und wesentlich fördernd. Und nicht in die engen Grenzen dieses Landes war sein Blick gebannt: ein ächter Staatsmann, erkannte er die göttliche Ordnung in dem großen wie in dem kleinen Staate; und es genügte ihm dennoch, während er für jede Zeit und für jeden Staat eine seltene Zierat gewesen wäre, in einem kleinen zu verwirklichen, was ihm als das Wesen und die Wahrheit desselben zum Bewußtsein gekommen war. Gerade in unserer Zeit aber bewährte er seine Tiefe und Gründlichkeit als erster Diener und als erster Beamter auf das Glänzendste. Mit weiser Umsicht, mit höchst liberaler Gesinnung, mit Festigkeit und Treue bewahrte er die wohlerworbenen Rechte des Fürsten und der Stände; mit tiefer Einsicht in die geschichtliche Grundlage des Bestehenden beförderte er dessen gedeihliche Entfaltung; mit wahrem Geiste und klarer Vorsicht trieb er aus dem gesunden, fest gewurzelten Stamme in alle Richtungen fröhlich sich verbreitende frische Zweige. So viel an ihm war, brachte er denn auch Alles, dem er angehörte, zu Ehren: — seinen Stand (einem solchen Edelmanne mochte jeder sich unterordnen), sein Amt (eine so sichere und förderliche Leitung erweckte Vertrauen und willigen Gehorsam), sein Haus, seine Freunde, den Hof seines Fürsten, ja das ganze Land. Denn wessen Mecklenburg-Strelitz seit etwa 30 Jahren sich zu rühmen hat, — und es zeigen sich in der That glänzende Lorbeeren aus den Befreiungskriegen, wahrhaft vernünftige Fortschritte in der Gesetz-

gebung, gedeihliche Pflanzungen in der Administration, — daran hat dieses Land eben so viele dauernde Mahnungen der Dankbarkeit gegen den nun Verstorbenen, dessen leitende Einsicht, dessen belebender Wille in allen jenen Ergebnissen kräftig hervorleuchtet und zum Fortwirken in gleichem Geiste ernst und dringend auffordert."

Möchte Gottes Gnade unserem Vaterlande in jetziger dunkler Zeit würdige Nachfolger dieses ausgezeichneten Mannes erwachsen lassen.

XIX.

Landrath von Oertzen auf Brunn,

geb. 27. Juni 1788, gest. 15. Mai 1837.

Von A. A.

Auf dem Kirchhofe zu Brunn im Lande Stargard liegt rechts von der großen Eingangspforte auf einem Hügel ein Grabgewölbe, — halb in der Erde, halb über derselben in Felsen gemauert, — ein eisernes Gitter umschließt dasselbe. In der Mitte oben auf dem Gewölbe steht ein Sandstein, achteckig, sorgfältig behauen, in diesen ist ein hohes Kreuz von Eisen eingelassen. Mächtig emporgewachsen sind die Linden, welche das Grabgewölbe umgeben. Auf dem Gewölbe selbst ist Raum genügend für immergrüne Gewächse, — für Taxodien, für rankende Rosen, sie schließen den großen Stein in ihrer Mitte ein. Auf dem eisernen Kreuze stehen vorne die Worte aus Off. Joh. 14, V. 13:

„Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhn von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach", und hinten die Verse aus Evang. Joh. 11, V. 25: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe." — Von den acht Seiten des großen Sandsteins enthalten drei Seiten Inschriften, diese lauten:

1. „Carl Ernst Friedrich Helmuth von Oertzen, Landrath des Stargardschen Kreises — (sollte richtiger heißen Landrath Herzogthums Güstrow im

Stargard'schen Kreise.) Erbherr auf Brunn, Kotelow und Vorwerk, geboren zu Kotelow den 27. Juni 1788, gestorben zu Brunn den 15. Mai 1837."

Darunter: „Dem frühe Verewigten gingen fünf seiner Kinder in jene Welt voran, von denen vier in diesem Grabe mit dem geliebten Vater ruhn." —

2. „Hier ruhet Frau Wilhelmine von Oertzen, geb. von Dewitz, geboren den 23. Dec. 1792, Wittwe seit dem 15. Mai 1837, gestorben den 27. Mai 1875." und aus Röm. 12, V. 12 deren oft gebetete Worte: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebete." — Es trägt

3. Die letzte Seite der Inschriften die Worte aus Baruch 4, V. 23:

„Ich habe euch ziehen lassen mit Trauern und Weinen; Gott aber wird euch mir wiedergeben mit Wonne und Freude ewiglich." —

Die Jahre von 1788 bis 1837 umschließen ein gewaltiges Stück Europäischer Geschichte; aber nicht jedes Einzelleben, auch nicht das der vortrefflichsten in diesen Jahren lebenden Männer zeigt die signatura temporis, erweist sich als durch die großen Ereignisse, die in diesem Zeitraum geschehen, ausschließlich beeinflußt und bestimmt. — Als in Frankreich die Wogen der französischen Revolution hoch gingen, als der Drang nach materieller Gleichheit die Nation zur anarchischen Tyrannei führte, als hernach das einzige Wort aus dem ursprünglichen Programm von 1789, welches dem Ohre der Menschen ein Wohlklang war, — das der Freiheit, durch Napoleons Thaten gestrichen wurde, war der Mann, von dessen Leben wir in Nachstehenden einen Abriß geben wollen, noch ein Kind. Er war ein Knabe als am 9. Februar 1801 der Friede von Lüneville unterzeichnet wurde, und die Auflösung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation trifft in die Zeit, als er, ein Schüler des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, sich vorbereitete zum Abgang auf die Universität. Nur Wenigen war es damals beschieden unter dem Schmerz über die Vergangenheit und Gegenwart des geliebten Vaterlandes die drohenden Stürme der nächsten Zukunft vorauszusehen und bei dem Zusammenbrechen aller Freiheit und Bildung Europas, bei der tiefen Erniedrigung der Menschen unter den Willen des gewaltigen Eroberers, den einen Willen aufrecht zu erhalten, auch die letzte Kraft für den Kampf gegen den Weltbedrücker und seine freiwilligen und gezwungenen Helfershelfer einzusetzen. —

Nachdem 1806 Preußen zerbrochen, Norddeutschland niedergeworfen war, folgten 1807 die Friedensschlüsse zu Tilsit, 1808 die Einsetzung der Könige von Spanien und Neapel, 1809 der Wiener Friede, die Gefangennahme des Papstes, 1810 die Heirath mit der Erzherzogin Marie Louise, 1811 die Continentalsperre. Wohl ging es auf das Morgenroth der Freiheit. Im fernsten Occident auf der Pyrenäischen Halbinsel ward mit ungeheuren Verlusten an Menschen der Krieg gegen die Franzosen geführt, aber auf dem übrigen Festlande war alle Kriegsbereitschaft nur dem französischen Dienste unterstellt. Das Handwerk des Krieges war reizlos, — die Begeisterung fehlte noch, die Jugend, soweit sie nicht dem Zwange gehorchte, blieb dem Soldatenstande fern. —

Wahrscheinlich sehr anders hätte sich der Lebensgang des Mannes gestaltet, dem diese Zeilen gelten, wenn er wenige Jahre jünger gewesen wäre. Wir haben hier keine glänzenden, ruhmvollen Thaten zu verzeichnen, — sein Dienst galt nicht dem großen deutschen Vaterlande, — er hat in dem engeren Vaterlande, seinem geliebten Mecklenburg, in Segen und Treue gewirkt, und dies bewährt ihm ein liebevolles Gedenken. Verzeichnen wir zunächst die nachfolgenden Daten:

Carl von Oertzen, geb. den 27. Juni 1788, war der jüngste Sohn des Vicelandmarschalls Adolf Friedrich von Oertzen auf Kotelow, Klockow, Lübberstorf und Wittenborn (Antheil). — Seine Mutter war Ida, geb. von Dewitz aus dem Hause Groß-Miltzow. Seine ersten Kinderjahre verlebte er in Kotelow. Nach dem im Jahre 1796 erfolgten Tode seines Vaters verlegte seine Mutter den Wohnsitz nach Neustrelitz, dort ward er zunächst durch Hauslehrer, dann auf dem Gymnasium unterrichtet, kam später auf das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, vollendete seine Schulbildung mit großer Auszeichnung und eignete sich daselbst besonders eine gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache und der mathematischen Wissenschaften an. Nach Ostern im Jahre 1807 ging er zunächst nach Göttingen, um Jura und Cameralia zu studiren, ward dort Mitstifter des Corps der Vandalen. Er war ein eifriger Corpsstudent, und wir haben nicht erfahren, daß er seine Studienzeit, die er später in Heidelberg zum Abschluß brachte, benutzte, um sich gerade hervorragende Kenntnisse in der juristischen Wissenschaft anzueignen. Mit regem Eifer gab er sich dagegen dem Studium der Naturwissenschaften hin, er begann schon damals und später auf einer großen Reise, die er mit einem Freunde, Gustav Brückner, dem späteren Geh. Medicinalrathe in Ludwigslust, nach Italien machte,

große, — noch wohl erhaltene, — Herbarien anzulegen und sich eine umfassende Pflanzenkenntniß zu verschaffen. Von der italienischen Reise wird er 1811 zurückgekehrt sein, und mit der Absicht, sich nunmehr dem landwirthschaftlichen Berufe zu widmen, kaufte er bereits am 14. Mai 1812 von seinem Schwager, dem Herrn Friedrich von Dewitz auf Cölpin, dessen Gut Brunn c. p. Neuhof zur Tradition im Johannistermin 1812 für den Preis von 82,500 Thaler Gold inclusive des Inventars; — er verkaufte dagegen das ihm in der väterlichen Erbschaft angefallene Lehngut Wittenborn, von dem er nur den damals von Oertzenschen Antheil besessen, jedoch erst mehrere Jahre später. Der ausbedungene Kaufpreis für Brunn, welcher nur um 7000 Thaler Gold die auf dem Gute haftenden Schulden übertraf, war auch für die damalige Zeit gewiß kein sehr hoher, dennoch beweist der noch vorhandene Quittungsbogen über die successive erfolgte Bezahlung desselben, welche erst nach dem Eintritte des Gutes Brunn in den Creditverein im Joh.-Termine 1822 vollständig erfolgte, mit welchen Schwierigkeiten der Käufer sich die nothwendigsten Geldmittel nur verschaffen konnte, um seiner Verpflichtung zu genügen, den Herrn Verkäufer von den hypothekarischen Ansprüchen seiner Creditoren zu entfreien. Die jetzt übliche Ertheilung von Liberatorien, in Maaßgabe deren sich die Gutsgläubiger an den neuen Besitzer zu halten versprechen, scheint damals noch nicht angewendet zu sein. — Mit dem Ankaufe dieses Gutes legte er den Grund zu der Ansammlung des Vermögens, welches er in den fast 25 Jahren seines ferneren thätigen und sparsamen Wirkens seinen vielen Kindern in ausreichlichem Maaße hinterlassen konnte, — sich selbst eröffnete er aber die Möglichkeit, noch in demselben Sommer — am 12. Aug. 1812 — durch Verheirathung mit seiner leiblichen Cousine, Wilhelmine von Dewitz aus dem Hause Groß-Miltzow, den eigenen Hausstand zu begründen. —

Die mit der Uebernahme der großen Gutsverwaltung, mit der Begründung der eigenen Häuslichkeit verbundenen Verpflichtungen, — bereits Ende Mai 1813 ward ihm das erste Töchterchen geboren, — machen es erklärlich, daß trotz seiner jungen Jahre er der jetzt erwachenden Begeisterung, selbstthätig mit den Waffen in der Hand für die Befreiung des geliebten Vaterlandes mitzukämpfen, nicht in einer vielleicht seinen Wünschen entsprechenden Weise Folge leisten konnte. Die in unseren Tagen in das allgemeine Bewußtsein übergegangene allseitige Wehrpflicht ruft jetzt auch in unserem engeren Vaterlande Entschlüsse wach, die damals wohl kaum

die gleiche Billigung gefunden hätten. — Der junge Gutsherr und Familienvater war seiner ganzen Persönlichkeit nach keine Erscheinung, die zum Soldaten sich eignete: — aber seine Zeit und Kraft verwendete er doch sofort für den inneren Dienst im Vaterlande, und wenn wir uns erinnern, mit welcher Freudigkeit für das neu errichtete Mecklenburg-Strelitzsche Husaren-Regiment und das Jäger-Corps die Organisation erfolgte, die Mittel zu beider Erhaltung herbeigeschafft wurden, dann haben wir nicht zu zweifeln, daß sein lebhafter Geist und seine offene Hand die Thätigkeit des Geheimraths von Bassewitz, später auf Schönhof, und die seiner Brüder, des Landraths von Oertzen auf Kotelow und des von Oertzen auf Lübberstorf, einflußreich mit unterstützt hat.

Der Herr Carl von Oertzen auf Brunn betheiligt sich dann alsbald an den Landesgeschäften, sowohl auf Conventen, wie auf den Landtagen. — Mit dem nach dem endlichen Abschlusse der Freiheitskriege heiß ersehnten Frieden kamen nicht sofort Jahre des Segens über das Land; Mißwachs und übermäßig theures Geld, d. h. viel zu billige Preise für alle ländlichen Producte, das Niederliegen des Handels und Verkehrs, übten einen Druck auf die Landwirthschaft, von dem wir uns in den heutigen Zeiten schwer eine Vorstellung machen können. — Nachdem im Januar 1807 zuerst ein General-Indult allen Schuldnern verzinseter Kapitalien ertheilt war, zunächst für ein Jahr, der dann bis zum 31. December 1808 verlängert wurde, erlaubten doch die Zeitverhältnisse nicht, eine illimitirte Zahlungsverbindlichkeit zur Zeit wieder eintreten zu lassen; — Indultsverordnungen finden wir noch im Jahre 1817 und Specialindulte, welche sich sogar bis zum Antonii-Termin 1826 erstreckten. — Die für das Landeswohl wichtigsten legislatorischen Arbeiten werden in Angriff genommen und mit den Ständen vereinbart. — Die Aufhebung der Leibeigenschaft, und damit in engem Zusammenhange die Versorgung der Armen, die fürsorglichsten Bestimmungen für die Gutseingesessenen, Beschränkung des Rechts der Kündigungen datiren aus diesen Jahren, desgl. die Errichtung des hohen Ober-Appellationsgerichtes, zuerst in Parchim, unter ständischer Beihülfe und gestatteter ständischer Mitaufsicht: Visitation. — Das hohe Ober-Appellationsgericht hat dem Lande in seinem 60jährigen Bestande zu großem Segen und Ruhme gereicht. Zu der alle fünf Jahre wiederkehrenden Visitationskommission als Mitglied erwählt zu werden, galt als ein Beweis großen Vertrauens von Seiten der Mitstände; im Jahre 1834 wurde der Landrath von Oertzen auf Brunn vom Engern Ausschuß zur Theilnahme an

der Visitation berufen. — Durch Verordnung vom 22. December 1819 wurde die Hypothekenordnung für ritterschaftliche Landgüter, — gültig für beide Landestheile — in Mecklenburg-Strelitz publicirt, nachdem bereits mittelst Publication vom 25. September 1818 die in 85 §§. abgefaßten Statuten des ritterschaftlichen Credit-Vereins aller dreier Kreise der Herzogthümer Mecklenburg a Serenissimo landesherrlich genehmigt und bestätigt waren.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir mit den Generalacten dieses Creditvereins in der Hand die vielfache Thätigkeit des von Oertzen auf Brunn für diesen Verein hier im Einzelnen beleuchten wollten, — darum nur im Auszuge das Nachstehende: — Die erste Generalversammlung des Credit-Vereins findet statt im Frühling 1821, die zweite im Herbste 1821, die dritte im Herbste 1822; — jetzt wurden die bisher provisorisch besetzten Aemter definitiv besetzt: die Landräthe von Oertzen auf Kittendorf c. f. s., Baron von Maltzan auf Peccatel (das ist der spätere langjährige Vorsitzende des Directorii, Landrath Baron von Maltzan auf Rothenmoor), — v. Oertzen auf Kotelow und v. Bassewitz auf Schönhof bilden die Hauptdirection, und die ersten Deputirten im Stargard'schen Kreise sind: der v. Oertzen auf Brunn und Rodbertus auf Beseritz. — Im Jahre 1824 findet die vierte Generalversammlung statt; diese wählt einstimmig den v. Oertzen auf Brunn zum Substituten seines Bruders auf Kotelow und vom Jahre 1826 ab sind die Berichte der Hauptdirection von ihm mit unterschrieben, zugleich blieb er als Kreisdeputirter im Stargard'schen Kreise thätig, bis er dann definitiv im Jahre 1828 Mitglied der Hauptdirection wurde; — er blieb dies bis zu seinem frühen Tode. Aus dem unter dem 23. November 1837 von der Hauptdirection an die General-Versammlung in Sternberg erstatteten Berichte können wir uns nicht versagen den nachstehenden Satz wörtlich hier aufzunehmen.

„Wir beginnen den Bericht:
„mit der uns tief ergreifenden Anzeige, daß wir in diesem Jahre ein
„Mitglied unserer Direction durch den am 15. Mai d. J. erfolgten Tod
„des Herrn Landraths von Oertzen auf Brunn, dieses sowohl hinsichtlich
„seines Geistes als seines Herzens so höchst ausgezeichneten Mannes,
„verloren haben. Es ist bekannt, was derselbe dem ganzen Lande und
„auch unserem Institute war, dem er sich mit so vielem Eifer widmete,
„und dem er durch seine große Umsicht und unermüdete Thätigkeit von
„so mannichfachem und dauerndem Nutzen gewesen ist. Mit tiefer Trauer

„muß Jeden, der ihn kannte, sein fast unersetzlicher Verlust erfüllen, aber „fortleben wird er unter uns in dem gesegnetsten Andenken." —

Bevor dann die General-Versammlung an seine Stelle ein neues Mitglied der Hauptdirection erwählte, gab dieselbe an dem gedachten 23. November 1837 zu Protokoll:

„Man theilt ganz die Ansichten der verehrl. H. D. über das höchst „beklagenswerthe Ableben des Herrn Landraths von Oertzen auf Brunn „in der Blüthe seiner Jahre und seiner vollen Thatkraft. Es ist dies „Ereigniß als das erste dieser Art, welches das Institut erlitten hat, „um so beklagenswerther, als der Herr L.-R. v. O. auf Brunn, ebenso „ausgezeichnet hinsichtlich seines Geistes als seines Herzens, dem Institute „in ausgezeichneter Liebe und Treue vorgestanden. Gewiß wird sein „Andenken, welches dem ganzen Vaterlande unvergeßlich sein wird, noch „lange in den Herzen aller Verbundenen fortleben, von denen Mehrere „zum Theil durch die engsten Bande des Blutes mit demselben verbun„den, zum Theil auch einen treuen und liebevollen Freund, Alle aber „einen Mann verloren haben, dem das Interesse des Institutes in jeder „Beziehung am Herzen lag." —

Aus dem Vorstehenden geht schon hervor, daß der Carl von Oertzen auf Brunn inzwischen zum Landrath Herzogthums Güstrow im Stargardschen Kreise ernannt war, — seine Erwählung geschah zu Sternberg am 13. März 1828 auf dem Frühlingslandtage, sein allergnädigster Landesherr ernannte ihn zu dieser Stelle am 2. April 1828. — Er wurde der Nachfolger seines Bruders auf Kotelow, den ein schweres Nervenleiden gezwungen hatte, eine langjährige segensreiche Thätigkeit durch Niederlegung seiner Aemter zum Abschluß zu bringen. Während sein zweiter Bruder Staatsminister August von Oertzen sich des größten Vertrauens des unvergeßlichen Großherzogs Georg, wie schon früher des ersten Großherzogs Carl in hohem Maaße erfreute, erleichterten die innigen Beziehungen beider Brüder zu einander dem jüngeren derselben seine Stellung als Landrath, welche gleichzeitig eine berathende und vermittelnde zwischen Fürst und Ständen sein soll. Oftmals ward er auf Landtagen zum Protokollführer erwählt und seine hervorragende geistige Begabung rechtfertigte diesen Beweis des Vertrauens seiner Mitstände von Ritter- und Landschaft. Nachdem es ihm gelungen war, das damals große Werk der Erbauung einer Chaussee von Rostock nach Neubrandenburg zum Abschluß zu bringen,

gab er sich viele Mühe auch den ferneren Bau einer Chaussee von Neubrandenburg über Neustrelitz nach Berlin zu erreichen. Lange zerschlugen sich die bezüglichen Verhandlungen mit der Preußischen Regierung, weil diese das Anverlangen stellte, daß Mecklenburg auch den Theil dieser Chaussee, welcher eine Preußische Enclave zwischen Düsterförde und Fürstenberg durchschneidet, auf seine Kosten miterbauen sollte. Schreiber dieses erinnert sich noch des Landraths großer Freude, als ein Husar als Bote Serenissimi ihm im October 1836 nach dem Gute seines Schwagers, Otto von Dewitz auf Krumbeck nachgeritten kam, der ihn in Brunn verfehlt, und die Nachricht überbracht hatte, daß des Königs von Preußen Majestät befohlen habe, diese Chausseestrecke in der Enclave solle auf Preußische — und nicht auf Kosten Mecklenburgs gebaut werden. Die Fertigstellung dieser Chausseeverbindung sollte er indessen nicht mehr erleben. —

Der Winter von 1836 auf 1837 bot viele abnorme meteorologische Erscheinungen. Bereits in den ersten Tagen des December, — es tagte der Landtag in Malchin und auf dem Rathhause waren an jenem Abend die Stände nicht zur Berathung, sondern mit den vom Lande hereingekommenen Damen zu einem Balle vereinigt, — da brach ein gewaltiger Sturmwind los, der großen Schaden auf den Höfen der Mecklenburgischen Güter und weithin in Pommern und der Ukermark anrichtete, namentlich aber in den Wäldern, in denen ganze Strecken alter Bäume niedergelegt wurden, eine Verwüstung herbeiführte, wie man sie früher nicht gekannt hatte. — Einem kalten Winter folgte ein ganz abnormes Frühjahr und in der Mitte des April in der Woche nach Ostern ein Schneefall von außerordentlicher Stärke. Alle Communication war für mehrere Tage gehemmt. Der Landrath von Oertzen wollte von einer Reise heimkehren, die eine Reihe der trübsten Eindrücke ihm gebracht hatte. Er hatte in Cölpin seinen Schwager, den Herrn Friedrich von Dewitz, mit dem ihn innige Freundschaft verband, zur Erde bestattet, und war dann nach Neustrelitz weiter gefahren, um auch seinem Bruder, dem in Berlin zwar nach längerem Leiden, doch aber unerwartet verstorbenen Staatsminister von Oertzen bei der Beisetzung in der Familiengruft zu folgen. Schon bei dieser Leichenfeier waren gewaltige Schneemassen gefallen; der Landrath hatte sich heftig erkältet, sein Gemüth war tief erschüttert, als ihm die Frau seines Bruders die fünf noch jüngeren Kinder entgegengeführt hatte mit dem Anverlangen, er solle die Vormundschaft über dieselben übernehmen. Er trat die Rückfahrt nach Brunn an; ihm waren von der fürsorglichen Gattin drei Reise-

wagen und viele Arbeitsleute mit Schaufeln, auch 14 Pferde entgegengeschickt, um seinen Wagen durch die Schneemassen durchzubringen; dennoch verzögerte sich diese Fahrt ungemein, und als er endlich in Brunn anlangte, erkrankte er ernstlich. Es war ein gastrisch nervöses Fieber, das sich in die Länge zog; zwar konnte er noch wieder vom Bette aufstehen, auch noch von den vielen Geschäften, die grade damals auf ihm lasteten, einige erledigen, — gesund ward er nicht wieder; — 14 Tage vor Pfingsten bildete sich ein Nervenfieber heraus, am Mittwoch vor dem Feste traf ihn ein Nervenschlag mit theilweisen Lähmungen, in der Nacht vom ersten zum zweiten Pfingstfeiertage, — am 15. Mai 1837, — ging er zum ewigen Frieden heim. —

Wir haben schon oben erwähnt, in welchen ehrenden Worten von Seiten der Hauptdirection und der Generalversammlung des Cred.-V. der Trauer um den Entschlafenen Ausdruck gegeben wurde und versagen es uns nur ungerne, Abschrift zu nehmen von dem Schreiben, welches der Kreisconvent am 17. Mai an den Eng. Ausschuß in Rostock richtete, und von dem Antwortsschreiben dieses E. A. von Ritter- und Landschaft, d. d. Rostock, den 2. Juni 1837. — Wir benutzen den uns in diesen Blättern gegönnten Raum noch zu folgenden Mittheilungen:

Noch ehe er sich in seiner landständischen Thätigkeit einen geachteten Namen erworben und bevor er noch in der Bewirthschaftung des eigenen Besitzes sich die nöthige Erfahrung hatte sammeln können, trat an ihn im Jahre 1815 die Nothwendigkeit heran, mit der Vormundschaft über die Kinder seines verstorbenen Schwagers Adolf von Dewitz auf Groß-Miltzow eine Curatelverwaltung über dessen großen Besitz, die Güter Groß- und Klein-Miltzow, Holzendorf und Helpte, fast 20 Hufen, zu übernehmen. Zweiundzwanzig Jahre lang hat diese Arbeit auf seinen Schultern gelegen und als er starb, wurde der damals noch minderjährige Besitzer volljährig erklärt. Einen anderen Lohn bringt solche Arbeitslast nicht ein, als die Freude an dem Gelingen; diese blieb dem treuen Verwalter fremden Vermögens nicht versagt. — Ebenfalls schon als er noch sehr jung war, wurde sein Beirath in Triglaff verlangt; sein älterer Bruder Heinrich, Besitzer der Triglaffer Güter in Hinterpommern und königl. preuß. Landrath war in der Schlacht bei Leipzig als Major bei der Landwehr am 18. Oktober 1813 geblieben, er hatte einen Sohn und drei Töchter hinterlassen. Diese Töchter — verheirathet resp. an den Herrn von Thadden auf Triglaff, den Oberpräsidenten Senfft von Pilsach auf Gramenz und den späteren

Chefpräsidenten von Gerlach in Magdeburg, den berühmten Rundschauer, — standen dem Onkel in Brunn ebenso herzlich nahe, wie der hinterbliebene Sohn, welcher viel in dem Hause desselben verkehrte. Die Auseinandersetzung des Vermögens dieses Neffen und der Nichten leitete er, wie er späterhin auch seinen Neffen von Heyden-Linden in Tützpatz und deren Schwestern, den Kindern seiner einzigen Schwester Ida, bei deren Vermögenstheilung behülflich war. — In den Jahren 1828 u. ff. kaufte er die Güter Kotelow und Vorwerk, und vermehrte dadurch, zumal das letztere Gut in baulich wenig befriedigendem Zustande sich befand, ungemein die Last seiner Geschäfte. Der Ankauf von Vorwerk ward für ihn, der sonst in großem Frieden mit Jedermann lebte, Veranlassung zu einem Processe, der im weiteren Kreise der Juristen ein Interesse dadurch gewann, daß die bezüglichen Acten den jüngeren Rechtscandidaten zur Proberelation im Staatsexamen wiederholt hingegeben sein sollen. Der Verkäufer des Guts hatte ihm, dem Käufer, verschwiegen, daß Vorwerk zu den wenigen Lehngütern gehört, deren Lehnsträger nicht nur bei dem Wechsel des Besitzers, sondern auch bei dem Wechsel des Lehnsherrn zu erneuter Zahlung von Lehnsgebühren verpflichtet sind. Der Käufer verlangte, daß Verkäufer ihm aufkommen solle für diesen ihm verschwiegenen Minderwerth des Gutes, er drang indessen mit seinen bezüglichen Ansprüchen nicht durch.

Wenn für die große Thätigkeit, die er nach allen Seiten entwickelte, ihm auch in dem Kreise zahlreicher Verwandten durch stetes Vertrauen und manche kleinere Aufmerksamkeit gedankt wurde, so machte doch auch einmal ein eigenthümliches Geschenk von großem Werthe ihm eine besonders große Freude; — es war die Frau Gräfin von Moltke, geb. von Blücher auf Gützkow, für die er im Interesse eines zu stiftenden Familien-Fidei-Commisses einige Arbeiten und Reisen gemacht hatte, welche sich dies Geschenk ausgedacht hatte. Dasselbe bestand aus 216 verschiedenen Arten südamerikanischer, besonders brasilianischer Schmetterlinge, wundervoll erhalten und dem Berliner Museum aus dessen Doubletten für theuren Preis entnommen. Wir haben schon oben erzählt, daß v. Oertzen während seiner Studienjahre den Naturwissenschaften, besonders der Pflanzenkunde, ein lebhaftes Interesse zuwandte. Dies Interesse begleitete ihn zwar auch durch die späteren Lebensjahre, seine Herbarien erfuhren aber kaum eine weitere Vermehrung: — aber mit großem wissenschaftlichen Eifer, der bis in seine letzten Lebensjahre nicht nachließ, mit ungemeiner Sachkenntniß sammelte er Schmetterlinge, die er selbst fing und mit Hülfe seiner hiezu angeleiteten

Söhne aus Raupen, die jeden Morgen gefüttert, dann in Puppen durchgewintert wurden, auferzog. Die Menge der also durch viele Jahre gesammelten Schmetterlinge wuchs an auf mehrere Tausende; immer war je ein Männchen und ein Weibchen in ein besonderes Mahagonikästchen — oben und unten sorgfältig verglast — gestellt. Die Sammlung der in Mecklenburg vorkommenden Arten, selbst der kleinsten Spanner und sogen. Motten war eine ungewöhnlich vollständige geworden und durchweg wissenschaftlich geordnet. Sie sollte zu einer Sammlung europäischer Lepidopteren werden. Durch Zusendungen von Reisenden, z. B. in Ungarn und Portugal, die zu diesem Zwecke von dem unermüdlichen Sammler im Verein mit anderen Forschern unterhalten wurden, vergrößerte sich diese Sammlung immer mehr, wurde sehr werthvoll. Auch aus Amerika kamen oftmals kleine Kisten an, die ganz mit Schmetterlingen, sorgfältig festgesteckt, gefüllt waren. Diese mußten dann auf nassem Sand wieder soweit aufgeweicht werden, daß auch sie ausgespannt ihre ganze Farbenpracht zeigen konnten. Einen größeren wissenschaftlichen Werth wie wir ihn für die Inländer in Anspruch nehmen dürfen, hat diese Sammlung von ausländischen Schmetterlingen trotz der auf sie verwandten Geldmittel nicht. Bei der großen Arbeit, welche die Sammlung, die daneben durch alle bezüglichen Werke und Abbildungen gefördert war, veranlaßte, fand er die Unterstützung der in gleichem Interesse thätigen Freunde, u. a. der Hauslehrer seiner Kinder; besonders hülfreich war ihm dabei sein ganz wunderbares Gedächtniß. Er kannte nicht nur die Namen der vielen Pflanzen in seinen Herbarien, sondern auch die von Tausenden seiner Schmetterlinge, und zwar die Genus- und Species-Namen, und wenn dennoch zuweilen Zweifel darüber entstanden, ob es möglich sei, daß er so viele Tausende von Namen im Gedächtniß behalte und ob er diese Namen richtig auf das einzelne Exemplar anwende, so hat sich der Schreiber dieses oftmals den Spaß gemacht, diese Frage durch den Vergleich mit den vorhandenen Abbildungen und durch Nachschlagen in den Büchern festzustellen; es gelang ihm fast nie, eine irrthümliche Angabe nachzuweisen. Im Jahre 1875 wurde die schöne Sammlung unter Vorbehalt des Eigenthums der Familie dem Museum in Neubrandenburg übergeben, und ist seit dieser Zeit auch einem größeren Kreise zugänglich geworden.

Der Landrath von Oertzen war nicht groß gewachsen, seine Figur war gedrängt und bei seinem lebhaften Geiste war ihm die Corpulenz recht lästig. Er scheute auch körperliche Anstrengungen nicht, machte sich,

so oft es irgend seine Zeit erlaubte, gern viele Bewegung; er schlief wenig, stand früh am Morgen auf, aber er aß zu Mittag und namentlich auch Abends sehr viel und die viele Arbeit am Schreibtische trug dazu bei, seine Leibesfülle noch zu vermehren. Es giebt nur ein Bild von ihm; Professor Krüger in Berlin hat es in wenigen Stunden für sich selbst gezeichnet und dann der Frau Landräthin geschenkt. Wenngleich in jüngeren Jahren sein Gesicht durch Pockennarben nicht verschönert war, war dies später wenig mehr bemerkbar; — der Ausdruck seines Gesichtes war ein Abbild seines inneren Lebens: die große Freundlichkeit seiner Augen, die Freundlichkeit seines Mundes offenbarten, was in seinem Herzen vorging. Die große breite Stirn, ein sehr kahler Schädel, den ein dichter Kranz meist kurzgehaltener lockiger brauner Haare einschloß, boten Raum für ein geistvolles inneres Leben, — für einen wohlgeschulten Verstand. Diesen Verstand hat er niemals gebraucht, um andere seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen, um Jemandem wehe zu thun, aber nach den verschiedensten Seiten hat er ihn durchgebildet. — In seiner mit guten Werken reichlich gefüllten Bibliothek wurden die Bücher nicht blos aufgestellt, sie waren, — namentlich historische und geographische Werke, — von ihm durchstudirt und der Inhalt blieb ihm gegenwärtig. Für mathematische Wissenschaften behielt er von der Schule her das lebhafteste Interesse und machte es ihm Freude, daß fast alle seine Kinder, auch die Töchter, für die Mathematik Verständniß hatten. Die Lösung allgebraischer Gleichungen, die Berechnung sphärischer Dreiecke, der Kegelschnitte wurde mit einzelnen Söhnen, mit dem vortrefflichen Hauslehrer derselben, — dem jetzigen Professor Dühr in Friedland, — oftmals verhandelt, es lag Meyer Hirsch Algebra (Berlin 1816), es waren die Vega'schen Logarithmentafeln immer zur Hand; mit den letzteren wußte die älteste Tochter ebensogut umzugehen, wie denn auch die zweite Tochter bereits als sie neun Jahre alt war, dem geliebten Vater den Pythagoräischen Lehrsatz, daß das Hypothenusen-Quadrat gleich sei den beiden Katheten-Quadraten zusammengenommen, mit Leichtigkeit vordemonstriren konnte. — Wenn eine wissenschaftliche Frage erörtert wurde, blieb man oft recht lange, besonders des Abends bei Tische sitzen, — und das Anverlangen des Vaters, daß bei kleinen Reisen und Spazierfahrten alle Kinder größere und kleinere Aufgaben im Kopfe ausrechnen mußten, störte nicht die allseitige Fröhlichkeit, es wurde dies Niemandem besonders schwer, — und wenn auch der General Baron von Meerheimb vom preußischen großen Generalstabe Vieles beibringt zur Unterstützung der Behauptung:

„que les esprits mathématiques sont des esprits lourds“, — im Hause Brunn würde ihm das nicht geglaubt sein. —

Unsere Erinnerungen von dem Leben des theuren Mannes würden sehr mangelhaft bleiben, wenn wir jetzt zum Schlusse nicht noch seiner Ehefrau gedenken wollten, die ihm fast 25 Jahre zur Seite gestanden, ihm 16 Kinder geboren hat und der Schmuck und die Ehre seines Hauses gewesen ist. Eine edle Tochter aus vornehmen Hause hatte sie eine ausgezeichnete Erziehung erhalten, ihr klarer Verstand war ebenso durchgebildet, wie ihr reiches Herz. Bei vollem Verständniß für alle geistigen Interessen des Eheherrn, hielt sie ihm den Hausstand, die Leinenbestände und Vorrathskammern in großer Ordnung, sorgte sie mit völliger Hingabe und Selbstvergessen für die Kranken, für alle Leute in den Gütern des Mannes, pflegte sie die Beziehungen zu dem großen Verwandtenkreise, und namentlich zu der vielgeliebten Schwester Friedricke von Maltzan in Rothenmoor, die Gottes Gnade mit einem fast ebenso reichen Kindersegen beglückt hatte, wie sie selbst. Von den eigenen 16 Kindern überlebten drei Töchter und acht Söhne den geliebten Vater; alle waren noch minderjährig, als dieser starb. Seine Wittwe hat ihn noch 38 Jahre überlebt, und sie hat das Band der Liebe und des Friedens durch diese langen Jahre im Kreise der eigenen Kinder wie auch die innigen Beziehungen zwischen den ihr so nahe stehenden zahlreichen Verwandten aus den Häusern der Maltzans, der Maltzahne, Dewitz, Oertzen erhalten und gepflegt. — Wenn wir gewiß mit Recht hervorheben können, daß in dem Brunner Hause durch die 25 Jahre von 1812 bis 1837 ein ungewöhnlich reiches geistiges Leben geherrscht hat, und wohl annehmen dürfen, daß viele geistige Anregung von dort ausgegangen ist, so fragen wir uns wohl mit Recht noch, welchen Einfluß hatte das Wort Gottes darauf? Das Wort Gottes war im Lande Mecklenburg sehr theuer im Anfange dieses Jahrhunderts, — der Rationalismus war wie ein üppiges Unkraut aufgeschossen, — die Herzensfrömmigkeit als bewußt christliche war eine vereinzelte, — in den vornehmen Familien war wenig kirchlicher Sinn, die Bibel gehörte nicht zu der nothwendigen täglichen Lectüre. — Im Brunner Hause war es nicht anders, auch dort fehlte es im Anfange an der genügenden Kenntniß und dem rechten Verständniß von Gottes Wort und Luthers Lehre. Wohl unterrichtete mit großem Eifer die Mutter ihre Kinder in der biblischen Geschichte, sie verwendete dazu ein rationalistisches Buch von Kohlrausch, das neue Testament kam dabei sehr zu kurz. Außer dem Vaterunser lernten die Kinder kaum

ein Gebet, langweilige Predigten eines Hosbach wurden an den Sonntagen gelesen, wenn man nicht regelmäßig zur Kirche ging. Aber das allmählich wieder erwachende Leben in der Kirche verschaffte sich auch in diesem Hause einen gesegneten Eingang. Am Ende der zwanziger Jahre war der Pastor Radlof seinem rationalistischen Vorgänger im Amte an der Kirche zu Brunn gefolgt; — er hatte eine reiche Bibelkenntniß und den ungetrübten Glauben eines Christen aus dem bäuerlichen Elternhause durch die öden Steppen seines Universitätslebens in Halle, wo ein Wegscheider und Gesenius damals lehrten, gerettet, — er predigte wieder den Herrn Jesum, den Heiland der Sünder, — und ihm ist die ganze Familie zu großem Danke verpflichtet. — Ein Mann wie der Landrath von Oertzen blieb nicht an der Oberfläche haften. Als die Brüder Ludwig und Wilhelm Hofacker am Ende der zwanziger Jahre in Würtemberg anfingen das lautere Wort wieder von den Kanzeln zu verkünden, wurden ernste Christen auch in Mecklenburg darauf aufmerksam. In Berlin lehrten Schleiermacher und Neander; des Ersteren Bekanntschaft erweckte dauernd sein großes Interesse, sie sahen sich zuerst in der beiden befreundeten gräflichen Schwerin'schen Familie in Putzar. — Damals war das vortreffliche alte Mecklenburg-Strelitzsche Gesangbuch, — zuletzt 1793 aufgelegt, vergriffen; an Stelle desselben trat leider das Verlangen nach einem verbesserten. Im Brunner Hause tagten vielfach Gesangbuchsconferenzen; ein Spieltisch ward in die Mitte gestellt, aber nicht zum Kartenspiel setzte man sich hin, mit vielen Gesangbüchern ward er belegt, — es wurde eifrigst verhandelt und ein neuer Gesangbuchsentwurf wurde fertig. Es waltete aber ein Unstern darüber. Ein für die Berliner Gemeinden bei Reimer 1829 erschienenes neues Gesangbuch sollte unter Schleiermachers Auspicien gesammelt und angeblich verbessert sein. Dies wurde nun vorzugsweise für das neue Gesangbuch für die „evangelischen" (warum nicht lutherischen?) Gemeinden im hiesigen Lande benutzt und der wahrscheinlich viel bessere Entwurf, — der wenigstens Luthers und Paul Gerhard's Lieder unverfälscht und unverbessert enthalten sollte, — zurückgelegt. Das liebe ganz lutherische Land Stargard hat dann 40 Jahre lang dies unglückliche Gesangbuch benutzt. Ohne den Einfluß Schleiermacher's, ohne die damalige Autorität seines Namens, die auch in Neustrelitz sich geltend gemacht haben wird, hätte auch der Mangel selbst alles confessionellen Bewußtseins dies Buch wohl nicht entstehen lassen. Ob der Einführung desselben der Landrath mehr Widerstand hätte entgegensetzen können, ob er dies überall gewollt

und versucht hat, wissen wir nicht. — Wir glaubten diese wenig erfreuliche Erscheinung hier nicht verschweigen zu dürfen, aber hervorheben wollen wir noch, daß der so früh Heimgegangene treu weiter gearbeitet hat, um zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, — er nahm das Studium theologischer Werke jetzt eifrig forschend auf, und das letzte Buch, welches er studirte, welches noch in seiner Sterbestunde auf dem Tische neben seinem Bette lag, war Neander's Kirchengeschichte. — Wir aber dürfen uns dessen getrösten, daß er selig heimgegangen ist und gründen uns deshalb auf die Worte der Schrift, welche wir aufgezeichnet finden in Sprüche Sal. 2 V. 7., Ev. Joh. 5 V. 39., Matth. 5 V. 8, — und endlich auf das Wort, welches seine im seligen Frieden des Glaubens unserer Kirche 1875 heimgegangene Wittwe auf das Kreuz hat setzen lassen, das oben auf seinem Grabgewölbe steht: Offb. Joh. 14 V. 13.

XX.

Landrath Gustav Diederich von Oertzen auf Kittendorf,

geb. 24. Febr 1772, gest. 5. Juli 1838.

I.

(Freimüthiges Abendblatt, No. 1032, Beilage, Jahrgang 1838. Verfasser: Dr. Brüssow in Schwerin.)

Gustav Diederich von Oertzen, Sprößling einer altadeligen mecklenburgischen Familie, wurde geboren zu Kittendorf bei Malchin, den 24. Februar 1772. Sein Vater Georg Ludwig von Oertzen, ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann, war herzogl. holsteinscher Kammerherr und besaß zuerst das Gut Lübberstorf im Mecklenburg-Strelitzschen, verkaufte dasselbe aber bald an seinen Vetter A. H. von Oertzen und erstand dagegen von seinem Schwiegervater, dem Hofmarschall Aug. Christian von Blücher, die Güter Kittendorf und Clausdorf, trat jedoch letzteres wieder ab an von Kosboth und acquirirte nun für 20,000 Thlr. Gold Federow von von Oldenburg, brachte auch Gotthun an sich, das er jedoch ebenfalls wieder im Jahre 1781 an Fr. H. C. von Blücher abtrat. Aus seiner Ehe mit Marie Friederike von Blücher aus dem Hause Kittendorf hatte derselbe sieben Kinder, nämlich vier Söhne und drei Töchter, und in zweiter Ehe mit Eleonore Lucie von Blücher, Schwester der ersten Gattin, auch sieben Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter, wovon aber fünf Söhne

frühzeitig dahinstarben und mithin der unsrige, als der vorletzt geborene, der einzige männliche Erbe der väterlichen Güter blieb, indem die nach dem Ableben der zweiten Gattin noch eingegangene dritte Verbindung des Vaters mit dem Fräulein Friederike von Maltzahn aus dem Hause Teschow (gest. den 26. Julius 1806, 64 Jahre alt) kinderlos verflossen war. — Seine früheste wissenschaftliche Bildung erhielt von Oertzen im elterlichen Hause durch achtbare Lehrer; zuerst von dem nachherigen Pastor zu Kittendorf, E. H. Hahn (gest. den 22. November 1792) und später von dem weiland Professor Dr. H. G. Flörke in Rostock, bis zu seiner akademischen Laufbahn, welche er, geführt von letzterem, zu Göttingen betrat und auch vollendete. Von dort zurückgekehrt, übernahm er, da sein Vater inzwischen (1786) mit Tode abgegangen war, im Jahre 1788 die Bewirthschaftung der von demselben ihm hinterlassenen Güter Kittendorf, Jürgenshof und Federow; bald darauf aber, den 13. März 1792, berief ihn das Vertrauen seiner Mitstände zu dem eben aufgekommenen Landrathsposten des Herzogthums Güstrow und eröffnete ihm dadurch die Gelegenheit, schon in einem Alter von eben erst vollendeten 20 Jahren sich für das Vaterland wirksam zeigen zu können. Seitdem wohnte er nun ununterbrochen den Berathungen der mecklenburgischen Landtage mit echt patriotischem Sinne bei und suchte dem Lande in der Folge mit seinen gereiften Einsichten und vielseitigen Erfahrungen treulich zu nützen, besonders in den verhängnißvollen Jahren 1806 bis 1815, wo er sich mehreren damals ihm von Seiten der höchsten Behörde gewordenen Aufträgen mit Umsicht, rastloser Thätigkeit und dem gewünschten Erfolge unterzog. Bereits den 9. April 1795 wurde er zum herzoglich mecklenburg-schwerinschen Kammerherrn ernannt, und vom 14. December 1802 an fungirte er auch als Assessor im Hof- und Landgerichte zu Güstrow bis zu dessen Auflösung im Jahre 1818; imgleichen erhielt er im Mai 1809 das Concommissariat bei der Schuldentilgungscommission in Schwerin, so wie im August 1837 ebendies auch bei der Reluitionscommission daselbst. Ferner übernahm er am 11. Julius 1819 die Mitdirection des damals begründeten mecklenburgischen ritterschaftlichen Creditvereins auf eine bestimmte Reihe von Jahren und wurde nach Verlauf derselben noch zu zweien Malen hiezu auf den Landtagen von 1831 und 1836 von den Mitgliedern desselben erwählt. Auch der Verwaltung seiner Güter, wovon er späterhin Federow verkaufte und statt dessen im Jahre 1831 das noch bei seinen Lebzeiten seinem Sohne, Carl Diederich von Oertzen, übertragene Gut Stuer-Vorwerck c. p., Amts Lübz, wieder erstand, widmete er eine genaue

Aufsicht. Er war überhaupt durch das Uebergewicht seines Geistes und die Ordnung und Ausdauer in seiner Thätigkeit so entschieden berufen, überall, wo er wirkend auftrat, eine vorzügliche Stelle einzunehmen und die Berathungen oder die Thätigkeit verschiedener Kräfte zu leiten, daß er von der Natur und dem Gang seines Lebens recht eigentlich zu dem ihm anvertrauten Posten bestimmt und gebildet zu sein schien. Einen jeden Zweig der Verwaltung umfaßte er mit gleicher, unveränderter, einsichtsvoller, kräftig fortdauernder Theilnahme; jede Kraft wußte er auf die ihr und dem Ganzen angemessene Art anzuregen, zu beschränken oder freier und selbstständiger walten zu lassen, während er selbst in sich überall das Beispiel eines nur seiner Pflicht lebenden, nach seiner besten Ueberzeugung und nach seinem Gewissen dem Fürsten und dem Lande dienenden Beamten darstellte. Wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse in der landwirthschaftlichen Mathematik und Physik, Wissenschaften, für die er eine besondere Vorliebe hatte und mit denen er sich auch in seinen späteren Jahren zur Ausfüllung gewonnener Mußestunden gern beschäftigte, ernannte ihn im Jahre 1800 das Directorium der mecklenburgischen Landwirthschaftsgesellschaft zum Assistenten in diesen Fächern; auch war er Ehrenmitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde seit dessen Stiftung im Jahre 1835. —

Aber nicht nur in seinem thätigen Geschäfts- sondern auch in seinem Privatleben erwarb sich der Verewigte wegen der hohen Rechtlichkeit seines edlen Charakters, Biedersinnes und Leutseligkeit allgemeine Achtung und Liebe, und sein Tod wird daher von Vielen mit aufrichtiger Theilnahme betrauert. — Er verschied auf seinem Gute Kittendorf, nach längeren körperlichen Leiden, am Morgen des 5. Julius 1838 in einem Alter von 66 Jahren und einigen Monaten. — Vermählt hatte er sich zuerst mit Friderike Caroline Henriette, Freiin von Pechlin, einer Tochter des weiland Geheimenraths v. P., welche Gattin ihm der Tod jedoch bereits am 15. Junius 1804 zu Berlin, in ihrem 34. Lebensjahre, entriß. Das zweite Ehebündniß schloß er darauf mit dem Fräulein Eleonore von Levetzow, die ihn nebst mehreren Kindern überlebt hat, von denen zwei Söhne, nach dem Vorbilde des trefflichen Vaters, ihre Kenntnisse und Thatkraft schon seit längerer Zeit dem Wohle des Vaterlandes widmen. — Als Schriftsteller gab von Oertzen nur heraus:

Einige Vorschläge zur Abschaffung der Bettelei im Mecklenburg-Schwerinschen. Neustrelitz, bei Michaelis, 1796. 11 Bogen. 8.

2.

(Norddeutscher Correspondent, Jahrgang 1853, No. 212. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.)

Gustav von Oertzen war der späte Sohn eines vielgeachteten, ruhigwirkenden Mannes und verlor diesen Vater in seinem 14. Jahre, so daß ihm dessen Gesinnung und Vorbild vorschwebte, er aber früh die Selbstständigkeit erringen mußte. Die Schulzeit in Bützow durchlief er bald. Algebra und Botanik zogen ihn besonders an, und er bekannte oft, daß erstere das Leitende in seinem Wissen sei. Auch die akademischen Studien in Göttingen waren bald vollendet. Mit 19 Jahren trat er schon bei der Kaiserkrönung in Frankfurt nicht ohne Glanz auf, und, kaum 20 Jahre alt, war er mit einer ungemein liebenswürdigen Dame, einem Fräulein von Pechlin verheirathet, nach deren frühem Verluste er das Glück schöner Häuslichkeit in der Verbindung mit einem Fräulein von Levetzow wiederfand. Mehrere Jahre am Hofe zu Ludwigslust als Kammerherr lebend, näherte er sich dort seinem Landesherrn und lernte die Verhältnisse durchschauen. Wie reich blieb hierin seine Erfahrung!

Nach einigen Jahren bezog er Kittendorf und, wie er alles Ergriffene lebhaft durchführte, kaufte er sich in der Nähe weiter an und betrieb die Landwirthschaft in allen Einzelheiten, das Alte und das Neue praktisch, geistvoll und stets mit Hülfe seiner Rechnungen ausgleichend. Er bewegte sich eigentlich immer in großen Verhältnissen, faßte sie oft zu groß auf, nur kam ihm stets sein Rechentalent, man könnte sagen seine Rechnung vom Größten und Kleinsten, zu Hülfe, und es überraschte, wie die umfassende Ansicht mitunter von kleinen Rechnungsberichtigungen noch überboten wurde.

Der Landrath Gustav von Oertzen, oder der Kittendorfer, wie man ständisch unter sich ihn schlechtweg nannte, war vielleicht das größte parlamentarische Talent seiner Zeit, von 1798 bis 1838, die ich freilich nur von 1813 an auf den Landtagen mit erlebte und beurtheilen kann. Auch der verstorbene strelitzische Minister von Oertzen, der dem Wiener Congresse beigewohnt hatte, sagte von unserem Oertzen, er sei der größte deutsche Staatsmann. In keiner anderen Ständeversammlung dieses Zeitraumes hat ein Mann so lange, von Allen stets gleich anerkannt, in der Mitte der verschiedensten unabhängigen Meinungen gewirkt, wie der Kittendorfer. Einmal fühlte er sich unabhängig genug in Gesinnung und Lage, um sich und Andern die Rechte zu bewahren; dann besaß er die Gabe, unter den

verschiedensten, störendsten Umgebungen Vorträge der gelehrtesten, verwickeltsten Art, selbst bei Dunkelheiten der Darstellung, zu verfolgen, zu durchdringen und in dem rechten Punkt zu erfassen, so daß es Staunen erregte bei den Leuten von dem einzelnen Fache, die nicht ihm Gleiches nachthaten und den Gegenstand so zuerst behandeln hörten. So lange er das Protocoll leitete, hatte er nicht blos Meinungen zu bekämpfen, sondern selbst Ueberlästigkeiten, während er schon dictirte, durch Geräusch des Sprechens, Bedrängen mit neuen Ansichten, so daß ich und Gleichgesinnte seinen Stuhl nicht verließen, um doch ein äußeres Andrängen abzuwehren.

Dies Alles störte den Kittendorfer nicht; indem er bald die ihm Zusprechenden ruhig anhörte, selbst auf ihre Ansichten einging, bald auch unbeachtend, sogar entschieden zurückweisend verfuhr, wußte er immer das zu treffen, was die Mehrzahl wollte, die ihn dann auch schützte. In allen vorkommenden Sachen war er actenmäßig vorbereitet; die bedeutendsten Committen leitete er und begann in den ersten Jahren Morgens um 9 Uhr, später um 10 Uhr, bis eine halbe Stunde vor der allgemeinen Versammlung die Sitzung haltend. Auf einigen Landtagen vereinte er die Committen auch noch in den Abendstunden. In den Committen wie in der Versammlung leitete er die Verhandlung stets geschickt, oft mit ausgezeichneten Ideen ein; dann ließ er freilich die Debatte frei walten, hielt aber immer den Faden derselben fest. Er hatte durchaus seine eigene Meinung, die man eigensinnig nennen konnte: sie war das Resultat des für den Zeitpunkt Angemessenen nach Recht und Billigkeit, wo möglich die scharfen Gegensätze vermittelnd. Keckere Ansichten Anderer benutzte er wohl, eine Milderung des sonst Geforderten herbeizuführen. Er war wahrhafter Landrath, nichts den Rechten des Fürsten, wie der einzelnen Stände vergebend. Alle Verhandlungen gewannen durch ihn an mannigfacher, gediegener und geistvoller Auffassung mit praktischem Element. Nie aber setzte er Alles an eine Meinung, die ziemlich gleichviel für und gegen sich hatte.

In späteren Jahren trat er von dem Protocoll zurück, theils weil er kränklicher ward, theils weil er jüngere Männer aufkommen lassen wollte, wie er auch früher schon öfter Einzelne zur Protocollleitung aufgemuntert hatte und sich jeder guten Eigenschaft Anderer freuete. Als vorsitzender Landrath, zumal da stets vor dem Directorio verhandelt ward, blieb ihm der Einfluß auf die Geschäfte gleichmäßig, und er ließ gern sich Alles gestalten, so lange nur nicht etwas Rechtes verfehlt ward. Die Sache allein war ihm wichtig; er drang nicht gerade nur auf einem Wege zu ihr.

Sein mündlicher Vortrag war einfach, ganz schmucklos, nicht rasch, aber klar, alles Ueberflüssige völlig vermeidend und das rechte Wort fast immer treffend, mit natürlichem Nachdruck des Moments. Seine Darstellung zu Protocoll hielt einfach die Sache fest; Berichte machte er in den Committen höchst selten, nur da, wo er sie Anderen zu überlassen nicht räthlich fand; und sie waren dann ihrem ganzen Wesen nach gediegen, nicht glänzend. Einige schriftlich vorher aufgesetzte Reden, — am Blücherfeste, an des Großherzogs Jubelfeste, — hatten eine höhere Auffassung: in angemessener kerniger Form, aus einer reichen Seele quoll es hervor. Treffend, wenn nur weniges, wußte er gelegentlich zu sprechen, wo es seine Stellung mit sich brachte.

In den ersten Landtagen nach 1813, wo ständisches Leben wieder allgemeiner ward, war es oft seltsam, wie die jüngeren Männer für und wider ihn stritten, doch seinem Talente Alles einräumend. Sein Gespräch war immer geistvoll, welchen Gegenstand es auch berührte, oft herzlich; er sprach nicht schnell, jedoch sonst viel, nur zog er Schweigen einem leeren Gespräche vor. Er las fast alles Bedeutende in Geschichte, Politik, Gesetzgebung und Landwirthschaft, würdigte die Blüthen der Literatur, — so hörte ich einmal ein tiefes Urtheil über Goethe's eben erschienenen „Westöstlichen Diwan"; — er studirte selbst die Hefte seiner Söhne bei Savigny. Nicht aus Büchern sprach er, aber der reiche Stoff diente ihm. Gehörte er nicht zu den Verstandesmenschen, die anlocken aber kalt lassen, so stellte sich doch eine gewisse Schroffheit einem gemüthlichen Hinneigen zuweilen entgegen. Dennoch traf ein bedeutendes Wort von ihm jede Seelenrichtung, bald den Verstand, bald das Herz, wie er wollte, und er gewann Jeden.

Die Zeit von 1809 bis 1813 muß man im engern Sinne *seine* nennen. Unverkennbar scheidet sich hier eine Zeit. Ein bonapartisches Wesen schmeichelte dem selbstischen Talent und fand darin Begünstigung; dem stolzen Ich wollte nicht angemessen dünken, was es nicht selbst geschaffen. Die mecklenburgische Vorzeit war zwar nicht veraltert, sie lebte durch rege Theilnahme fort; doch hatte sich Mecklenburg nicht vereinzeln können; es nahm Theil an den Gebrechen der Zeit, nur hatte der Geist der Zerstörung nicht so tief eingegriffen. In der neuen Zeit wollten Viele auch *neu bauen*. Dem Kittendorfer allein verdankt es Mecklenburg, daß es die rechte Bahn hielt. Keiner im Lande, der thätig eingriff, war ohne seinen Einfluß; er kannte und liebte die Verfassung und hielt sie für ein Werk der Geschichte, welches nicht dem Eigenwillen dürfe preisgegeben werden.

Aber Kaiser und Reich fehlten; der Grundbesitz war entfesselt, die Herrschaft des Geldes nicht abzuwenden: da mußte dem Mangel abgeholfen werden und in nur diesem Sinne wirkte Oertzen auf alle Gestaltungen ein. Und wenn im Jahre 1813 selbst bedeutende Männer sagten, der Landesvergleich von 1755 sei veraltet, so stand selbiger nach dem Convocationstage 1827 doch wieder in allen Punkten verjüngt da: — und dies ist des Kittendorfers Verdienst. Ihm verdanken wir eine im Sinne der Verfassung geleitete Entwickelung zerstückelter Verhältnisse. Doch dies Alles stellt sich eigentlich uns dar als richtige Anwendung der Verfassung auf die veränderten Zeitläufte. Doch möchte ich dies Alles, selbst nicht die Compromißinstanz, das Oberappellationsgericht, noch ein Criminalgericht, ein Landarbeitshaus in dem Maße als etwas Schöpferisches bezeichnen, als der ritterschaftliche Creditverein dies ist. Denn der Creditverein arbeitet der Geldherrschaft entgegen, die Alles zu bewältigen strebt. Zwar nur weit aus aussehend wird dies Institut auf festen Besitz, und somit auf den Charakter der Besitzer wohlthätig, mecklenburgisch wirken. Unbeschadet der großen Verdienste vieler Männer bei Einrichtung und Fortbildung des Creditvereins, — diese selbst werden den Kittendorfer als die Seele des Unternehmens gelten lassen. Bei seinen Lebzeiten fragten wohl Tadler nach einem positiven Verdienste, welches die erste glänzende Täuschung überdauern werde: der Creditverein ist sein positivstes Verdienst; in ihm ruht der Grund für eine Ritterschaft, welche die Verfassung zu erhalten, auch fortzubilden vermag. Ein anderer Tadel, der den Kittendorfer öfter traf, ist beseitigt dadurch, daß er überstanden ist. Es hieß, er gestehe dem Landesherrn größere Geldhülfen zu und ohne Gegenbewilligungen, als nöthig gewesen wäre. Die Gelder sind bezahlt; die Gesinnung des Landesherrn, der in den Ständen Hülfe fand, blieb ständisch und ohne gestellte Bedingungen wohlwollender. Auch muß ich bemerken, daß Oertzen auf dem Convocationstage 1808 nicht thätig war, — er erkrankte in Rostock an den Masern. Es drängte eine andere Zeit heran, doch rettete man die Verfassung.

Wer Alt-Mecklenburg lieb hat, der wird des Landraths Gustav von Oertzen stets dankbar gedenken.

XXI.

Landrath Adolf von Bassewitz auf Schönhoff,

geb. 26. Sept. 1774, gest. 20. Juli 1838.

I.

(Norddeutscher Correspondent, Jahrgang 1853, No. 225. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.)

Der Landrath Adolf von Bassewitz auf Schönhof war daselbst am 26. September 1774 geboren. Sein Vater hatte als Hessen-Casselscher Oberstlieutenant den siebenjährigen Krieg mitgefochten; seine Mutter war eine v. Barner, Tochter des Friedrich Magnus von Barner auf Bülow. Adolf v. Bassewitz kam auf das eben errichtete Pädagogium zu Bützow, — eine Anstalt, die kurz blühte, deren aber Bassewitz und Landrath von Oertzen auf Kittendorf, Landrath von Oertzen auf Roggow und dessen Bruder, der Hofmarschall, immer dankbar gedachten. Bassewitz bezog schon mit 17 Jahren die Universität und trat i. J. 1796 in herzoglich strelitzische Dienste, seine Laufbahn auf verschiedenen Domanial-Aemtern beginnend. Wer der Zeit den Adolf von Bassewitz gesehen hat, wird das Bild kräftiger, frischer Jugend, die Jeden fröhlich zu tüchtiger That fortzureißen wünschte, nicht vergessen. Er war mittlerer Größe, aber Gang und Bewegung so entschieden im Ausdruck bedeutender Kraft, daß er sich unter Größeren Raum machte. Und sah man dann in das volle

blühende Gesicht, in die schönen blauen Augen, nach der kräftig breiten Stirn unter dunkelblonden Locken, so zog je im Moment die einnehmende Freundlichkeit unwiderstehlich an, oder es ward Achtung geboten. Alles ergriff er mit ganzer Seele; es bedurfte nur der Aufforderung, und er war auch mit den Fröhlichen stets im rechten Maße froh. Im Arbeiten setzte die Zeit ihm nie ein Maß, so daß seine Mitarbeiter, waren sie schon ermattet, es ihm stets sagen mußten. Am Schreibtisch, wenn nöthig, wie angeschmiedet, war er dann wieder der Mann wie nur für die Thätigkeit draußen geboren. Er ward schon früh etwas taub; aber dies machte ihn nie argwöhnisch, diente ihm wohl, die Gegenrede nicht zu hören, auch nicht hörend zu scheinen, so daß der Gegner oft nicht wider ihn ausreichte und, wo es ging, nachgab.

Bassewitz trat 1798 als Rath in die Kammer zu Strelitz und heirathete Lisette von Dewitz, des Obermarschalls und oftmaligen strelitz'schen Landtags-Commissarius v. Dewitz hinterlassene dritte Tochter. Bassewitz war ein rechter Zögling des Präsidenten Otto Ulrich von Dewitz auf Miltzow und hat dessen Geist in der strelitz'schen Kammerverwaltung festgehalten. Bei seiner großen Rührigkeit stets in Beziehung zu allen localen Verhältnissen, war er das praktische Element in der Kammer. Thätigkeit, Thätigkeit war sein Verlangen. Bei seiner Vertrauen erweckenden Weise bei Geldgeschäften ward er in die sogenannte Geheime-Commission berufen, welche in Strelitz die fürstlichen Schulden verwaltete. Dann auch verwaltete er die nicht zum Domanio gehörenden fürstlichen Güter.

Der Krieg 1806 zeigte erst recht, was Fürst und Land an Bassewitz besaßen. Schwere Truppendurchzüge, dann dauernde starke Franzosen-Einquartirung belästigten das Land ungemein. Neu-Brandenburg ward der Mittelpunkt, wo die ganze Kriegsverwaltung mit der strengsten Rechnung zusammengehalten wurde. Von hier aus war Bassewitz überall hineilend, wo irgend eine Bedrängniß vorkam. Auch überall ward er hinberufen von Stadt und Land; alle Leute im Lande hofften auf Bassewitz; er wußte auch immer zu helfen, denn bei den Franzosen gewann er Gewicht. Des Tags im Bureau oder mit den befehlenden Offizieren, freundlich gewinnend, aber die Nothwendigkeit strenger Ordnung ernst geltend machend, alle Ueberlastung derb zurückweisend. Seine Reisen waren meist Nachts; glücklich konnte er jeden Augenblick, in jeder Lage schlafen. Sein kräftiger Körper überwand diese Anstrengungen; sein Kutscher, sein Bedienter erlagen derselben.

Als dann das Jahr 1813 zur Befreiung von der Fremdherrschaft aufforderte, war Bassewitz in lebendigster Thätigkeit für das Husaren-Regiment, welches Strelitz stellte, und wo es nun galt, für so große Aufgabe alle Mittel des kleinen Landes aufzubieten. Freilich ging der Landesherr mit hohem Beispiel voran, gab selbst den größten Theil seines Silbergeräthes hin. Wenn diese Husaren, so ausgerüstet, Herrliches im Kriege leisteten, und ihnen in ihrer Standarte das eiserne Kreuz zu Theil ward, so konnte Bassewitz sich des wohl ganz besonders erfreuen. Sein Landesherr würdigte diese Thätigkeit durch Ernennung zum Geheimen Kammerrath, und der König von Schweden verlieh ihm das Kreuz des Nordsternordens.

Frau von Bassewitz starb 1816. Vier Söhne und drei Töchter blieben dem tiefbetrübten Gatten aus dieser überaus glücklichen Ehe. Er hatte öfter an eine Wirksamkeit im eigenen Grundbesitze gedacht; der Verlust der Gattin machte das Scheiden aus Strelitz minder schwer; er nahm von seinen Brüdern das väterliche Gut Schönhoff an und suchte um seine Dienstentlassung nach. Dieselbe ward ihm anerkennend mit dem Titel eines Geheimenraths und mit Pension zu Theil, wobei etwaige Geschäftsübertragung vorbehalten blieb.

Das Gut Schönhoff mit seinem trefflichen, aber schwer zu bestellenden Boden war recht geeignet für Bassewitz's Thätigkeit; doch reichte es hierfür nicht aus. Manche Familien wandten sich in schwierigen Fällen an den stets bereiten, alle Schwierigkeit besiegenden Berather; altverjährte Familien-Processe brachte er zum Vergleich. Dabei widmete sich Bassewitz den Landtagsarbeiten mit ganzer Hingabe; das bezeugen seine Vorarbeiten zum ritterschaftlichen Creditverein, seine Wirksamkeit für denselben, so lange er lebte, seine Beförderung des Baues von Kunststraßen, zumal durch Aufstellung umfassender Grundsätze, wonach die Stände den Bau bewilligen konnten, und sein Beschaffen der dazu nöthigen Geldmittel.

Der Aufenthalt auf dem Gute, sein Verlangen, die Töchter um sich zu haben, führte eine zweite ebenso glückliche Ehe herbei. Bassewitz vermählte sich mit Fräulein von Laroche-Starkenfels, von der ihn ein Sohn und zwei Töchter überlebten. Im Jahre 1836 ward Bassewitz Landrath und bald darauf als solcher ständisches Mitglied der Schuldentilgungs-Commission in Schwerin, und etwas später von dem Großherzoge der Reluitions-Commission für gesammte fürstliche Schulden zugleich mit Landrath von Oertzen auf Kittendorf beigeordnet. Unermüdlich thätig, hinderte ihn

keine körperliche Beschwerde, als er sehr rasch im Bade Kissingen i. J. 1838 vor vollendetem 65. Lebensjahre dahinschied.

Alle, die Bassewitz kannten, hatten ihn lieb; Geschäftsmänner würdigten seine Geschäftsbehandlung, und in Schwerin war verschiedentlich die Rede, ihn zum Kammerpräsidenten zu berufen. Der Creditverein und unsere Kunststraßen erinnern fort und fort an Bassewitz.

2.

(Nach Familiennachrichten zusammengestellt von J. v. M.)

Joachim Adolph von Bassewitz, ein Sohn des Obristlieutenants a. D. Ulrich Carl von Bassewitz auf Schönhoff aus dessen Ehe mit Sophia Elisabeth von Barner, aus dem Hause Bülow, war zu Schönhoff am 26. September 1774 geboren. Der Vater hatte in landgräflich-hessischen Diensten den siebenjährigen Krieg mitgemacht, nachdem er verwundet worden, den Abschied genommen, und sich im Jahre 1764 verheirathet. Es entsprossen dieser Ehe 15 Kinder, von denen fünf Söhne und vier Töchter den Vater, der 1798 starb, überlebten. Von diesen Söhnen war Joachim Adolph, gewöhnlich Adolph genannt, der zweitälteste. Gerne gedachte er noch in späteren Jahren besonders seiner frommen, stillen Mutter, die sonntäglich mit Mann und Kindern zur Theilnahme am Gottesdienste der Gemeinde nach der Kirche zu Mühleneixen fuhr, wohin auch die Knaben nach schnell genossenem Mittagsbrod wieder von ihrem Hauslehrer begleitet wurden zu dem vom Pastor Boccius gehaltenen kirchlichen Katechisationen.

Zugleich mit seinem älteren Bruder Friedrich Magnus verließ er zu Michaelis 1785 das Elternhaus, und ward zuerst der Privat-Lehranstalt(?) des Professors Hecker zu Bützow, zwei Jahre später dem Königlichen Pädagogio zu Halle anvertraut. Mit dem Zeugniß der Reife für die Akademie bezog er von hier aus Ostern 1791, also $16^1/_2$ Jahre alt, die Universität zu Rostock, wohin sein genannter Bruder ihm schon ein halbes Jahr früher vorangegangen war, sodann von Ostern 1792 bis 1794 die Universität Jena zum Studium der Cameralwissenschaften. Doch hörte er auch mit Vorliebe die philosophischen Vorlesungen C. L. Reinhold's, dessen

Schüler kaum im größten Hörsaale der Universität Platz fanden, im Sommer oft in den offenen Fenstern und im Vorplatze saßen. Als dieser ungemein beliebte Professor mit seiner Gemahlin, einer Tochter Wielands, von Jena nach Kiel übersiedelte, ward ermittelt, wo die Familie auf der Reise zu Mittag speisen und wo sie Nachtherberge suchen werde; an jeder dieser Stellen waren zwei Studenten, welche die Ankommenden empfingen, zu den bereit gehaltenen Stärkungen führten, bei der Weiterfahrt sie zu Wagen begleiteten und die Kosten der guten Bewirthung und Herberge berichtigten. In Lübeck übten die beiden Gebrüder von Bassewitz diesen Liebesdienst.

Von der damaligen dramaturgischen Richtung ward Bassewitz während seines Aufenthaltes in Jena lebhaft angezogen, und mit besonderem Geschick wußte er auf s. g. Liebhaber-Theatern dramatische Vorstellungen zu leiten, die von Goethe, Schiller, Wieland, auch der Herzogin-Mutter Amalie von Weimar besucht wurden.

Gegen Weihnacht 1794 trat er nach absolvirtem Examen unter der Regierung des Herzogs Carl in den Mecklenburg-Strelitzschen Staatsdienst als Kammer-Assessor, auch Kammerjunker. Zur gründlichen Instruction in den Domanial-Verhältnissen an Ort und Stelle ward er von Michaelis 1795 bis 1798 auf eigenen Wunsch, bald als dritter, dann als zweiter Beamter, an die Aemter Stargard, Sponholz und Fürstenberg versetzt und kehrte darauf in seine frühere Stellung als Kammer-Assessor, jetzt jedoch cum voto decisivo, nach Neustrelitz zurück, wo er zugleich drittes Mitglied der für die Finanzverhältnisse angeordneten s. g. Geheimen-Commission ward. — In diesem Jahre verheirathete er sich mit dem Fräulein Lisette von Dewitz, Tochter des damals bereits verstorbenen Geheimen-Raths und Obermarschalls von Dewitz auf Hoffelde in Hinterpommern. — Ein Jahr später, 1799, ward ihm die Administration des herzogl. Cabinets-Amtes für die Privat-Begüterung des Fürsten anvertrauet, und im Jahre 1800 fand seine Beförderung zum wirklichen Kammer-Rath auch zum Chef der obgedachten Geheimen-Commission statt; im Jahre 1806 zum Geheimen-Kammer-Rath. Bei der französischen Invasion im Spätherbst desselben Jahres ward er auch Chef der s. g. Executiv-Commission zur Versorgung der feindlichen und fremden Truppen bei meist schwieriger Verhandlung mit den verschiedenen Befehlshabern und Behörden, und hatte er speciell die Erhebung und Verwendung aller dazu erforderlichen Contributionen bis zum Befreiungs-Jahre. Wesentlich leitend mit aller ihm eigenen Umsicht

und Energie betheiligte er sich bei der Errichtung und Organisation des in so vielen Schlachten ruhmgekrönten Mecklenburg-Strelitzschen Husarenregiments. — So hatte er das Glück, grade in den Zeiten des schwersten feindlichen Bedruckes in voller Manneskraft seinem Fürsten und Vaterlande sich nützlich machen zu können, wofür er auch die ehrenvollste allseitige Anerkennung fand, selbst im Auslande, indem der König von Schweden ihm für seine Hülfeleistung beim Durchmarsch der schwedischen Armee den Nordstern-Orden überreichen ließ. — Indeß leider nicht mehr von langer Dauer sollte dies sein gedeihliches dortiges Wirken sein. Im November 1817 ward seine innig geliebte Gattin im 20. Jahre der glücklichsten Ehe ihm und ihren sieben Kindern durch den Tod entrissen, und bei solchem, ihn schwer beugenden Riß in seine häuslichen Verhältnisse glaubte er auch in seiner amtlichen Stellung nicht länger gedeihlich wirken zu können. Er erbat und erhielt im Jahre 1818 seinen ehrenvollen Abschied aus dem Strelitz'schen Staatsdienst unter Ernennung zum Geheimen-Rath und Beibehaltung seines Gehaltes als lebenslänglicher Pension, und nahm nun das väterliche Stamm-Gut Schönhoff an, das zwar in der väterlichen Erbtheilung seinem jüngeren Bruder, dem Oberforstmeister Barthold von Bassewitz zu Ohrdruff bei Gotha durch das Loos zugefallen war, von diesem aber ihm käuflich überlassen wurde. Der Großherzog von Strelitz hatte den bewährten Diener nur ungern entlassen; nicht minder ward sein Scheiden von Allen schmerzlich empfunden, die mit ihm geschäftlich oder auch nur gesellschaftlich in Beziehung gestanden. Es war Bassewitzen's besonders schöne Gabe, aber auch seine Lust und Freude, Anderen erfolgreich zu helfen; das ward auch von den Domanial-Insassen dankbar anerkannt. Die Großherzoglichen Kammerpächter überreichten dem Scheidenden einen schweren silbernen Pokal. Dessen eine Seite enthält, von einem Eichenkranze umgeben, den Namen des Gefeierten: „Joachim Adolph von Bassewitz"; die andere Seite die Inschrift: „Dem hochherzigen Beschützer des Vaterlandes in schwerer Zeit, der dem Staate und dem Einzelnen gedient mit Freuden, sehen schmerzlich dankerfüllte Herzen aus ihrer Mitte scheiden". Der Fuß des Pokals enthält die Worte: „Von Mecklenburg-Strelitz'schen Kammer-Pächtern erfurchtsvoll gewidmet". Der Deckel: „Gesundheit dem bewährten Mann, daß er noch lange helfen kann".

Mit dem Besitze des Gutes erwachte in ihm wieder der Muth zu neuem Wirken. Neben der eigenen Bewirthschaftung des, bis dahin verpachteten Gutes widmete er sich nun auch, unter Begründung eines neuen

häuslichen Glückes durch die im Jahre 1820 geschlossene zweite Ehe mit dem Fräulein Louise von La Roche-Starkenfels aus Waiblingen bei Heidelberg, wieder den Landesangelegenheiten, wie überhaupt durch Rath und That dem Wohle seiner Mitmenschen. Sehr groß ist die Zahl der Familien des Landes, denen er, sei es als Vormund oder als treuer Rathgeber zur Ordnung ihrer, von der langen Kriegsnoth schwer betroffenen Verhältnisse wesentlich hülfreiche Dienste leisten konnte. Posttäglich erhielt er eine Menge Briefe, in denen sein Rath, seine Entscheidung nachgesucht ward. Man mußte staunen über seine Arbeitskraft, über die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse und Erfahrungen, wie über seine Thätigkeit von früh bis spät. Pfeife und Schlafrock waren ihm verhaßt und hielten ihn nicht auf. Mit der Arbeit am Schreibtische wechselte die nicht minder eifrige in seiner Gutswirthschaft. Namentlich zur Saat- und Erndtezeit war er höchst ungerne von Hause. Sein Verhältniß zu den Gutsleuten war ein wahrhaft väterliches. Um eine regelmäßige Gelegenheit zu haben, ihre Anliegen entgegen zu nehmen oder ein Wort des Raths oder der Mahnung zu ihnen zu sprechen, besorgte er die wöchentliche Auslöhnung immer persönlich. Mußte er nothwendig verreisen, so ward die Löhnung bis zu seiner Rückkehr ausgesetzt. Seine Weise, mit seinen Leuten zu verkehren, wirkte in hohem Grade günstig auf das Vertrauen und die Redlichkeit derselben.

Seinen Grundbesitz erweiterte er im Jahre 1832 durch den Ankauf von Mummendorf, welches er im Jahre 1835 in zwei Hauptgüter theilte: Hof- und Kirch-Mummendorf.

Schon am Ende des Jahres 1819 trat er durch einstimmige Wahl seiner Mitstände für den Mecklenburgischen Kreis in das Hauptdirectorium des damals gegründeten ritterschaftlichen Creditvereins, und im Jahre 1827 ward er Landrath für das Herzogthum Schwerin. Daneben wirkte er mehrfach als außerordentlicher Commissarius in verschiedenen administrativen Angelegenheiten des Landes, wie z. B. zur Regulirung der Bauerdörfer auf der Begüterung der drei Landesklöster; desgleichen im Jahre 1831 bei der zur Abwendung der Cholera eingesetzten Immediat-Commission, durchweg belohnt durch den Erfolg und die dankbare Zufriedenheit sämmtlicher Interessenten, insbesondere auch seines Fürsten, dem er in unverbrüchlicher Treue anhing. Mit Herz und Sinn lebte er in den bewährten Institutionen Mecklenburgs und mit klarem Blicke forderte er deren Ausbau, — fern von ihnen fremden Theorien, — zu wirklich praktischen Zwecken. So war er ein Hauptarbeiter an den mancherlei neuen Gesetzen

und Einrichtungen, welche in dem Decennium nach dem Befreiungskriege sich vernothwendigten. Bassewitzen's Zustimmung zu etwas Neuem schien immer Garantie dafür, daß der praktische Punkt getroffen sei: so allgemein war das Vertrauen in sein Urtheil und in seinen Charakter. Schon seine äußere Erscheinung erweckte dies Vertrauen. Von mittlerer Größe, kräftigem Gliederbau, gewölbter Brust, rundem, etwas gebräuntem Antlitz, im Alter weißen Haaren, mit großen, leuchtenden, offenen Augen, mit sonorer Stimme: die ganze Erscheinung ein Bild der Mannhaftigkeit, Wahrhaftigkeit und Treue! — Zu früh daher für Familie, Freunde und Vaterland ward er aus diesem thaten- und segensreichen Wirken von dieser Welt abgerufen. — Obgleich noch in voller, seinem Alter entsprechender Körperkraft und Geistesfrische starb er am 28. Juli 1838 im Bade Kissingen nach kurzem Krankenlager an einem vielleicht schon älteren, dort aber in Folge einer Erkältung neu aufgetretenen Herzleiden. Seine Leiche wurde in dem damaligen Schönhoffer Familien-Gewölbe zu Mühleneixen beigesetzt und später nach dem dort neu angelegten Kirchhofe translocirt, wo sechs Grabkreuze umgeben von einem eisernen Gitter, die gemeinsame Familiengruft erkennen lassen.

Von den Eingangs erwähnten Brüdern des Verstorbenen ward der Aelteste, Magnus Friedrich, schon 1824 Oberpräsident der Provinz Brandenburg; derselbe nahm 1842 seinen Abschied und starb 1858. Der auf den Landrath von Bassewitz folgende, Ulrich Carl, hatte lange in schwedischen Militärdiensten gestanden, machte in diesen Diensten den Befreiungskrieg mit und übernahm nach Beendigung desselben als Oberstlieutenant a. D. das väterliche Gut Schimm. Der vierte der Brüder ward Forstmann und starb 1827 als herzogl. Gothaischer Oberforstmeister. Der fünfte, Jochen, blieb als Lieutenant im Blücher'schen Husaren-Regiment 1806 bei Lübeck.

Von den Schwestern starb die älteste, Sophie, als Conventualin zu Ribnitz. Die zweite, Margarethe, war verheirathet mit Cord Hans von Bassewitz auf Hohen Luckow und starb 1839 zu Wismar. Die dritte, Friedericke, war verheirathet an den Legationsrath von Schreeb. Die vierte, Ernestine, war in erster Ehe an den Oberforstmeister von Dorne, in zweiter an den Major, spätern Landrath von Barner auf Bülow verheirathet.

Der Landrath Adolf von Bassewitz hinterließ eine Wittwe, mit der er 18 Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte, sieben Kinder aus erster und drei Kinder aus zweiter Ehe, zwei Schwiegertöchter und sechs Enkel und Enkelinnen. Als ein herzstärkendes Bild der lebensvollen Kraft und

wohlwollender Biederkeit und Treue, basirt auf christlicher Frömmigkeit, schwebt er seinen lebenden Kindern in der Erinnerung, seinen späteren Nachkommen in der Tradition vor, und wer ihn kannte, wird ihm das Prädikat eines Mecklenburgischen Edelmannes von ächtem Schrot und Korn nicht versagen.

Anmerkung. Auch im „Freimüthigen Abendblatt" vom Jahre 1838 No. 1024 Pag. 662 findet sich ein kurzer Lebensabriß des Landraths von Bassewitz. —

XXII.

Anton Friedrich Ludwig von Kamptz,

Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Generalmajor,

geb. 28. September 1770, gest. 3. September 1838.

(Freimüthiges Abendblatt, Jahrgang 1840, No. 1133, „aus der Feder eines mit den Verhältnissen des Verewigten sehr kundigen Mannes", mitgetheilt von Dr. Brüssow.)

Anton Friedrich Ludwig von Kamptz, aus der Linie Gr. Dratow, war der zweite Sohn von Christian Albert von Kamptz, Herzogl. mecklenburg-strelitzischem Staatsminister und Kammerpräsidenten, wie auch Herzogl. mecklenburg-schwerinschem Oberkammerherrn, Großkreuz des königl. bairischen goldenen Löwen (geb. den 2. April 1741, gestorben zu Neustrelitz, den 4. Januar 1816) und von Louise Friederike Amalie von Dorne (gestorben 48 Jahre alt zu Sophienhof, den 11. März 1800). Seine Geschwister sind: 1) Carl Albrecht Christoph Heinrich, geb. 1769, königl. preuß. Geheimer Staats- und Justizminister zu Berlin, Ritter mehrerer hoher Orden 2c., Chef und Senior der Familie. 2) Caspar Mathias Ludwig, geb. 1772, früher dänischer Offizier der Gardecavallerie, gestorben als Großherzogl. mecklenburg-strelitzischer Kammerherr und Oberhofmeister zu Neustrelitz am 25. August 1839. 3) Bernhard Joachim Ullerich, geb. 1781, Großherzogl. mecklenburg-strelitzischer Kammerherr und Oberlanddrost zu Stargard. 4) Adolph Friedrich Christian, geb. 1786, Großherzogl. mecklenburg-strelitzischer Kammerherr und Kammerdirector zu Neustrelitz,

Ritter 2c. 5) Elisabeth Charlotte Marie, geb. 1774, gest. zu Gotha am 12. December 1803 als die Gemahlin des herzogl. sächsischen Kammerherrn und Oberforstmeisters Freiherrn von Ziegesar. 6) Florine, geb. 1778, Chanoinesse zu Dobbertin und Malchow. 7) Caroline Mariane, geb. 1790, gest. zu Neustrelitz am 10. April 1836 als die Wittwe des am 18. Mai 1827 in Frankfurt a. M. verstorbenen Großherzogl. mecklenburg-strelitzischen Staatsministers und Bundestagsgesandten Carl Friedrich David von Pentz. Zu Schwerin den 28. September 1770 geboren, verlebte er seine Jugend zum Theil dort, zum Theil auf den Gütern seines Vaters, und guter Privatunterricht legte den Grund zu der ausgezeichneten Ausbildung und der hohen Einsicht, die er sich später, fortgebildet durch eigenes Studium und durch die hohe Schule der Welt und mannigfaltiger Erfahrungen zu eigen machte. Sehr früh entwickelten sich sowohl sein seltener, rechtschaffener, biederer Charakter, sein hohes Gefühl für Moral und sein lebendiger Eifer für Recht und Wahrheit, so wie seine ausgezeichneten Geistesfähigkeiten. Im Jahre 1783 verehrte der Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin seinem Vater zwei Officierspatente des damals neu errichteten Infanterieregiments Prinz Friedrich für zwei seiner Söhne, und da unser v. Kamptz Neigung zum Militairstande zeigte, trat er als Secondlieutenant kraft dieses Patents schon im dreizehnten Jahre in den herzogl. mecklenb.-schwerinschen Kriegsdienst ein, kam aber erst einige Jahre später nach vollendetem Unterricht im väterlichen Hause und nach seiner Confirmation in wirklichen activen Dienst beim von Lützow'schen Leibgrenadierregimente zu Schwerin. Seine Jugend fiel in eine bewegte Zeit, und das Schicksal warf ihn früh mitten in dieselbe hinein. Als nämlich 1788 zufolge eines Subsidientractats mit den Generalstaaten der Republik Holland der Herzog Friedrich Franz, wie auch mehrere andere deutsche Fürsten gethan, ein Grenadier- und ein Mousquetierregiment seiner Truppen, zusammen tausend Mann stark, unter dem Commando des Generallieutenants von Glüer, nach Holland sandte, nahm von Kamptz, nachdem er am 12. Junius 1788 Premierlieutenant geworden, Theil an dieser Expedition, wohnte der Belagerung von Mastricht bei, blieb, bei der Uebergabe von Utrecht, mit den Kranken und der Bagage daselbst zurück und machte bei dem Commandanten den Antrag, daß den mecklenburgischen Officieren ihre Degen zurückgegeben wurden, was auf Pichegru's Befehl sofort geschah. Da indeß der Friede zwischen Frankreich und der batavischen Republik zu Stande gekommen war, so trat das Corps am 2. Januar 1796 den Rückmarsch in's stillere Vaterland an und

rückte am 16. Januar in Boizenburg ein. Von Kamptz genoß im Schooße seiner Familie einige Monate der Waffenruhe und benutzte einen ihm bewilligten Urlaub zu einer damals noch seltenen genußreichen Reise in die Schweiz, mit einem Freunde, dem Herrn von Boddien, jetzt Generalmajor und Generaladjutant Se. K. H. des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, Commandant zu Ludwigslust, Chef der Gensd'armerie und Ritter mehrerer hoher Orden, und seinem Bruder Ludwig, und kehrte im September 1796 nach Mecklenburg zurück. Mecklenburg nahm keinen Antheil, oder doch nur passiven, an dem Napoleonischen Kriege bis zur russischen Campagne von 1812, und von Kamptzen's militairische Thätigkeit war daher bis zu dieser Periode ziemlich beschränkt, da er sie größtentheils in der Garnison zu Güstrow zubrachte und den Wissenschaften lebte. Den 1. November 1803 ward er Stabscapitain im von Hobe'schen Grenadierregimente, und als solcher ward ihm der Auftrag, die Unruhstifter, die in Güstrow unter dem Vorwande der Brodtheurung tumultuarische Auftritte veranlaßt hatten, zur Ruhe zu bringen, und er entledigte sich dieses Commandos zur höchsten Zufriedenheit und mit möglichster Mäßigung. Am 31. Decbr. 1806 ward er wirklicher Hauptmann und Compagniechef vom Regiment Erbprinz, und als in Folge der Operationen der preußischen Armee unter Blücher die Franzosen Mecklenburg besetzten, ward er oft wegen seiner ausgezeichneten Kenntniß der französischen Sprache zu halb militärischen, halb diplomatischen Missionen nach Berlin 2c. benutzt, die er geschickt vollführte. Im folgenden Jahre 1807 machte er eine dritte belehrende Reise nach Paris und der Schweiz und theilte, nach Mecklenburg zurückgekehrt, seine Zeit zwischen wissenschaftlichen Beschäftigungen in seiner Garnisonsstadt und dem Aufenthalt im Schooße seiner Familie. Doch nicht lange genoß er diese Ruhe, denn als 1809 Schill an der Spitze seines Freicorps einen Einfall in Pommern machte, mußten die Rheinbundscontingente der beiden Herzogthümer Mecklenburg ihm entgegenrücken; doch theils durch die Schwäche dieses Corps, theils durch sein unerwartetes Erscheinen gelang es Schill leicht, diese Truppen zu zerstreuen und den größten Theil ihrer Officiere gefangen zu nehmen, unter ihnen auch von Kamptz. Er wie seine Kameraden wurden durch Schill'sche Reiter nach Stralsund geführt, und er war hier Zeuge des denkwürdigen Endes des Majors von Schill und der Zerstreuung seines Häufchens durch die dänischen und holländischen Truppen unter General Gratien. Unter von Kamptzen's Papieren befindet sich ein interessantes Manuscript über diese Begebenheit. Doch diese halb

kriegerische, halb romanhafte Episode war für von Kamptz nur ein Vorspiel der gewaltigen russischen Campagne von 1812, die einzig dasteht in düster erhabener Gewaltigkeit in der Kriegsgeschichte aller Länder und aller Zeiten. Am 12. März 1812 brach das mecklenburgische Contingentsregiment unter dem Generalmajor von Fallois, gestorben im Jahre 1834 als königl. preußischer Obersteuerinspector zu Oels in Schlesien, aus Rostock auf. In Stettin wurde es dem ersten Armeecorps des Marschalls Davoust, Fürsten von Eckmühl, und zwar dessen vierter Division unter General Desaix zugetheilt, und nachdem Davoust die Truppen gemustert, ging der Marsch weiter durch Pommern über Posen, Gnesen und Bromberg nach Danzig. Am 1. Junius ging das Regiment, das der Reserve zugetheilt war, über die Weichsel, rückte über Königsberg und Gumbinnen nach Kowno, wo es vier Tage nach der Kriegserklärung gegen Rußland den 26. Junius einrückte. Hier blieb von Kamptz bis zum 22. September, weil er wegen seiner Kenntniß des Französischen dem dort liegenden Stabe des geistreichen und liebenswürdigen Generals Taragre zugetheilt war, der Gouverneur der Provinz war. Er verlebte hier glückliche Tage in den gastlichen Häusern großer polnischer Familien, als Gedroitsch, Zabiello, Kossakowsky ꝛc., die damals wegen der Restauration Polens Feste über Feste gaben; auch seine dienstlichen Verhältnisse waren sehr angenehm. Doch nicht lange dauerte diese angenehme Lage für ihn, und er verfügte sich über Wilna nach Minsk wieder zu seinem Corps, das unterdeß am 4. September dem neunten Armeecorps des Marschalls Victor Belluno zugetheilt war, und erlebte mit diesem alle Schreckniſse dieses Feldzugs. Am 10. Februar 1813 gelangte von Kamptz mit den schwachen Resten seines Corps, denn alle älteren Officiere waren todt oder dienstunfähig zurückgeblieben und die ganze Bagage und viele Mannschaft ging bei Wilna verloren, wieder in Rostock an. Aus seinem Bericht an den General von Fallois am 29. December 1812 sehen wir, daß der Rest des Regiments bei seiner Ankunft in Königsberg aus 14 Officieren, 4 Unterofficieren und 16 Mann bestand. Beim Ausrücken hatte es aus 1661 Mann und 49 Officieren bestanden. Ruhmvoll für ihn war es, daß er die Regimentsfahne unversehrt zurückbrachte, und beruhigend war ihm der Gedanke, daß er in diesem schrecklichsten aller Feldzüge mit den herzoglichen Truppen bei jeder Gelegenheit die obliegende Pflicht vor dem Feinde standhaft erfüllte und das allgemeine Loos mit Muth und Ergebenheit trug. Die gefallenen Kameraden ehrte er und auf seinen Antrieb seine zurückgekehrten Waffengenossen durch Stiftung

einer bronzenen Denktafel in der Marienkirche zu Rostock. Nach seiner Zurückkunft avancirte er am 12. Mai 1813 zum Major und Commandeur des zweiten Mousquetierbataillons und rückte bald darauf von neuem mit seinem Corps zur Vertheidigung Hamburg's aus, wo er auf der Elbinsel Wilhelmsburg durch eine Flintenkugel in die Seite verwundet und nur durch seine starke Degenkuppel vom Tode errettet ward. Obgleich er einige Zeit an dieser Wunde daniederlag, finden wir ihn doch schon im April 1814 auf dem Marsche nach Frankreich wieder, und er fungirte damals eine Zeitlang als Commandant von Verviers. Im folgenden Jahre 1815 (den 8. Julius) marschirte er abermals mit der mecklenburgischen Brigade über Göttingen, Frankfurt, Cöln über den Rhein nach Frankreich, wo die Brigade dem preußischen Armeecorps des Generals von Kleist zugetheilt ward. Von Kamptz zeigte auch in diesem, wie bei allen seinen früheren Feldzügen eine ausgezeichnete Bravour und jegliche einem guten Chef und Officier nöthige Eigenschaft, weshalb er auch schon auf dem Rückmarsche in die Heimath das vom 10. Decbr. 1815 datirte Patent als Oberst und Chef des Infanterieregiments empfing. Im Jahre 1819, nach dem Ableben des Generalmajors von Plessen, ward er an dessen Stelle als Commandant der Residenzstadt Schwerin und Chef des Militärcollegiums daselbst nach Schwerin berufen, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb und namentlich den schwierigen und verwickelten Geschäften des letztern Postens mit rühmlichem, unermüdlichem Eifer vorstand, während er auch als Commandant sich bleibende Verdienste um die ihm anvertraute Stadt erworben hat; wie z. B. namentlich durch seine große Besonnenheit und Mäßigung bei Dämpfung des Aufstandes im Herbst 1830. Am 10. December 1827 war er zum Generalmajor avancirt. — Am 13. Mai 1815 heirathete er Elisabeth von Hopfgarten, Wittwe des am 10. December 1813 in der Affaire bei Sehestedt gefallenen tapfern Hauptmanns von Brandt von den mecklenburgischen freiwilligen Fußjägern und Tochter des mecklenburgischen Hofjägermeisters Gideon Ernst von Hopfgarten auf Maslow († den 20. October 1798, 61 Jahre alt) aus einer alten und bekannten Familie Thüringens, und ward mit ihr Vater dreier Söhne, von denen jedoch nur einer, Immanuel, welcher sich den Rechtswissenschaften gewidmet, ihn überlebte. — Der Trieb nach höherer geistiger Vervollkommnung, der ihm sein ganzes Leben hindurch inne wohnte und ihn in ferne Länder führte, ließ ihn Geschmack finden an Studien und Beschäftigungen, welche zu seiner ausgezeichneten Ausbildung in militärischen Wissenschaften, wie Mathematik 2c.,

einen seltenen Schatz von Kenntnissen aus andern Gebieten des Wissens hinzufügten. Bode, Lalande und Laplace waren seine Lieblingsschriftsteller in der Astronomie; mehr noch wurden seine Mußestunden in Anspruch genommen durch die Philosophie, wie er namentlich ein großer Verehrer von Kant und Rousseau war. Staatsrecht aber, so wie Geschichte, namentlich der neuern Zeit und zwar im höhern philosophischen Sinne, waren seine Lieblingsbeschäftigungen und bildeten dahin einschlagende Werke den größten Theil seiner zahlreichen Bibliothek. In seinem Nachlasse findet sich ein merkwürdiges voluminöses hieher gehöriges Manuscript, ausgehend von den reinsten und edelsten Grundsätzen zur Verbesserung der socialen Verhältnisse Europa's, das aber den Fehler hat, falls man dies einen Fehler nennen darf, daß der philanthropische Verfasser von vorn herein die Welt für besser hält, als sie ist. — Dem Aeußeren nach war von Kamptz groß, stark und kräftig gebaut; seine Züge waren regelmäßig und flößten jedem Vertrauen ein durch ihre Offenheit und Freundlichkeit. Sein sehr ähnliches Portrait erschien 1832 vom Hofzeichner A. Achilles zu Schwerin in Steindruck. Bis in sein 67. Jahr genoß er trotz der vielen Feldzüge und Mühseligkeiten, die er überstanden, der besten und festesten Gesundheit, nur daß er zu stark geworden war, weshalb er fast jährlich schon seit 1822 eine Reise nach Carlsbad, das ihm stets sehr wohl that, zu unternehmen pflegte, indem er diese Reise zugleich als eine Erholung von seinen amtlichen Geschäften betrachtete. Seit dem Winter 1837 aber kränkelte er stets, beunruhigende, schlagartige Zufälle kehrten mehrmals wieder und auch die Geisteskräfte nahmen ab. Da die Aerzte ihm den Gebrauch von Carlsbad untersagt und dagegen Kissingen empfohlen hatten, besuchte er dies Bad im Sommer 1838, doch der Gebrauch desselben besserte nichts in dem Zustande des Leidenden, und kaum zwei Monate darauf erlag er den 3. September in Schwerin einem vorhergegangenen heftigen Schlaganfalle in beinahe vollendeten 68. Lebensjahre. — Das freimüthige Abendblatt (No. 1030) sagte schon bei Gelegenheit seines Todes unter anderm: „Die ihm eigenthümliche große Menschenfreundlichkeit, sein rechtliches, freies und offenes Wesen, so wie der Ernst, mit dem er seinem Beruf oblag, erwarben ihm die Werthschätzung und das Vertrauen Aller, mit denen er in nähere Berührung kam. Gegen den Geringsten zeigte er sich mild und freundlich und half, wo er helfen konnte. Er war ein Freund, ein Vater der ihm Untergebenen, fern vom Kamaschendienste liebte er die Soldaten, schonte sie in jeder Hinsicht und wird ihnen unvergeßlich bleiben; dem

Bürgerstande war er nicht minder zugethan, den Armen ein bereitwilliger Wohlthäter; kurz er war ein biederer, edler Mann, außer diesen Eigenschaften noch ausgestattet mit großer Weltkenntniß und einer höchst ausgezeichneten Bildung."

Nachtrag des Herausgebers.

Ein paar beglaubigte Anekdoten aus dem Leben des Generals von Kamptz dürften hier noch am Platze sein.

1. Als nach der französischen Occupation 1806 die mecklenburgischen Truppen zeitweilig ganz aufgelöst worden waren, wodurch namentlich die Lage der Offiziere eine sehr prekäre ward, schrieb Kamptz aus Rostock unterm 10. März 1807 an den späteren General von Boddien, mit dem er 50 Jahre lang in enger, stets ungetrübter Freundschaft verbunden war: „Marschall Mortier, zu dem Pressentin und ich Namens des Offizier-Corps geschickt worden waren, um unsere betrübte Lage vorzustellen, empfing uns sehr liebreich, fragte nach dem Wohlergehn Serenissimi, versicherte wiederholt das blos Einstweilige aller genommenen Maßregeln, erkannte mitseufzend, — wir machten es ihm vor, — die Härte unserer Lage an, und ließ uns schließlich an seiner Tafel Speise und Trank genießen. Einige Male, wie es mir vorkam, blickte er uns verstohlen an, als wundre er sich über unsere Wohlbeleibtheit. Man hätte auch wirklich grade zu dieser Mission lieber ein paar Magere auswählen sollen!" —

2. Gleich ehrend für den Großherzog Paul Friedrich wie für den General v. Kamptz ist Folgendes:

Eines Abends bei Hof trat der Großherzog, — der in den militärischen Conferenzen des Vormittags, wie häufig, vielfachen Widerspruch bei dem überhaupt ungewöhnlich freimüthigen Kamptz gefunden hatte, — an einen Tisch und äußerte derb seinen Mißmuth über den stets so schwierigen alten Kamptz. Natürlich und pflichtschuldigst machten die Zuhörer Chorus; — da schnitt aber der Großherzog plötzlich deren Reden ab, füllte sich ein Glas und erhob es mit den Worten: „Aber ein braver Mann ist er doch, — er soll leben!" —

XXIII.

Der Landsyndicus Dr. Drewes,

geb. 31. Juli 1776, gest. 23. Januar 1843,

dargestellt in Beziehung auf das Jubiläum des mecklenburgischen Landesvergleichs von 1755.

(Aus dem Norddeutschen Correspondenten, Jahrgang 1855, No. 12. Verfasser: Landrath von Maltzan auf Rothenmoor.)

In dem angetretenen Jahre 1855 ist am 18. April zu Rostock vor hundert Jahren der landesgrundgesetzliche Erbvergleich zwischen Fürsten und Ständen abgeschlossen. Wie im Anfange unserer Geschichte die Verhältnisse von Fürst zu Volk im Keime zu erkennen sind, haben sich diese Keime aus der Zeit des ungeschriebenen Rechtes in die Zeit des geschriebenen Rechtes hinüber so folgerichtig entwickelt und gegen alle Angriffe bis heute bewahrt, wie in keinem anderen deutschen Lande. Denn sind in der ersten Zeit, wo geschriebenes Recht als nothwendig erkannt wurde, in allen deutschen Landen Handfesten, wie man oft die Verträge der Fürsten mit ihrem Volke nannte, verfaßt, so hat das 17. Jahrhundert schon begonnen, sie zu zernichten in französischem Herrschersinn, und nur nach dem Freiheitskriege gab man Constitutionen, aber wieder in französischem Sinn. Der Organismus in diesen Ländern vor und nach dem 30jährigen Kriege hat gar keinen inneren Zusammenhang. Anders in Mecklenburg. Schon die Union 1523 verfestet bloß urkundlich als

Corporationen, was in dem Sinne der Zusammengehörigkeit meist nur durch Einzelne bis dahin ausgeübt worden. Später die Reversalen von 1572, fortschreitend zu denen von 1621 bis zum Landesvergleich von 1755 sind nur eine Fortentwickelung, den weiter ausgebildeten Lebensverhältnissen folgend; der zusammenhaltende Faden von Anfang bis jetzt wurde nicht abgerissen. Daher konnte, neben allen Umwälzungen in anderen Ländern, in Mecklenburg nach hundert Jahren der Landesvergleich ebenso lebenskräftig bestehen, wie beim Abschluß. Denn noch ist sein direktes Steuerwesen das sichere Abmaaß für die Landesabgaben (die städtische indirekte Steuer ist eine Abnormität, von der man sich zurücksehnt, auch durch Ablösung einzeln beseitigt); noch ordnet der Unterschied von dem rathsamen Bedenken und der Zustimmung der Stände ihre Mitwirkung zur Gesetzgebung in glücklicher Staatsweisheit; noch besteht die ständische Theilnahme an kirchlichen Beziehungen so umfänglich, daß ein erwachender kirchlicher Sinn den Landtag im Dienste Christi wirken lassen kann. Auch ist das frühere Familienverhältniß des Gutsherrn zu den Gutseinwohnern, in der Art, wie es dem Bemittelten zu den Unbemittelten geziemt, zu einem freien Gehorsam hingeführt, wobei die Willkür des Gutsherrn beschränkt bleibt, um das Nothwendigste für das Leben reichen zu müssen.

Gleichwie in Mecklenburg der kirchliche Glaube von dem apostolischen Bekenntnisse an in allen weiteren Bekenntnissen zur Concordienformel hin keine neue Lehre, sondern nur eine Vertiefung der Lehre darlegt, so ist das staatliche Verhältniß gleich folgerichtig in Mecklenburg vom Keime an bis heute fortentwickelt. Das Glaubensleben hat aber auch die mecklenburgischen Zustände so durchdrungen und die ständische Verfassung mit der lutherischen Kirche so innig verbunden, daß wer den lutherischen Glauben anfeindet, auch Feind der Verfassung ist. Christus ist der Eckstein aller Gemeinschaft in Mecklenburg.

Man begreift den Einfluß des Landesvergleichs am besten, wenn man einen Mann vor Augen stellt, der in jenem Vertrage lebte und wirkte. Dafür ist kaum Jemand geeigneter, als der weiland Landsyndicus Doctor Drewes, der nach den ersten 50 Jahren, 1805, in seine öffentliche Stelle eintrat.

Drewes, der Sohn eines Geistlichen zu Boizenburg, war den 31. Juli 1776 geboren. Schon mit 21 Jahren seine Studien durch die Promotion in Göttingen zum Doctor beider Rechte vollendend, widmete er sich in Schwerin der Advokatur. Um die Zeit lebte dort der Justizrath v. Päpcke,

ein Jugend- und Studienfreund von Dr. Drewes, in vielfachen Verbindungen und lenkte die Aufmerksamkeit auf den jungen Advokaten, so daß, als damals der bisherige Landsyndicus Manzel erkrankte, und die Stände die Nothwendigkeit erkannten, ihm einen Substituten zu setzen, Drewes veranlaßt ward, sich um diese Stelle zu bewerben. Obschon zwei ausgezeichnete Mitbewerber ihm zur Seite standen, erwählte man doch Dr. Drewes auf dem Herbstlandtage in Sternberg 1805 zum Vice-Landsyndicus. Bald kam eine schwere Probezeit für die Verfassung und für einen tüchtigen Landsyndicus, diesen Beirath der Stände, nach dem Einmarsch der Franzosen 1806. Der Landesherr ward aus Schwerin verdrängt, und als ihn der Beitritt zu dem Rheinbunde wieder zurückführte, die fortgesetzte französische Besatzung dem Lande große Lasten aufbürdete, hielt die Regierung nun ein verändertes Verwaltungswesen für nöthig. Geld war das nöthigste; und da unsere Fürsten in der Verfassung nie ein Hinderniß für ihre landesväterliche Gesinnung erkannt haben, ward es dem Convocationstage 1808 nicht zu schwer, die Verfassung mit der rheinbündischen Souverainetät in Einklang zu bringen, zumal die Stände für Abbürdung von Schulden und zu erweiterten Regimentsunkosten willig bereit waren. Aber es hub hier ein Kampf an, ob directe oder indirecte Steuern die Grundlage der Besteuerung bilden sollten. Alle indirecten Systeme wurden anzupassen bearbeitet, jahrelang, doch die bei Erhebung nicht kostspieligen und am wenigsten belästigenden directen Steuern blieben vorangestellt, und so hielten deren Bestimmungen im Landesvergleich Stand. Die außerordentlichen Steueredicte, welche man von nun an bewilligte, hielten bei Heranziehung aller Unterthanen zur Besteuerung doch wesentlich die directen Steuern fest. Und als mit Beibehaltung des außerordentlichen Edicts für bestimmte neue Landesausgaben, der Streit vornehmlich zwischen Ritter- und Landschaft 20 Jahre später ausgeglichen wurde, war es der Gedanke an die nach dem Landesvergleich zu dreien gleichen Theilen von Domanium, Ritter- und Landschaft zu tragende Last, welche von jedem Edicte für die Ritter- und Landschaft eine Summe zu eigener Bestimmung absetzte, um eine gleiche Aufbringung in etwas herzustellen. Drewes konnte mit Rath und That, denn er verfaßte den Vergleich, das Quotensystem des Landesvergleichs stützen.

Aber auch der Geist der Zeit nahm seinen Anlauf gegen das, was der Landesvergleich über die Gesetzgebung festsetzte.

Die nächste Veranlassung gab die Nothwendigkeit, eine weitverzweigte, gefährliche Diebesbande, die des Mehl, zur Haft und Bestrafung zu bringen.

Hierzu schien die Concentration der patrimonialen Criminal-Rechtspflege bei einem allgemeinen Untergerichte erforderlich. Die Stände lehnten im August den Antrag ab, schon der Kosten halber, weil die französische Besetzung alle Monat schwere Steuern veranlaßte. Die Regierung ließ den Herbstconvent ohne weitere Anforderung vorübergehen und verlangte nach demselben binnen 14 Tagen gegen Weihnachten bestimmte Vorschläge und drohte, sonst vorzuschreiten. Der E. A. war ohne ständischen Auftrag; in der Kürze konnten die Stände nicht versammelt werden; es waren also gemäß des §. 195 des Landesvergleiches vom Landesherrn die Landräthe dem E. A. für diesen Fall der Gefahr beim Verzuge beizuordnen. Darum suchte der E. A. nach; es ward dies Gesuch bewilligt, jedoch dasselbe als eine unwesentliche, unbehülfliche alte Form bezeichnet.

Die Verfassung, noch glücklich in dem Beitritt zum Rheinbunde bewahrt, war hier bedroht, so daß zu deren Erhaltung die Stände sich vertrauend an die immer huldvolle, conservative Gesinnung ihres Landesherrn wendeten. Drewes hat in dieser Angelegenheit so schön und wahr geschrieben, daß man hier den bedeutendsten Moment in seiner Wirksamkeit finden kann. Es kam bald das Jahr 1813, und die Freudigkeit, womit unser hoher Landesherr die ersten Befreier aufnahm, verbürgte die Abneigung gegen alles französische Souveränitätswesen. Besiegelt ward dann die fürstliche Erbweisheit, welche ja sich selbst Schranken setzte, durch die Acte für die Compromißinstanz vom 27. Nov. 1817 zur Schlichtung von Streitfragen und durch die vom Deutschen Bunde verlangte Garantie der Verfassung. Was denn hierher gehörig bei der Errichtung des Oberappelationsgerichtes und in den Verhandlungen des Convocationstages 1827 abgefaßt werden mußte, dessen Verfasser war Drewes in der umsichtigen und kräftigen Weise, die alle seine Schriften bezeichnet. Als man in andern deutschen Ländern sich nicht zurecht finden konnte im Anpassen fremder Formen, und darüber viel Unmuth von allen Theilen laut wurde, da konnte in dem Jahre der Julirevolution Drewes Namens des Landtages in der Antwort auf die landesherrlichen Propositionen Eingangs sagen: „Wenngleich die bewährte Verfassung unseres Vaterlandes sich der glücklichen Einrichtung erfreut, daß die getreuen Stände durch ein sie repräsentirendes beständiges Collegium mit ihren geliebten Landesfürsten über die inneren Angelegenheiten des Staates in einer ununterbrochenen Verbindung stehn, so erhält diese Einrichtung doch erst dadurch ihre Vollendung, daß außerdem auch das Corps der Stände unmittelbar selbst auf den jährlichen ordentlichen

Landtagen mit den allerdurchlauchtigsten Landesherren noch in eine nähere, auf ein wechselseitiges Vertrauen gestützte Verbindung tritt, um nicht nur die erforderlichen Steuern frei zu bewilligen, sondern auch überhaupt seine verfassungsmäßige Theilnahme an der Gesetzgebung wirksam auszuüben. Diese nähere Verbindung — abgesehen von der für das Wohl des Landes so wichtigen Bedeutung solcher landtägigen ernsten, einfachen Verhandlungen — erweckt, zumal in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen, ein so erhebendes Gefühl, als sie zugleich auch ein inniges, treues und ehrerbietiges Anschließen ist an angestammte und eben dadurch den Gesinnungen und Herzen der getreuen Stände und Unterthanen so nahe verwandte theure Regenten, wodurch die Fortdauer der glücklichen inneren Ruhe des Vaterlandes gewiß edel und sicher verbürgt wird."

Es ist hier ein vollständiger Ausdruck des Lebens in unserer Verfassung gegeben. Glücklich, wenn ein Land sich seines angestammten Fürsten in alten Landesgrenzen erfreut, ohne neue Besitz-Erwerbungen, welche nur Fremdartiges, Schwerzuverschmelzendes hinzubringen! —

Man kann nicht die Verfassungsfragen dieser Zeit besprechen ohne des Großherzogs Friedrich Franz I. zu gedenken, und wie da neben ihm standen der Minister von Plessen, der Landrath von Oertzen auf Kittendorf und der Landsyndicus Drewes. Plessen war auf dem Congreß zu Wien und am Bundestage zu Frankfurt das treue Organ seines Fürsten für deutsche und besondere mecklenburgische hochherzige Gesinnung; und es charakterisirt ihn die einst vernommene Antwort an seinen Herrn, wie von zu machenden Verfassungen die Rede war: „ja wenn man eine Verfassung machen könnte!" und er diese Antwort scharf betonend wiederholte. Der Kittendorfer, so ward von Oertzen kurzweg genannt, war seiner Zeit die Seele der ständischen Berathungen mit seiner eindringenden Auffassung, der klaren bündigen Darstellung, mit Ruhe oder Heftigkeit, wie es gerade nöthig war, und mit der Gabe, bei der lebhaftesten Discussion der Umstehenden, ungestört ein oft umfängliches Protokoll zu führen. Drewes war dann der beredte für die Verfassung begeisterte Darsteller der ständischen Schriften. Mit Unterstützung dieser Männer hat Friedrich Franz I. Mecklenburg in seiner ererbten gesegneten Eigenthümlichkeit seinen Nachfolgern überliefern können. Was nicht an dem Sarge dieses hochbegabten Fürsten gesagt ward, der mit seiner Regierung die Hälfte der Zeit seit dem Landesvergleiche ausfüllt, das sei hier nicht verschwiegen. Schwere Zeiten ließen den Landesherrn öfter mit Geldforderungen vor die Stände

treten; er dachte und sagte es auch dabei: meine Stände wissen am besten, was Noth thut; und wenn dann keine oder geringere Bewilligung erfolgte, war ihm irgend ein Unmuth gegen Personen fremd, scherzte er höchstens über das Mißlingen. Wie der edle Landesherr hier die verfassungsmäßige Steuerbewilligung aufrecht erhielt, war ihm der Rechtszustand seiner Unterthanen so ehrwürdig, daß er dafür schon in höheren Jahren doch die Kraft besaß, selbstständig im Widerspruch seiner Räthe zu handeln. Erst der neuen Zeit ist es vorbehalten, daß die kirchlichen Angelegenheiten in den ständischen Verhandlungen zur Sprache kommen. Friedrich Franz I. war sich aber seines landesherrlichen Bisthums wohl bewußt, und in diesem Bewußtsein erließ er an die theologische Prüfungsbehörde 1801 eine Mahnung gegen den Rationalismus in der Philosophie Kants; dann wie Deutschland für die Union zu schwärmen anfing, ward die Union 1817 landesherrlich verboten; und als der Herzog Adolph katholisch wurde, hat der fürstliche Vater, gewiß mit Unrecht katholisirend vermuthet, Höchstsich gegen diesen Uebertritt brieflich ausgesprochen, und Abschrift jenes Briefes zum Zeugniß für die Nachwelt zu seinen Papieren gelegt. Gewiß wird sich das Zeugniß unseres lutherischen Landesherrn in dem Nachlasse finden.

Drewes stand noch in voller Kraft, als ihn der Tod seines einzigen Kindes, eines Jünglings von schöner Hoffnung, der schon die Universität bezogen, so tief beugte, daß der Schmerz von seinem übrigen Leben die Frische abstreifte. Seine Frau war die Schwester des Jugend- und Thätigkeitsgenossen, des Justizraths von Päpcke. Langsam starb das Leben in Drewes ab, er entsagte einige Jahre vor seinem Ende den Arbeiten, und sein Tod kam den Freunden am 23. Januar 1843 zu Rostock nicht unerwartet.

Drewes war nicht groß, gedrungener Gestalt, in seinem Aeußern war Ordnung und Nettigkeit bemerkbar; die frischen, edlen Gesichtszüge und das fragende Auge bekundeten den scharfen Geist. Bei allem Entschiedenen, ja Fordernden in seinem Wesen vereinte sich damit etwas, welches Kindlichkeit zu nennen wäre, so schwer ward es ihm, eine Abstimmigkeit seiner Freunde zu ertragen; er war liebenswürdig in der Ausgleichung. Sehr gewissenhaft faßte Drewes seine, beiden Ständen angehörende Stellung auf; doch sah er in den ritterschaftlichen Ansichten mehr Conservatives, und die Verfassung zu bewahren ging ihm über Alles. An seiner geistigen Ausbildung erkannte man den Schüler des großen Schulmanns Gurlitt, der eben so viel Liebe zur classischen, als zur deutschen schönen Litteratur

eingepflanzt hatte. Drewes besaß ein schönes Organ zum Vorlesen, obschon ein wenig lispelnd; und wenn er seine, fast künstlerisch ausgearbeiteten Vorträge las, verfehlten sie nie eine fortreißende Wirkung. Seine schriftstellerischen Arbeiten befinden sich außer seiner Doktordissertation ausschließend in den Landesacten. Schade, daß kein Nachweis über Einzelnes vorhanden! Gern würde man, wo die Revision der Stadtverfassungen bevorsteht, den Vortrag: über die Selbstständigkeit der Stadtmagistrate, lesen; er gehört zu Drewes' trefflichsten Arbeiten.

Wie Drewes den Herrn in seinem Worte suchte, wird der Herr ihm in der entscheidenden Stunde Gnade geschenkt haben.

XXIV.

Geheimer Medicinalrath Dr. G. A. Brückner,

geb. 18. Dec. 1789, gest. 30. März 1860.

Ein Nekrolog von E. Boll.

(Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg, 14. Jahrgang, 1860.)

Gustav Adam Brückner, zweiter Sohn des Hofraths Dr. A. F. T. Brückner, wurde am 18. Dec. 1789 zu Neubrandenburg geboren. Seine erste Schulbildung erhielt er nebst drei anderen Knaben, unter denen er besonders mit C. von Oertzen († 1837 als Landrath auf Brunn) in ein dauerndes und freundschaftliches Verhältniß trat, durch meinen Vater, der zugleich auch sein Schwager war. Auf den täglichen regelmäßigen Spaziergängen, welche derselbe mit den Zöglingen unternahm, und bei welchen mit großem Eifer Pflanzen und Schmetterlinge gesammelt wurden, erhielt die auf Gustav Brückner vom Vater vererbte Vorliebe für naturwissenschaftliche Studien Förderung und weitere Ausbildung. Andere Excursionen, bei denen mehr gymnastische Zwecke verfolgt wurden, machte er gelegentlich unter Fr. Jahn's Leitung, welcher sich damals, von der Universität Greifswald relegirt, eine Zeit lang in Neubrandenburg aufhielt und unter der hiesigen Jugend zuerst mit seinen Turnbestrebungen hervortrat. —

Neubrandenburg, und zwar das schöne Belvedere, ist daher als die eigentliche Geburtsstätte des Turnens zu betrachten, und als dessen Geburts-

zeit kann das Jahr 1803 gelten. G. Brückner schrieb darüber im Jahr 1853 an meinen Bruder Folgendes: „Jahn war in jenem Jahre, wie man sich heimlich sagte, aus Greifswald relegirt, weil er einen andern Studenten verführt hatte, auf einer Studentenversammlung öffentlich eine von ihm verfaßte oder bearbeitete Parodie auf die Bibel (die berüchtigte Commentatio de Quomodone) vorzutragen. Er wurde nun in Neubrandenburg unter dem Namen Fritz Hauslehrer bei den Söhnen des Baron von Lefort. Hier entwickelte er nun auf dem damaligen Badeplatze am Kropf (Ausfluß des Tollense-Baches aus dem gleichnamigen See) bald sein ungewöhnliches Talent, Knaben an sich zu ziehen, zu fesseln und unbedingt zu leiten. Ohne sein Zuthun sammelte sich ein Kreis von 20 bis 30 Knaben um ihn, die ihn nichts angingen, die er oft nicht einmal dem Namen nach kannte. Mit Eifer lernten sie von ihm schwimmen, tauchen, andere im Wasser unterstützen und retten u. s. w. Nach beendetem Bade begleitete die Schaar dieser Freiwilligen ihn und seine Eleven nach Belvedere. Hier lehrte er Laufen, Klettern, Springen, besonders aber Ringen. Er theilte den Haufen in zwei, den Kräften nach etwa gleiche Parteien, deren eine Belvedere besetzen, die andere es erobern mußte, wobei zerrissene Kleider und blutige Köpfe alltägliche Erscheinungen waren. Abhärtung gegen jede Unbill der Natur, Uebung aller Kräfte, mit entschiedener Hinweisung auf die Nothwendigkeit, die deutsche Nation zu einer mannhaften, den fremden Feinden wieder gewachsenen zu erziehen, — war überall sein Augenmerk! Dabei hatte er seiner politischen Ansichten schon damals kein Hehl. Als im Herbst das Baden aufhörte und die Zahl der Begleiter sich minderte, mußten wir Spaten und Beile mitbringen. Er unterrichtete im Faschinen-Flechten, und mit deren Hülfe an dem steilen Ufer Steige, Treppen und Rasenbänke anzulegen. Im Winter wurden Schneeschanzen gebaut und mit Schneebällen vertheidigt und erobert. Dazu diente besonders der Hohlweg hinter dem neuen Kreuze. Im Herbste 1804 verließ Jahn Neubrandenburg."

Um dieselbe Zeit trat G. Brückner in die lateinische Schule seiner Vaterstadt ein, welche er vier Jahre lang besuchte und dann Michaelis 1808 die Universität Göttingen bezog um Medicin zu studiren. Nachdem er am 20. März 1811 promovirt hatte, holte wenige Tage später sein Freund C. von Oertzen, der inzwischen gleichfalls seine Studien vollendet hatte, ihn von dort zu einer gemeinschaftlichen Reise nach Italien ab, — in jener Zeit ein noch bedeutenderes und schwierigeres Unternehmen, als jetzt eine

Reise etwa nach Brasilien. Sie nahmen ihren Weg über Cassel, Frankfurt, Heidelberg nach Stuttgart, woselbst sie, da v. Oertzen an die dortige mecklenburgische Adelscolonie Empfehlungen hatte, mehrere Tage blieben und interessante Bekanntschaften machten, wie z. B. mit Dannecker, der damals gerade an seiner Ariadne arbeitete. Darauf begaben sie sich über München und Salzburg nach Wien, wo sie sechs Wochen verweilten und häufige botanische Excursionen in die Umgegend (z. B. nach Baden, dem Kalenberg, der Türkenschanze) machten und auch die Botaniker Trattenick, v. Portenschlag und v. Schott kennen lernten. Gegen Ende Mai brachen sie von Wien wieder auf und begaben sich über den Sömmering nach Judenburg, von wo aus sie eine sehr reichlich lohnende botanische Alpen-Excursion unternahmen. Dann ging es nach Klagenfurt, wo sie an den Professor von Vest empfohlen waren und auch die Bekanntschaft des Botanikers Traunfellner machten, und sodann weiter über Villach, Pontieba 2c. nach Venedig. Hier verweilten sie vier Tage und hatten, nahe beim Ponte Rialto am großen Canale wohnend, damals schon Gelegenheit die (später bestätigte) regelmäßige Bewegung der Ebbe und Fluth in Venedig zu beobachten. In Padua und Bologna, durch welche Städte ihr fernerer Weg sie dann führte, fiel ihnen besonders der stark vernachlässigte Zustand der dortigen botanischen Gärten auf, deren Leitung nach dem bei der Vertheilung der Universitäts-Aemter dort herrschenden Modus in die Hände von Professoren kommen konnte (und in Padua auch damals wirklich gekommen war), die von der Botanik auch nicht das Geringste verstanden. Ueber Rimini, Ancona, Loretto und Terni gelangten sie endlich nach Rom.

Hier verweilten die Reisenden vorläufig vier Monate und wurden bald in einem Kreise trefflicher Künstler und Gelehrter heimisch, zu dessen vornehmsten Mitgliedern damals gehörten: Thorwaldsen, Camuccini, die beiden Riepenhausen, der Landschaftsmaler Josef Koch, der auch als Dichter bekannte Maler Müller, Cornelius, der Kupferstecher Ruschweyh, der später so berufene Zacharias Werner, Schlosser (der Bruder des Historikers), die beiden Botaniker Dr. Sebastiani und Sigur. Mauri.

Von Rom aus machten die beiden Reisenden viele Ausflüge nach Ostia, ins Sabiner- und Albanergebirge u. a. O. Brückner hat mir zwar manches Interessante von diesen Excursionen erzählt, (denn die Erinnerungen an die schöne italienische Reise hatten sich bei ihm sehr lebendig erhalten), doch vertraue ich meinem eigenen Gedächtnisse nicht so viel, als daß ich es wagen könnte, seine mündlichen Mittheilungen, die er mir vor

Jahren gelegentlich darüber gemacht hat, hier mit der nöthigen Treue zu wiederholen. Nur über einen einzigen Ausflug, — eine Wanderung, die Brückner allein mit einigen Freunden und Malern im October nach dem letztgenannten Gebirge unternahm, und bei welcher sie von einem sehr heftigen Gewitter überrascht wurden, liegen mir zufällig in einem 1857 an mich geschriebenen Briefe Brückner's, zu welchem ihm eine mich damals beschäftigende Arbeit über die Gewitter den Anlaß gab, einige Notizen vor. „Wir erreichten eben noch vor Ausbruch des Unwetters (so erzählt er) das zwei Meilen von Rom an der nördlichen Abdachung des Gebirges gelegene Marino. Dort legten wir uns in einem großen Gemache zur Ruhe, indem unsere vier Bettstellen mit dem Kopfende alle an einer Wand standen. Plötzlich aber drang dort das Regenwasser so durch die Decke, daß es von der Wand herabrieselte, und wir uns an eine trockenere Stelle des Zimmers flüchten mußten; dabei tobte der Sturm, daß das Haus bebte. Da es schon gegen Morgen ging, verzichteten wir auf Schlaf und kleideten uns an. Indeß hatte das Wetter sich beruhigt und der Donner grollte schon ferner. Wir öffneten die Fensterladen und hatten nun einen unbeschreiblich schönen Anblick: die weite Ebene Roms lag vor uns; rechts stand das Gewitter, die Apenninen und den Raum von den Bergen bis über Rom hinaus verhüllend, prachtvoll blitzend und donnernd. Eine Menge einzelner Feuer leuchteten hier und da in der Ebene, angezündet von den in dieser Jahreszeit mit ihren Heerden schon von den Bergen in die herbstlich neugrünende Ebene herabgezogenen Ziegenhirten, die sich daran wärmen und ihre durchnäßten Kleider trocknen. Links stand über dem Meere der untergehende Vollmond, sich spiegelnd in dem Wasser. In Rom schlug bei diesem Gewitter der Blitz zweimal in die steinerne Treppe der Villa Medici, achtmal in verschiedene Cypressen der Villa Ludowisi, — im Ganzen 14 Mal in der Stadt ein, aber ohne zu zünden. Dabei regnete es dort so heftig, daß v. Oertzen, der in Rom zurückgeblieben war, auf dem Heimwege von der Restauration in einer ziemlich stark bergan steigenden Straße Mühe hatte, dem ihm entgegenstürzenden Wasser zu entgehen. Viele Römer behaupteten zugleich ein leichtes Erdbeben verspürt zu haben, und dafür sprach auch, daß ein langes Stück einer Mauer in der via pia eingestürzt und von dem höchsten Rand des Colosseums einige Massen herabgefallen waren."

Am 5. November 1811 brachen Brückner und Oertzen mit einer Caravane von 36 Personen von Rom auf und begaben sich nach Neapel, wo

sie bei einem jungen Ehepaare Namens Döhler, den Eltern des später als Clavierviruosen bekannten Döhler, sich einmietheten. Die Reisenden hatten den Plan gemacht, im nächsten Frühlinge von Rom aus die Apenninen bis nach Calabrien hinab zu durchwandern, und deshalb Gelegenheit genommen mit allerlei Leuten Bekanntschaft zu machen, die in dem Rufe standen, früher mit Räubern Verbindungen unterhalten zu haben; einer, ein Gastwirth, stellte dies auch gar nicht in Abrede, und versprach, sie für ihre Reise mit Freibriefen zu versehen, und Tenore in Neapel, der nachmals so berühmte Botaniker, wollte ihnen Müratsche Pässe verschaffen. Inzwischen benutzten sie ihren Aufenthalt in Neapel zu häufigen Ausflügen nach Pompeji, Puzzuoli, Bajä und dem Vesuv, und kehrten dann acht Tage vor Weihnachten nach Rom zurück. Hier fanden sie aber die niederschlagende Nachricht vor, daß der bevorstehende Krieg zwischen Frankreich und Rußland es unmöglich mache, sie von Hause aus noch weiter mit Geld zu versehen, und daß sie daher ihre Rückreise antreten müßten. Dies geschah denn nun auch am 13. Januar 1812 mit einem Vetturino, den sie für 100 Dukaten bis Frankfurt a. M. gemiethet hatten. Der Rückweg ging über Florenz, Mailand, Turin, den Mont Cenis und durch die Schweiz, und so gelangten sie am 25. März nach einjähriger Abwesenheit, durch viele Kenntnisse und Erfahrungen bereichert, glücklich wieder in der Heimath an.

Eine botanische Frucht dieser Reise aber waren ca. 2000 Pflanzenspecies, die sie mit zurückbrachten, und unter denen sich manche ansehnliche, damals noch unbeschriebene neue Arten Italiens befanden, an deren Veröffentlichung G. Brückner anfangs durch die Berufsgeschäfte, die sich ihm bald nach seiner Rückkehr darboten, gehindert wurde, und späterhin, als er mehr Muße fand, war es zu spät, denn Andere, die nach ihm in Italien gesammelt, hatten eben diese Novitäten gefunden und bekannt gemacht. Doch verfaßte er sogleich nach seiner Heimkehr und zwar in Berlin, wo er die übrige Zeit des Jahres 1812 verlebte, eine Schilderung der Flora von Rom, die im Magazin u. s. w. der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin (1812) abgedruckt und hernach auch in Okens Isis III. S. 1748 im Auszuge mitgetheilt worden ist; darin stellt er zuerst die Gramineengattung Ampelodesmos auf, welche man späterhin mit Unrecht Link zugeschrieben hat. Diese kleine Arbeit gab der wissenschaftlichen Welt, so viel ich weiß, die erste auf linnéische Principien begründete botanische Kunde von der Vegetation der Umgegend jener weltberühmten Metropole, eine

Kunde, die erst sechs Jahre später durch den im Jahre 1818 von Sebastiani und Mauri herausgegebenen Prodromus Florae Romanae wesentlich vervollständigt worden ist. Die beiden Verfasser dieses letzteren Werkes hatten mit unseren Reisenden während ihres Aufenthaltes in Rom in lebhaftem botanischen Verkehr gestanden, und waren von ihnen zuerst etwas tiefer in das linnéische System eingeweihet und bei der Abreise mit Wildenows Species Plantarum, einem bis dahin in Rom unbekannten Buche, beschenkt worden. Beide wurden in der Folge Professoren der Botanik in jener Stadt, zuerst Sebastiani, und als dieser geisteskrank ward, erhielt Mauri seine Stelle.

Bald nach der Heimkehr, schon zu Anfang des J. 1813, ließ Brückner sich als praktischer Arzt zu Ludwigslust nieder, wo damals nur ein einziger schon sehr bejahrter Arzt vorhanden war, indem die Militärärzte mit den Truppen ins Feld gerückt waren. Hier fand er bald einen ausgedehnten Wirkungskreis, indem ihm nach und nach neben seiner Privatpraxis auch mehrere ärztliche Aemter übertragen wurden; er wurde Gensdarmeriearzt, Physikus in den Städten und Aemtern Dömitz, Eldena, Grabow und Neustadt u. s. w., und erhielt wenige Wochen vor seinem Tode noch das Prädikat eines Geheimen Medicinalraths. Trotz seiner vielfachen ärztlichen Beschäftigung fand er doch bei der Lust und Liebe, die ihn zu einer über seinen praktischen Beruf hinausgehenden wissenschaftlichen Thätigkeit beseelte, gelegentlich Muße zu kleineren literarischen Arbeiten. Von diesen lagen jedoch nur wenige auf medicinischem Gebiete. Schon im J. 1812, noch in Berlin, hatte er eine kleine unbedeutende physiologische Abhandlung „über die unsichtbaren Ausdünstungen thierischer Körper" geschrieben, welche in Flörke's Repertorium Bd. IV. 2. S. 95 ff. eine Stelle gefunden hat. In Ludwigslust veröffentlichte er im J. 1817 als Gratulationsschrift zur Feier des 50jährigen Doktorjubiläums seines Vaters „Bemerkungen über das Wasserbrechen", — eine unter dem norddeutschen Landvolke endemische Krankheit, als deren Hauptursachen er den häufigen Genuß des Schwarzbrodes betrachtet, und zu deren Heilung er Wismuth als sehr wirksam empfiehlt. Darauf folgte im J. 1827 ein kleiner Aufsatz in Nr. 463 des Freimüth. Abendblatts über die Heilquellen Doberans, und dies ist auch, so viel ich weiß, seine letzte vor die Oeffentlichkeit getretene medicinische Arbeit, denn eine noch spätere, größere, mit der er sich in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte und zu welcher er vorzugsweise befähigt war, nämlich ein Handbuch der Diätetik, — ist leider! unvollendet geblieben.

So wenig es mir, einem Laien, auch zusteht, über G. Brückners Wirksamkeit auf dem Gebiete der praktischen Medicin ein Urtheil zu fällen, so kann ich doch nicht umhin, über dieselbe einige Worte einfließen zu lassen; denn ich selbst verdanke ihm auch in dieser Beziehung zu viel, als daß ich über diesen Zweig seiner Thätigkeit mit Stillschweigen hinweggehen könnte. Durch vielseitige wissenschaftliche Bildung, und auch dem Gebiete der Kunst nicht fremd, hatte er einen weiten und freien Geistesblick sich erworben. Namentlich war durch die von Jugend auf mit Vorliebe gepflegten naturwissenschaftlichen Studien seine Beobachtungs- und Combinirungsgabe in hohem Grade geschärft worden, und diese wendete er nun auch mit großem Erfolge auf die Heilkunst an. Nicht nach hergebrachten, unabänderlichen Regeln zog er gegen die Krankheit zu Felde, sondern, die Individualität seines Patienten genau studirend, modificirte er dieser gemäß beständig seine Taktik. Namentlich bei chronischen Leiden, in deren Behandlung Aerzte so oft die Geduld verlieren, war er unermüdlich; in derartigen Fällen aber wenig auf die Heilkraft der Medikamente bauend, suchte er durch Aenderung der ganzen körperlichen und geistigen Lebensweise des Patienten das Uebel entweder an der Wurzel zu fassen, oder, wo dies nicht thunlich, es wenigstens zu mildern und dem weiteren Fortschritt desselben ein Ziel zu stecken. In der Diätetik hatte er sich dadurch eine wahre Meisterschaft erworben, und was sich auf diesem Wege erreichen läßt, wenn der Sorgfalt des Arztes ein unbedingter Gehorsam von Seiten des Patienten entgegen kommt, das hat er zur Genüge an sich selbst gezeigt, indem er vierzig Jahre lang mit einem sehr drohenden Lungenleiden gekämpft hat, bevor dasselbe am 30. März 1860 nach einem nur zweitägigen Krankenlager seinem Leben ein Ziel setzte; noch in den letzten Wochen konnte er eine schwierige und angreifende gerichtsärztliche Untersuchung ausführen, und nur fünf Tage vor seinem Tode schrieb er noch einen mehrere Seiten langen Brief an mich. Die Zahl derer ist nicht klein, welche gleich mir ihm und seiner Heilkunst eine dankbare Erinnerung bewahren werden.

Werfen wir nun, was für unsern speciellen Kreis von größerem Interesse ist, einen Blick auf Brückners naturwissenschaftliche Wirksamkeit. Bald nach ihm, 1816, war auch der jetzt noch in der Nähe von München lebende H. (v.) Schubert von München als Instruktor der Herzogin Marie nach Ludwigslust berufen und unter dessen, sowie des braunschweigischen Bergraths Abich Leitung auch das Braunkohlenlager bei Malliß im J. 1820

aufgefunden worden. Brückner interessirte sich auf das Lebhafteste für diese Entdeckung, und wendete sich nun mit großem Eifer der vaterländischen Geologie zu. Mit der Oberflächengestaltung und Beschaffenheit Mecklenburgs durch viele Reisen sehr vertraut geworden, von dem aber, was unsere diluviale Bodendecke birgt, nur das Wenige kennend, was bergmännisch, aber nicht strenge wissenschaftlich, beim Aufsuchen jenes Braunkohlenlagers ermittelt war, und durch Vorliebe für Steffens und dessen Naturphilosophie wenigstens auf diesem Gebiete des Wissens für kühne Hypothesen empfänglich, entwarf er im J. 1825 in seiner Schrift, welche den Titel führt: „Wie ist der Grund und Boden Mecklenburgs geschichtet und entstanden?“ und die er selbst als ein geognostisch-geologisches Fragment bezeichnet, eine Skizze von der Beschaffenheit und Bildungsgeschichte unseres Bodens, in welcher aus Mangel an geognostischen Thatsachen geologischen Hypothesen ein sehr großer Spielraum gestattet worden ist. Dies erkannte er hernach sehr wohl selbst an. Denn als ich zwanzig Jahre später mit einer ähnlichen Arbeit beschäftigt war, schrieb er mir: „Der Reichthum an Materialien ist es, der nach meiner Ueberzeugung jedem Werke dieser Art den größten, bleibenden Werth verleihet. Wenn wir mit unseren Hypothesen und Erklärungen auch noch so vorsichtig sind, so finden wir nach zehn Jahren doch selbst schon viel daran auszusetzen. Dennoch darf diese theoretische Seite in einem solchen Buche durchaus nicht ganz fehlen, wenn es — zumal unter Laien — Aufmerksamkeit erregen soll auf neue hierher gehörige Fakta.“ Letzteres eben, nämlich die Blicke seiner Landsleute auf diesen Zweig des Wissens hinzulenken, war auch bei seiner eigenen Arbeit, wie er am Schlusse der Vorrede selbst erklärt, seine hauptsächlichste Aufgabe gewesen, und die Lösung derselben ist ihm auch vollkommen gelungen. Denn jenes Buch war es, durch welches zuerst Lust und Liebe zu derartigen Studien in Mecklenburg geweckt worden sind; an seine Arbeit anknüpfend und durch ihn unmittelbar dazu angeregt und geleitet, haben andere später weiter gebauet, und wenn es diesen gelungen ist, die Stützen der Hypothese nach und nach immer mehr durch einen wirklichen geognostischen Unterbau zu ersetzen, so bleibt Brückner doch immer derjenige, der den ersten Anstoß zu allem diesem gegeben hat.

Nach dem Erscheinen jenes Buches setzte Brückner seine Thätigkeit auf diesem Gebiete noch einige Jahre fort. Kaum war dasselbe nämlich veröffentlicht, als noch gegen Ende des J. 1825 ganz zufällig eine neue wichtige geognostische Entdeckung erfolgte, nämlich die Auffindung des mächtigen

Lübthener Gypsstockes. Brückner erhielt den Auftrag die genauere Untersuchung desselben zu leiten, und vollzog denselben mit gewohntem Eifer. Der Gyps wurde nach Qualität und Quantität genügend befunden, und daher der Abbau desselben begonnen. — In den J. 1827 und 28 gab Brückner im Freimüthigen Abendblatt (Nr. 444. 446—48. 470—72) „Beiträge zur Geognosie Mecklenburgs", — einen Nachtrag zu seinem geognostisch-geologischen Fragment, in welchem manche inzwischen zu seiner Kunde gelangte interessante Thatsachen zusammengestellt sind, und im J. 1828 wurden auf seine Anregung und unter seiner Leitung auf den Feldmarken von Brunshaupten, Basdorf und Wiegmannsdorf geognostische Bohrungen ausgeführt, die aber ohne erhebliches wissenschaftliches Resultat blieben; und erst in den J. 1853 und 54 ist es einem anderen Forscher (Hrn. Baumeister F. Koch) durch abermalige Untersuchungen gelungen, die dortigen geognostischen Räthsel zu lösen.

Durch alle diese eben angedeuteten Arbeiten war Brückner sehr bald der Mittelpunkt für diejenigen Landsleute geworden, welche sich in einer oder der anderen Weise für geognostische Dinge interessirten. Darauf bezügliche Anfragen, Zusendungen merkwürdiger Mineralien und Petrefakten erfolgten von vielen Seiten. So entstand bei ihm nach und nach eine kleine mecklenburgische geognostische Sammlung, die aber durchaus ungeordnet blieb, weil es ihm selbst an der nöthigen Muße fehlte, sich in das ungemein zeitraubende Studium der Petrefakten auch nur einigermaßen hineinzuarbeiten, ein Studium, welches in den Diluvialländern um so schwieriger ist, weil man gleichzeitig die verschiedenartigsten Formationen ins Auge fassen muß, und dabei von den Species in der Regel nur vereinzelte, oft sehr unvollkommene Exemplare zur Verfügung hat. Dennoch blieben jene von Brückner gesammelten Dinge nicht ungenutzt. Nachdem er nämlich mit dem Geognosten Fr. Hoffmann in Berlin bekannt geworden war, vertraute er diesem einen Theil der gesammelten petrefaktologischen Schätze zur Bearbeitung an; aus letzterer ist freilich nichts geworden, und durch Hoffmanns frühzeitigen Tod (1835) gingen für Brückner jene Petrefakten meist verloren, einige derselben waren aber durch Hoffmann in Leop. v. Buch's Hände gelangt, und gaben diesem Gelegenheit zu zwei petrefaktologischen Abhandlungen, die er im J. 1828 in der Berliner Akademie vortrug, und welche 1831 auch veröffentlicht sind. („Ueber die Silification organischer Körper u. s. w." und „Ueber zwei Arten von Cassidarien in den Tertiärschichten von Mecklenburg".) Außer diesen Sachen erhielt L. v. Buch aus Brückners Sammlung

auch noch ein bei Gr. Methling unweit Demmin gefundenes Exemplar der freilich schon früher im J. 1616 von F. Colonna erwähnten aber wenig beachteten und gekannten Terebratula diphya, und wenn ich nicht irre, so war es gerade dies mecklenburgische Exemplar, durch welches L. v. Buch in seiner Abhandlung über Terebratula (1834) zuerst wieder auf diese nun von ihm genauer charakterisirte, merkwürdige Art die Aufmerksamkeit der Petrefaktologen hinlenkte. Diese Terebratula und jene beiden Cassidarien waren die ersten wissenschaftlich untersuchten und sorgfältig beschriebenen mecklenburgischen Versteinerungen, und somit liegt wenigstens der Keim unserer Petrefaktenkunde, der sich jetzt schon zu einer Kenntniß von mindestens 1000 Arten entfaltet hat, in Brückners kleiner Sammlung, welche auch mir späterhin, als ich in den J. 1843 und 44 unter seiner Leitung und in seinem Hause meine Geognosie der süd-baltischen Länder schrieb, viel Material zu dieser Arbeit geliefert hat.

Mit L. v. Buch blieb Brückner übrigens von jener Zeit an in gelegentlichem Verkehr. Ueber den letzten Besuch, den v. Buch ihm im J. 1850 machte, erzählte er mir brieflich: „am 7. April früh, noch beim Rasieren beschäftigt, wurde ich durch einen Besuch L. v. Buchs überrascht. Ich setzte ihm sogleich eine Schieblade meiner Sammlung vor, in der er dann auch in gemüthlicher Ruhe so lange herumstöberte, bis ich mich angezogen und heimlich an Ackermann geschrieben hatte, der denn auch sofort herbeigeeilt kam, alle Taschen voll Mineralien. Der alte 76jährige Herr blieb fast bis Mittag, fortwährend ruhig musternd und uns über vieles belehrend. Bewunderungswürdig bewandert kannte er beinahe alles, fand aber doch manches ihm sehr interessante, was ihm natürlich sogleich zu Gebote gestellt wurde. Er machte davon aber so bescheiden Gebrauch, daß wir ihm manches aufdringen mußten, was er entschieden gern hatte; so nahm er z. B. von einer Muschel, die Virck in einem Kreidelager bei Malchin entdeckt hatte, (es war Avicola gryphaeoides Sow. von Gielow!) alle vier Exemplare, die ich hatte, offenbar sehr gerne an. Eine kugelrunde Versteinerung mit concentrisch-strahligem Gefüge, deren mehrere in einem Steine sich befinden, den ich einmal von Dir erhalten habe und die wir nicht kannten, erklärte er für eine Art von Krinoideen (es war Sphaeronites Aurantium His!), die schon von Linné beschrieben, aber bis auf die neueste Zeit verkannt sei. Er selbst habe ihre wahre Natur erst aufgedeckt in einer Monographie (über Cystideen, Berlin 1845), die er vor seiner letzten Reise nach England geschrieben, und die ihm dort in einer Natur-

forscherversammlung einen so ehrenvoll beschämenden Empfang bereitet habe, daß er es gar nicht erzählen möge. Natürlich ließen A. und ich nicht nach und er erzählte denn auch. — Daß auch von Dir die Rede war und er sich Deiner Arbeit sehr freute, kannst Du Dir denken, und daraus um so mehr ersehen, daß er mir auftrug, Dich zu grüßen und Dich aufzufordern, den Sternberger Kuchen monographisch zu bearbeiten. — Mit den wenigen acquirirten Schätzen in der Tasche, ging er Mittags zum Hause hinaus mit einem etwas schurrenden, langsamen Gange, der mit der Klage, „wenn ich jetzt des Tages sechs Meilen zu Fuße gemacht habe, so will es doch nicht so recht mehr gehen", — ziemlich contrastirte. Wie gewöhnlich war er jetzt wieder ohne alles Gepäck auf der Reise, so daß er sie beliebig zu Fuß, mit der Post oder auf jegliche andere Weise fortsetzen konnte. Hierher kam er von Berlin mit der Eisenbahn und wollte nach Holstein, um ein fossiles Austernlager, welches bei Bornhöft, und ein anderes, welches bei Lütjenburg aufgefunden, mit eigenen Augen zu sehen. Er hielt diese Lager für einen Beweis, daß Ost- und Nordsee dort früher zusammengehangen und nur durch die Erhebung der cimbrischen Halbinsel getrennt seien; mir erscheint aber dieses Faktum für einen so entscheidenden Ausspruch noch zu isolirt, wenn auch jedenfalls sehr interessant. Er meinte, da er sich von der Leichtigkeit überzeugt habe, Mecklenburg durch die Eisenbahn zu erreichen, so komme er wohl wieder." Aber er kam nicht wieder, — drei Jahre später war die ganze irdische Laufbahn des berühmten Geognosten schon vollendet.

Gleichzeitig mit den geologischen Forschungen Brückners, die im Jahre 1830 schon so ziemlich abgeschlossen waren, behauptete aber bei ihm auch die Liebe zur Botanik ihre älteren Rechte. Zu einer Verarbeitung der in Italien gesammelten Schätze kam es, wie oben schon angedeutet, freilich nicht. Im Jahre 1818 aber schickte er, ohne seinen Namen zu nennen, an Oken eine Abhandlung über die Blumenfarben ein, die in dessen Isis 1818 S. 468 f. abgedruckt ist. In dieser kleinen Arbeit machte er (wenn ich recht berichtet bin, — denn ich habe sie selbst nicht gesehen) zuerst auf eine interessante, die Pflanzenphysiologie betreffende Thatsache aufmerksam, nämlich auf die gesetzmäßige Vertheilung der Blumenfarben in der xantischen und cyanischen Reihe sowohl innerhalb des Varietätenkreises der einzelnen Species, als auch des Artenkreises jeder Gattung, — ein Gesetz, welches jetzt allen Botanikern hinreichend bekannt ist. — In eben jener Zeitschrift (1824 Beil. 3) veröffentlichte er hernach auch noch einen kurzen Bericht

über den damaligen Stand der Botanik in Mecklenburg. Der Erforschung der vaterländischen Flora hatte er nämlich sehr bald nach seiner Niederlassung in Ludwigslust sich hauptsächlich zugewendet, und diese ist ihm zu großem Danke verpflichtet. Mit einem tüchtigen Botaniker, den er schon in L. vorfand, dem dort nur wenige Tage vor ihm am 25. März 1860 im 92. Lebensjahre gestorbenen Plantagendirektor A. Schmidt, durchstreifte er gemeinschaftlich die Haiden um Ludwigslust, die Wiesen an der Elde und die Elbufer, und ihr botanischer Eifer belebte nicht nur die Apotheker- und Gärtner-Lehrlinge (wie z. B. Dr. Betcke und C. Pohlmann, † 1849 in Lübeck), sondern steckte auch manchen der Lehrer an, die an der dortigen Schule und am Seminarium angestellt wurden, wie z. B. Mussäus († als Pastor in Hansdorf), Meier († als Schulrath in Schwerin), Gerdeß (Rektor in Schwerin), C. Griewank (Präpositus in Dassow). Diese begannen Pflanzen, Mineralien und Insekten zu sammeln, und da sie die Naturgeschichte in den Lehrplan der Schule aufnahmen, so fingen auch bald viele Schüler an zu sammeln. So wurde Ludwigslust bald der Ort in Mecklenburg, in welchem die vaterländische Botanik am meisten blühete, und von wo aus Detharding in Rostock, als er im Jahre 1827 seinen Conspectus Fl. Megapp. schrieb, die kräftigste Unterstützung erhielt. Derjenige aber, durch welchen dort dieser Eifer hauptsächlich angeregt wurde, war G. Brückner. Im Umgange der liebenswürdigste Mann, wußte er als feiner Menschenkenner bei jedem, mit dem er verkehrte, sogleich die rechten Saiten anzuschlagen, und namentlich verstand er es meisterhaft jugendlichen Eifer zu naturhistorischen Forschungen anzuspornen. Dies Talent verließ ihn bis zum letzten Augenblicke nicht, und außer den oben Genannten sind noch andere zahlreiche dankbare Jünger durch ihn für die Wissenschaft gewonnen worden.

Selbst veröffentlicht auf diesem Gebiete hat Brückner nur noch einmal etwas. Die Resultate seiner botanischen und geologischen Forschungen in der Kürze zusammenfassend, schrieb er im Jahre 1841 als Anhang zu Langmanns Flora einen Abriß der mecklenburgischen Pflanzengeographie, worin er das ganze Land in fünf geognostisch verschiedene Florengebiete (Elbstrand, Haide, Sand, Lehm und Seestrand) abgrenzt und eine Charakteristik der botanischen Eigenthümlichkeiten dieser Gebiete giebt. Mit dieser kleinen Schrift hat er unseren Botanikern eine neue Bahn geöffnet, indem er sie von dem Stadium des bloßen systematischen Pflanzensammelns auf den Standpunkt geführt hat, auch die interessanten Wechselbeziehungen zu

erkennen, welche zwischen der Flora und dem Boden des Landes stattfinden, und wie die Eigenthümlichkeiten des letzteren sich in den sehr verschiedenartigen Gestaltungen der ersteren wieder abspiegeln. — Welchen lebhaften Antheil Brückner endlich noch in seinen letzten Lebensjahren an meiner eigenen, in diesem Bande des Archivs abgedruckten floristischen Arbeit genommen, und worin er mich dabei unterstützt hat, darauf habe ich S. 151 schon hingewiesen.

Für sein Herbarium sammelte Brückner fortwährend auch ausländische Pflanzen, wozu sich ihm in Ludwigslust, wo in vier fürstlichen Gärten eine sehr große Anzahl fremder Zierpflanzen gezogen wurden, die günstigste Gelegenheit darbot. Manches bezog er auch durch seine Connexionen von auswärts, und brachte so nach und nach ein ansehnliches Herbarium zusammen. Das Vermehren, Ordnen und Durchmustern desselben war in den letzten Lebensjahren seine Lieblingsbeschäftigung, die ihn fast täglich mehrere Stunden in Anspruch nahm.

Aber nicht bloß die Förderung der vaterländischen Geologie und Botanik, sondern auch die der mecklenburgischen Geographie lag ihm am Herzen. Als im Jahre 1826 unser Landsmann, der aus Stargard gebürtige, mit Recht als Geograph geschätzte K. F. V. Hoffmann, welcher als Professor in Stuttgart lebte, ein umfangreiches geographisches Wörterbuch herausgeben wollte, wandte er sich in Betreff der mecklenburgischen Artikel um Beistand an den Regierungs-Registrator Boccius in Schwerin und an Brückner. Letzterer erließ darauf in Nr. 416 des Freim. Abendbl. eine „Bitte an die Bewohner der Städte und Flecken Mecklenburgs um topographische Mittheilungen über ihre Wohnorte." Er begründete dieselbe dadurch, daß es noch kein einziges geographisches Werk gebe, aus dem man eine auch nur einigermaßen genügende Kenntniß unseres Vaterlandes sich erwerben könne. „Kein Wunder also (färt er fort), wenn mancher Mecklenburger, der gern Reisebeschreibungen und Zeitungen liest, auf dem Cap und in Morea besser Bescheid weiß, als in seinem Vaterlande. Ob dies uns Mecklenburgern im Allgemeinen zur Ehre gereicht, will ich eben nicht erörtern. Aber ich hoffe ohne Zweifel voraussetzen zu dürfen, daß auch jedes Städtchen, jeder Flecken des Landes wenigstens einen Mann haben werde, der Fähigkeit und guten Willen genug besitze, durch Mittheilungen einer kleinen Topographie seines Wohnortes zur Aufhellung dieser Schattenseite unserer Literatur beizutragen. Wer daher Bürgersinn und Vaterlandsliebe genug besitzt, um nicht zu dulden, daß sein Wohnort

zurückbleibe und mit Stillschweigen übergangen werde, wo von allen, auch den kleinsten Nachbarorten die Rede ist, der wende ein paar Stündchen daran, und erfreue den Unterzeichneten durch Einsendung einer kurzen Beschreibung und allenfalls eines historischen Abrisses seines Wohnortes." Für diese Ortsbeschreibungen theilt er dann ein aus zwölf Fragestücken bestehendes Schema mit, welches mit vieler Umsicht entworfen, auch hier die vaterländische Naturkunde in den Kreis der Erörterung mit hineinzieht. Welchen Erfolg aber die Bitte gehabt und was aus Hoffmanns ganzem Unternehmen geworden sei, ist mir nicht mehr erinnerlich, obgleich Brückner mir vor Jahren davon erzählt hat.

Letzterer hat selbst im Jahre 1827 nur eine Schilderung der orographischen Verhältnisse Mecklenburgs gegeben, die eine Episode in seinen oben schon erwähnten „Beiträgen zur Geografie" bildet. Späterhin im Jahre 1846 veranlaßte er mich noch zur Betheiligung an der von Tiedemann 1851 herausgegebenen Wandkarte von Mecklenburg für Schulen, zu welcher ich auch einen kleinen geographischen Leitfaden schrieb, der ihr als Beigabe dienen sollte, welcher aber, da er Herrn Tiedemann zu umfangreich geworden war, schon im Jahre 1847 unter dem Titel: „Mecklenburg, eine naturgeschichtliche und geographische Schilderung" selbstständig in einem anderen Verlage erschienen ist.

Auch für die Stiftung unseres naturwissenschaftlichen Vereins interessirte Brückner sich lebhaft. Schon im September des Jahres 1845, als A. v. Maltzan nur eben die erste Idee zu einem solchen Unternehmen gegen mich hingeworfen und ich diese an Brückner mitgetheilt hatte, schrieb er: „Die Idee einer Naturforscherversammlung ist sehr gut. Nur müßte sie (nach meiner Meinung) eine freie sein, d. h. ohne Präsident, Sekretär, Katheder, Zopf, Vortrag u. s. w., — ein bloßes Zusammenkommen, Sichkennenlernen und gegenseitiges Ausfragen." In wie weit wir diesem Winke gefolgt sind, ist allen Vereinsmitgliedern hinreichend bekannt. Als der Verein endlich im Jahre 1847 wirklich ins Leben getreten war, bemühete sich Brückner nicht allein mehrfach Arbeitskräfte für denselben zu gewinnen, sondern lieferte selbst noch zwei kleine Abhandlungen („Ludwigslust und die Naturwissenschaften" im Archiv X. Jahrgang 1856 und „Vergleichende Zusammenstellung der Sterblichkeitsverhältnisse mit den Gewitterschäden in den verschiedenen Gegenden Mecklenburgs" im Archiv XIII. Jahrgang 1859), — die letzten von ihm im Druck erschienenen Arbeiten.

Und nun am Schlusse noch einige Worte über seinen Charakter, zur

Vervollständigung der Andeutungen, die ich darüber oben schon gegeben habe. Länger als dreißig Jahre habe ich in näherer Beziehung zu Brückner gestanden, — als Knabe habe ich glückliche, an geistiger Anregung reiche Ferienzeiten in seinem Hause verlebt, und bald nach Vollendung meiner akademischen Studien bin ich ein ganzes Jahr dort gewesen, um daselbst Genesung von einem Brustleiden zu finden, welches meinem Leben ein baldiges Ziel zu setzen drohte, — ich habe während dieser Zeit Gelegenheit gehabt ihn in mannigfachen Lebenslagen und im Verkehr mit den verschiedenartigsten Leuten zu sehen, immer aber denselben geistesfrischen, wohlwollenden, unermüdlich pflichttreuen, von Laune und Leidenschaftlichkeit gänzlich freien Mann in ihm gefunden.

Da die Entfernung mir selbst nicht gestattet einen frischen Blüthenkranz auf sein Grab niederzulegen, muß ich mich bescheiden seinem Andenken wenigstens die vorliegenden Blätter als Zeichen meines Dankes zu widmen.

Neubrandenburg den 14. April 1860.

XXV.

Landrath Hans Diedrich Wilhelm von Blücher, auf Suckow,

geb. 6. Aug. 1789, gest. 5. Febr. 1861.

(Extrabeilage zu No. 54 des Norddeutschen Correspondenten, Jahrgang 1861. Verf.: J. v. M.)

Auf dem Denkmale, welches die Stadt Altona dem Grafen Blücher-Altona gesetzt hat, steht der Spruch:

So klug im Rath
Als kühn in That:
Ein Staatsmann und ein Ritter.

Diese schönen Worte charakterisiren nicht nur den, welchem sie zunächst gewidmet sind, sondern deuten an, was manche hervorragendere Mitglieder der Blücherschen Familie überhaupt kennzeichnet.

Der am 5. Februar d. J. verstorbene Landrath Hans Dietrich Wilhelm von Blücher auf Suckow war am 6. August 1789 zu Suckow geboren. Sein Vater Helmuth Hartwig von Blücher, geb. 1745, in früheren Jahren bei der Mecklenburgischen Garde zu Pferde, der s. g. gelben Garde, ein Verwandter und sehr guter Bekannter des nachherigen Feldmarschalls Fürsten Blücher, übernahm, 21 Jahre alt, die väterlichen Güter Suckow, Pohnsdorf, Wasdow, Bobbin und Quitzenow und wohnte hauptsächlich zu Suckow. Er heirathete zweimal. Zuerst 1766 Eleonore Elisabeth Marie v. Oertzen

aus Kittendorf, geb. 1743 und hatte aus dieser Ehe 16 Kinder, von denen sechs in der Jugend starben. Nachdem er 1784 Wittwer geworden, heirathete er im folgenden Jahre Sophie Hedwig von Rieben aus dem Hause Rey, geb. 1756, gest. 1821. Aus dieser zweiten Ehe wurden ihm zehn Kinder geboren, von denen zwei in der Jugend starben. Hans Diedrich Wilhelm war das vierte Kind und der älteste Sohn zweiter Ehe. Sein Vater, ein sehr gottesfürchtiger Herr, von großer innerer Lebendigkeit, in seiner Jugend nicht ohne Heftigkeit, lebte bei bedeutendem Wohlstande in patriarchalischer Einfachheit. Es wurde in seinem Hause Mittags um zwölf Uhr, Abends um sieben Uhr gespeiset, frühe zu Bette gegangen und frühe wieder aufgestanden. Wohlzuthun war seines Herzens Freude, die Gotteshäuser zu schmücken ihm eine Ehre. Bei aller Friedfertigkeit seines Sinnes trieb es ihn doch, als in den 60ger Jahren des vorigen Jahrhunderts das bis dahin bräuchliche Mecklenburgische Gesangbuch abgeschafft und das heute geltende, vom damaligen Pietismus beeinflußte, eingeführt werden sollte, durch einen langwierigen Proceß, die Gültigkeit des alten Gesangbuchs, wenngleich vergeblich, zu erhalten. In ganz außerordentlicher Weise strenge gegen sich selbst, um sich im Stande eines ächten Jüngers Christi zu bewahren, übte er auch strenge Zucht in seinem Hause. Als er einen Hauslehrer nahm, ließ er den Pony seiner Söhne erschießen, damit sie nicht durch denselben zerstreut würden. Von seinen zum Theil sehr schönen Töchtern durften nur drei heirathen, weil von den vielen Bewerbern um dieselben nur wenige in der Prüfung bestanden, welche der Vater mit deren Christenthum vornahm. In späteren Jahren und unter dem Einfluß seiner äußerst sanften, liebevollen und stets begütigenden zweiten Frau ward er milder. Sein Haus war stets nicht nur Sammelplatz seiner Kinder und näheren Verwandten, sondern auch das schirmende Dach mancher ferner stehenden Familienglieder, die des Schutzes bedurften.

Die Söhne zweiter Ehe wuchsen fast alle zu großen stattlichen Leuten heran, zum Theil von idealer Schönheit. Unser Hans Diedrich Wilhelm ward 14 Jahre alt auf die Schule gegeben nach Groß-Hennersdorf bei Herrnhut in der Lausitz. Hier war durch einen Graf Hohenthal ein Pädagogium gegründet, bei welchem Lehrer aus der Brüdergemeinde angestellt waren. Die Leitung hatte der Inspektor Frühauf, später Direktor der Unitäts-Aeltesten-Conferenz zu Berthelsdorf bei Herrnhut, ein Mann von großem sittlichen Ernst, dabei gewinnender Freundlichkeit und pädagogischen Gaben, der sich die Achtung und Liebe seiner Zöglinge in hohem Maße

zu erwerben wußte. Hans Blücher, welcher mit schwerem Herzen von Hause gegangen war, fühlte sich bald heimisch und glücklich in den neuen Verhältnissen und besuchte voll dankbarer Erinnerung noch in seinen späteren Lebensjahren bei Gelegenheit einer Badereise diesen verehrten ehemaligen Lehrer, der inzwischen bereits einige 80 Jahre alt geworden war, aber seinen Zögling nach fast 40 Jahren dennoch wieder erkannte. Das Pädagogium hatte einen guten Ruf. Aus allen Theilen Deutschlands, namentlich Schlesien, waren Zöglinge dort, dann auch Kurländer, Livländer, Schweizer, Schweden, Engländer. In den nächstfolgenden Jahren schickte der Vater auch seine vier jüngeren Söhne auf diese Schule. Auf einer Ferienreise in die Heimath 1807 kam Hans mit seinem jüngeren Bruder Wilhelm durch Berlin. Die beiden jungen Leute wurden ihres Familiennamens wegen von der französischen Polizei angehalten. Sie konnten sich nicht genügend legitimiren und waren als verdächtig mit der Transportirung nach Frankreich ernstlich bedroht. Sie verlebten acht peinliche Tage und kannten Niemand in der großen Stadt, an den sie sich wenden konnten. Endlich fiel es Hans Blücher ein, daß ein Kaufmann Voraft daselbst, der viele Geschäfte in Mecklenburg trieb, auch öfter in Suckow gewesen sei. Die beiden Blücher wurden auf Verlangen zu ihm geführt. Voraft stellte ein scharfes Examen mit ihnen an: wo Suckow läge, wie die angrenzenden Orte hießen, wie es auf dem Hofe daselbst, wie im Hause aussähe ꝛc. Und als sie über Alles genügende Auskunft geben konnten, verschaffte er ihnen sogleich ihre Freiheit. Er konnte es, weil glücklicherweise gerade er Chef der Berliner Bürgerwehr war und als solcher einiges Vertrauen der französischen Behörde besaß.

Bis zum Jahre 1808 verlebte Hans Blücher eine frohe Schulzeit in Groß-Hennersdorf. Dann bezog er die Universität Rostock, wo er mit seinem Bruder Wilhelm und anderen Bekannten in vollkräftigster blühender Jugend die neue akademische Freiheit fast übermüthig genoß. Als Schill auf seinem Rückzuge nach Stralsund durch Rostock kam, reizte es die beiden Brüder aufs lebhafteste, in das tapfere Corps zu treten. Hans, von etwas ruhigerem Temperamente, bezwang sich jedoch; sein Bruder aber, von vehementer tollkühner Natur, meldete sich bei Schill. Dieser sprach: „Meine Sache ist verloren; ich will Sie nicht mit ins Verderben ziehen; sparen Sie sich auf für die Zukunft; das Vaterland wird Ihrer bald bedürfen!“ Wilhelm trat später in die preußische Armee, diente bei den Schwedter Dragonern, dann bei den Brandenburgischen Husaren und

machte in dem unvergleichlichen York'schen Heldencorps den Feldzug nach Rußland und dann die Feldzüge 1813—15 mit.

Im Jahre 1810 ging Hans nach Leipzig, wo auch sein Bruder Ernst studirte. Es war dort damals ein sehr reges studentisches Leben und die Gebrüder Blücher waren nicht gemeint, sich dasselbe verkürzen zu lassen. Unter der Studentenschaft entstanden aber Parteiungen, die so erbittert wurden, daß sie zu einem Straßentumulte führten. Auf der einen Seite waren Hauptwortführer die beiden Blücher und Graf Karl Wallmoden, gegenwärtig österreichischer Commandirender in Italien, auf der entgegengesetzten unter andern Theodor Körner. Die Polizei schritt ein; es wurden Verhaftungen vorgenommen. Hans Blücher glaubte Parteilichkeit des akademischen Senats zu erkennen und eilte mit einem Kameraden, einem Grafen Nostiz, nach Dresden, um bei dem Ministerio Protest zu erheben und Schutz für den Theil der Studentenschaft zu suchen, welchem er angehörte. Aber die beiden jungen Leute hatten sich eben erst im Gasthofe zu Dresden umgekleidet und wollten denselben verlassen, um zu dem betreffenden Minister zu gehen, als sie von Polizeileuten in Empfang genommen und in das Gefängniß geführt wurden. Rector magnificus zu Leipzig hatte gemerkt, wohin die Reise gegangen war und sich beeilt, die beiden Studenten, von denen er glaubte, daß sie nur der Untersuchung entfliehen wollten, festnehmen zu lassen. Die beiden Inhaftirten brachten dem Minister ihre Beschwerde jetzt schriftlich vor und baten um Entlassung und um gerechte Behandlung. Die zwischen dem Ministerio und dem akademischen Senate nunmehr sich entspinnenden Verhandlungen verzögerten die Entlassung 14 Tage lang; dann erfolgte dieselbe gegen Ehrenwort, sich zur akademischen Untersuchung zu stellen und den jungen Leuten wurde die Auszeichnung zu Theil, daß der Minister, welcher sich lebhaft für sie interessirte, sie in seiner Equipage aus dem Gefängnisse abholen ließ, um bei ihm zu speisen und hernach mit ihm ins Theater zu fahren. Nach Leipzig zurückgekehrt, wurde nun die Untersuchung umständlich geführt und hatte für Viele den Erfolg langer Karzerstrafe. Die beiden Blücher verbüßten dieselbe zusammen mit Graf Wallmoden während neun Wochen. Sie benutzten diese Zeit, manches Versäumte in ihren Studien nachzuholen. „Was ich an Jurisprudenz gelernt, das habe ich zum guten Theil dem Karzer zu verdanken", pflegte Hans Blücher später zu sagen. Wieder auf freiem Fuße, erhielten die drei Genannten von dem akademischen Senat den wohlgemeinten Rath, ihre Studien an einem anderen Orte fortzusetzen: das

Consilium abeundi. Sie reisten daher ab. Aber wohin sollten die Gebrüder Blücher sich wenden? denn das Semester war noch nicht zu Ende und vor Ablauf desselben wagten sie nicht, sich in Suckow sehen zu lassen. Sie gingen nach Waren zu einem Onkel v. Rieben, wo sie sich noch vier Wochen aufhielten, dann reisten sie heim.

Die Universitätszeit war verstrichen, 1811. Der Vater wollte wissen, wie Hans sie genutzt habe und dieser ging 1812 nach Güstrow, machte das Advokaten-Examen und ließ sich, um sich weiter praktisch auszubilden, als Advokat immatrikuliren.

Aber der Frühling 1813 kam. Ihrer fünf Brüder aus dem Hause Suckow, der jüngste erst 16 Jahre alt, eilten zu den Waffen und machten in mecklenburgischen, preußischen und österreichischen Diensten die Feldzüge mit. Das Herz der armen Mutter bangte in schweren Sorgen, ihre Gebete geleiteten die Kämpfenden. Sie hatte die Freude, daß alle diese Söhne mit Auszeichnung dienten und doch alle völlig unverletzt heimkehrten.

Hans Blücher trat bei den schwarzen Husaren der russisch-deutschen Legion unter Tettenborn ein. Sein Regiment zog durch das westliche Mecklenburg. Auf grünem Anger, von einzelnen Büschen besetzt, lagerte die Lützow'sche Schaar. Da erhob sich langsam einer der schwarzen Gesellen, eine hohe schlanke Gestalt mit dunkelgelocktem Haar um das bleiche edle Angesicht, faßte unsern Hans Blücher fest ins Auge und fragte: „Blücher?" „Körner!" erwiederte dieser und ein kräftiger Handschlag besiegelte den Frieden der bis dahin sich feindlichen jungen Männer. Die Liebe zum Vaterlande und der Haß gegen die Fremdherrschaft hatte die Herzen völlig verwandelt; kein Wort wurde weiter gewechselt; sie hatten sich Alles gesagt, was zu sagen war. Am folgenden Tage starb Körner den Tod für's Vaterland.

Tettenborn ward dem Hans Blücher bald sehr gewogen, nahm ihn zum Adjutanten im Generalstabe und übertrug ihm mehrere wichtige Geschäfte, deren sich derselbe mit Geschick entledigte. So mußte er nach Helgoland, um 18,000 Gewehre herüber zu geleiten, und als Courier nach Kopenhagen. Dänemark hatte sich noch nicht ausgesprochen, welche Stellung es in dem beginnenden Kriege einnehmen werde. Die vereinigten Mächte hofften, es zu sich herüber zu ziehen. Mit Depeschen, welche dies bezweckten, ward Hans Blücher nach Kopenhagen geschickt. Er ritt unglaublich anstrengend, wurde auch über die Belte nach Wunsch schnell befördert, mußte aber voll Ungeduld in Kopenhagen acht Tage warten, weil

die dänische Regierung Zeit gewinnen wollte. Endlich ward er abgefertigt und eilte nun fast noch schneller wie auf dem Hinwege, Tettenborn's Hauptquartier zu erreichen. Dänemark lehnte die Allianz mit Preußen und Rußland ab.

Bei der Göhrde und bei Sehestedt fanden die ersten größeren Gefechte statt, an denen Hans Blücher Theil nahm. Bei Sehestedt aus dem Feuer kommend traf sein Regiment mit den mecklenburgischen reitenden Jägern zusammen, welche eben zum Angriffe geführt wurden. Hans Blücher sprengte heran und rief: „Ist hier nicht ein Lieutenant von Blücher bei Euch?" und freudig bewegt meldeten sich seine Brüder Ernst und Helmuth. Die drei Brüder hatten sich seit ihrem Eintritt ins Militair noch nicht gesehen; ihre Herzen schlugen gleich hoch vor Kampfeslust; sie schieden wieder nach kurzem feurigem Gruße.

Mit der deutschen Legion ging auch Hans Blücher in preußische Dienste und ward zum zehnten Husaren-Regimente versetzt. Mit diesem Regimente nahm er an dem Feldzuge von 1815 Theil. Nach der Schlacht bei Ligny mußte er dem Feldmarschall Blücher eine Meldung machen. Der Feldmarschall saß in einer Laube vor dem Häuschen, welches er zum Hauptquartier genommen hatte. Als der Lieutenant von Blücher sich meldete, fragte jener: „aus Suckow?" und als der sich Meldende dies bejahete, rief der Feldmarschall freudig aus: „Also ein Sohn von meinem alten Magister!" So nannte er gern scherzweise seinen ehemaligen Jugendfreund, weil dieser, namentlich in späteren Jahren, sich mehr mit Büchern umgeben hatte, auch ernster geworden war, als nach des alten Helden Geschmack war. Dem Feldmarschall war Tags vorher in der Schlacht bekanntlich sein Pferd unterm Leibe erschossen und er selbst hatte unter demselben gelegen. Lieutenant Blücher fragte theilnehmend nach seinem Befinden. Der alte Herr dehnte sich etwas und meinte: er sei ein bischen steif, doch schade das nichts, wenn die verdammten Franzosen ihm nur nicht seinen schönen Schimmel todtgeschossen hätten, welchen ihm der Prinz-Regent von England zum Geschenke gemacht habe.

Der Feldmarschall fand Gefallen an dem frischen, kräftigen jungen Manne, dessen fester, kühner Blick ihm zeigen mochte, daß hier eine echt Blüchersche Ader schlage. Er behielt den jungen Vetter fortan bei sich und sah es nicht ungerne, wenn die jungen Leute seines Gefolges auch nach des Tages Last, Arbeit und Gefahren fröhlichen Muthes und geneigt blieben zu irgend einem Extra-Wagestücke oder Extra-Vergnügen. Da Hans Blücher

unter den jungen Leuten allewege voran war, pflegte der Alte ihn seinen Rudelführer zu nennen.

Das erste Geschäft, was der Feldmarschall ihm auftrug, war eine Meldung beim Herzog von Wellington. Der Herzog ließ ihn warten, um erst das Resultat eines eben vor seinen Augen beginnenden Angriffs zu erleben. Es war der Angriff, bei welchem der edle Herzog von Braunschweig in den Tod ging. Blücher sah ihn fallen. Auf dem Rückwege, im Dunkel der Nacht, schlich er unter großen Gefahren, doch glücklich, durch die französischen Vorposten hindurch.

In den Schlachten bei Ligny und Belle-Alliance nahm Hans Blücher an verschiedenen Cavallerie-Attacken Theil; während des weitern Siegeslaufes der Preußen nach Paris blieb er in nächster Umgebung des Fürsten.

Die französische Tyrannei war endlich gebrochen. Das siegreiche deutsche Schwert sollte fortan lange Jahre in der Scheide stecken und ein abermaliger Bonapartismus darf heute desselben wieder spotten.

Hans Blücher nahm den Abschied und kehrte ins Vaterland heim. Aber zu der Beschäftigung, die er vor dem Kriege verlassen, mochte er nicht wieder zurückkehren. Er kaufte 1816 das Gut Gneven bei Schwerin, ward Landmann und mecklenburgischer Landstand. Im Jahre 1817 starb sein Vater und in der Auseinandersetzung mit seinen Brüdern übernahm Hans Blücher das väterliche Gut Suckow, 1818, zog dorthin und verkaufte Gneven.

Nach der drückenden Fremdherrschaft war das Land äußerst erschöpft, der Credit des Landmanns geringe. Patriotische Männer der Ritterschaft, wohl erfahren in den Bedürfnissen des Landes und bewandert in den Verhältnissen des Creditwesens, veranlaßten damals die Gründung des noch heute segensreich wirkenden, zu jener Zeit aber die Existenz vieler Gutsbesitzer rettenden, ritterschaftlichen Credit-Vereins. Um in diesen Verein mit einem Gute eintreten zu können, muß ein solches einer Taxe unterworfen werden. Blücher von Suckow, wie er jetzt hieß, ward durch das Vertrauen seiner Standesgenossen zu diesem Geschäfte im wendischen Kreise deputirt und erlangte dadurch eine ungewöhnliche Kenntniß der persönlichen und lokalen Verhältnisse im Lande. Später ward er Direktor des Credit-Vereins im wendischen Kreise und behielt dieses Amt bis zu seinem Tode.

Einen wichtigen Abschnitt seines Lebens bildet seine, Seitens des

Herzogthums Güstrow auf dem Landtage 1819 zu Sternberg stattgefundene Wahl zum Provisor des Klosters Dobbertin. Am 29. Februar 1820 fand seine Einführung zu Dobbertin statt. Die Wahl zu diesem Amte geschieht auf vier Jahre, aber das Vertrauen seiner Mitstände wählte ihn stets wieder, so daß er ununterbrochen während 41 Jahre demselben vorgestanden hat. Die Administration des Kloster-Amtes ist umfänglich. Außer dem Kloster Dobbertin liegen in dem klösterlichen Besitze 17 Pachthöfe, 15 zum Theil große Dörfer, beträchtliche Forsten mit verschiedenen Forstgehöften; auch ist das Patronat über sechs Pfarreien zu üben. Drei Vorsteher, zwei Provisoren und ein Klosterhauptmann, leiten die Verwaltung, bei welcher außerdem mehrere Beamte angestellt sind. Blücher v. Suckow war ganz der Mann, den das Kloster als Provisor brauchte: so klug im Rath als kühn in That. Denn vorsichtig in der Prüfung, treu der einmal gewonnenen Ueberzeugung, ausdauernd in der Arbeit, in der Ausführung gefaßter Beschlüsse energisch, war seine Wirksamkeit eine vielfach gesegnete. Während 41 Jahre wirkten diese Eigenschaften des Provisors v. Blücher mehr oder minder auf die Verwaltung des Klosters ein und gaben derselben eine gewisse gleichmäßige Haltung. Stetigkeit ist aber, wie in anderen Lebensverhältnissen, so auch in Administrationen von großem Werthe.

Zu der Frau Domina und den Conventualinnen wußte Blücher während der langen Dauer seines Provisorats sich wohl zu stellen und ein richtiges Verhältniß zu bewahren. Seinen Collegen war er ein trefflicher College. Kein Ja-Bruder; und oft wehrte er sich kräftig und zäh gegen ihm entgegenstehende Ansichten, namentlich in seinen späteren Jahren, als das Alter ihn mehr geneigt machte, sich der Erfolge seiner Mitverwaltung zu erfreuen und etwa noch restirende alte Geschäfte endlich abzuwickeln, neue Verhältnisse und Ideen ihn aber weniger zugänglich fanden. Aber hatte er einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß dieses Neue gut und nützlich für das Kloster sei, dann ergriff er auch mit jugendlichem Feuer das, was geschehen mußte und arbeitete er mit unermüdlichem Eifer daran, ja er ward öfter nun der Hauptbeförderer desselben. Seinen Untergebenen gegenüber wußte er in hohem Maße sich den erforderlichen Respect zu bewahren und zugleich deren Vertrauen zu gewinnen. Seine energischen Anreden, verbunden mit einer Haltung und einem Ausdrucke, welche bezeugten, daß eine starke Persönlichkeit nöthigenfalls den Worten die entsprechenden Thaten folgen lassen werde, verbreiteten nicht selten heilsamen Schrecken, und wiederum seine Anerkennung, wo er Tüchtigkeit und Treue,

seine väterliche Theilnahme und liebreiche Fürsorge, wo er unverschuldete Noth fand, wandten ihm die Herzen zu.

Doch thun wir auch einen Blick in seine Häuslichkeit. Er war zweimal verheirathet. In erster Ehe mit einem Fräulein von Schack aus Körchow, aus welcher Ehe ihm zwei Söhne und zwei Töchter geboren wurden, in zweiter mit einem Fräulein von Levetzow aus Karnitz, welche ihm zwei Söhne und vier Töchter schenkte. In seinem Hause herrschte nicht moderner Luxus, aber altväterliche Wohlhäbigkeit und Gastlichkeit und ein herzlicher Familiensinn, der namentlich in den letzten Lebensjahren unseres Blücher oft einen schönen Kreis von Kindern, Kindeskindern und anderen Angehörigen um ihn bildete. Gegen die Gutseinwohner, deren Eltern und Großeltern er alle gekannt, hegte er das größte Wohlwollen und gute alte Sitte im Dorfe zu bewahren lag ihm sehr am Herzen. Die Bewirthschaftung seines großen, sehr schönen Gutes beschäftigte ihn vielfach und machte ihm Freude. Die mancherlei Bauten, die er daselbst vorzunehmen hatte, erwarben ihm eine ungewöhnliche technische Erfahrung im Fache des Bauwesens, für das er sich auch stets besonders interessirte.

Auf dem Landtage 1838 war Blücher von Suckow zu der damals erledigten Landrathsstelle von den Ständen dem Großherzoge mit präsentirt und demnächst Allerhöchst zum Landrathe ernannt. Seine politischen Ansichten wurzelten tief in der Ueberzeugung, daß Gottes Segen nur auf der Achtung vor dem bestehenden Rechte ruhe, daß Mißachtung des Rechtes fluchwürdig und fluchbringend sei. Daher seine unerschütterliche Treue gegen seinen Landesherrn und die Landesverfassung, sein Abscheu gegen revolutionäres Wesen. Es schien, als wenn er diesen Abscheu schon 1789 mit der Muttermilch eingesogen, so instinctiv war er ihm. Das Jahr 1848 erfüllte ihn mit tiefster Trauer. Es erfaßte den starken Mann damals öfter eine Wehmuth, daß er sich in seinem Zimmer einschloß, um den Thränen freien Lauf zu lassen und sich Trost bei Gott zu holen. Dann aber stand er auch wieder aufrecht da, unerschütterlich treu auf seinem ihm von Gott gewiesenen Posten, auch Anderen eine Stütze. In Dobbertin trug seine öftere Anwesenheit in jener Zeit wesentlich mit dazu bei, daß die Wogen dort nicht zu hoch gingen.

Im Winter von 1853 auf 54 hatte der Landrath von Blücher das Unglück, durch einen Fall einen schlimmen Bruch im Schenkelgelenke zu erleiden. Er litt viel daran, um so mehr, als das Uebel lange nicht richtig erkannt und falsch behandelt wurde. Mehrere Jahre mußte er auf Krücken

gehen, später wenigstens an einem Handstocke. Dies Leiden machte den bis dahin sehr rüstigen Mann, der nur ab und zu Podagra-Anfälle gehabt, sonst keine Krankheit gekannt hatte, eine Zeitlang recht trübe gestimmt; als es jedoch allmälig in Folge zweckmäßig angewandter Badekuren besser ging, nahm auch sein Lebensmuth und seine geistige Frische wieder zu. Er blieb zwar immer körperlich sehr unbeholfen und hemmte ihn dies sehr, sich namentlich in der Klosterverwaltung wie früher überall an Ort und Stelle umzusehen; aber seine Arbeitskraft war die alte und seine genaue Bekanntschaft mit allen Oertlichkeiten und Verhältnissen machte die körperliche Beweglichkeit auch weniger nöthig.

Dem Landtage von 1860 in Malchin hatte der Landrath v. Blücher bis zu Ende beigewohnt, er verließ ihn jedoch nicht ganz wohl. Im Januar 1861 ward er leidender, die Füße schwollen, es stellte sich Wassersucht ein. Noch hoffte er, der im Februar beabsichtigten Conferenz der Kloster-Vorsteher in Dobbertin beiwohnen zu können und nahm durch Correspondenz den lebhaftesten Antheil an einigen ihn besonders interessirenden Verwaltungsgegenständen. Später aber bat er, die Conferenz seinetwegen lieber nicht länger verzögern zu wollen. Große allgemeine Schwäche ließ sein baldiges Ende ahnen. Geduldig im Leiden, milde gegen seine Umgebung, ging er demselben entgegen. Am 3. Februar begehrte er das heilige Abendmahl, empfing es voll Andacht und entschlief sanft am 5. Februar in der Frühe.

Am Sonnabend, den 9., fand die Beisetzung der Leiche in der Gruft zu Jördensdorf statt. Es war ein sonniger, für die Jahreszeit ungewöhnlich milder Tag. Verwandte und Bekannte von nah und fern hatten sich eingefunden. Auch das Kloster Dobbertin war zahlreich vertreten. Der Sarg stand in einem großen Zimmer neben dem Flur; ein Crucifix lag auf demselben; an dem Fußende war ein Schild mit dem Namen, dem Geburts- und Sterbetage befestigt; Lichter standen zur Seite; als Ehrenwache zwölf klösterliche Förster und Holzwärter neben dem Sarge. Die Wittwe, acht Kinder, vier Enkel, ein Schwiegersohn, der einzige noch lebende Bruder traten mit der übrigen zahlreichen Trauer-Versammlung ein, es wurden einige Verse gesungen und der Pastor Reuter aus Jördensdorf ergriff das Wort. „Als ich, sprach er, dem Verstorbenen wenige Tage vor seinem Tode das heilige Abendmahl reichen sollte, da redete ich vorher mit ihm von der einzigen bleibenden Hoffnung in der Vergänglichkeit dieses Lebens und führte ihm die Stelle aus dem Evangelium Johannis Cap. 11,

V. 25 und 26 vor, wo Jesus zu Martha spricht: „„Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubst du das?““ Und nun, sagte ich, wolle ich jetzt auch ihn, den schwer Kranken, fragen: glaubst du das? da richtete sich der Kranke auf und mit so leuchtenden Augen, mit so lauter Stimme und mit so kräftigem Händedrucke, wie man sonst nur bei einem vollkräftigen, starken Manne zu finden pflegt, erwiderte der jetzt Entschlafene mit feierlichem Ernste: Ja, das glaube ich!“ —

Diese Mittheilung machte auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck. Es rannen Schmerzens- und Freuden-Thränen zugleich.

Der Sarg ward nun aus dem Hause getragen, wo einst die Wiege des Entschlafenen gestanden, wo er 43 Jahre als Herr gewaltet, wo seit 500 Jahren seine Väter ein- und ausgegangen. Im langen Zuge ging's zur Kirche nach Jördensdorf. Die Gutsleute und die Dobbertiner Todtengilde, beide hatten dringend um diese Ehre gebeten, trugen den Sarg auf den Wagen und vor dem Kirchhofe wieder herunter, dann um die Kirche herum und in die Gruft. Nach der Beisetzung fand noch ein liturgischer Gottesdienst in der Kirche statt und die Trauerfeier war beendet.

Gott gebe unserm Mecklenburg viele to treue und tüchtige Männer wie dieser Todte einer war, und gebe den Lesern dieses zu ihrem Ende ein ebenso gutes Bekenntniß, als womit das Ende des hier gezeichneten Lebens gekrönt ist! —

XXVI.

Landrath Ernst von Blücher auf Teschow und Kuppentin,

geb. 26. April 1793, gest. 26. Aug. 1863.

(Aus Dr. Wigger's Geschichte der Familie v. Blücher. Zweiter Band, zweite Abtheilung, pag. 173 folg.)

Ernst Anton Wilhelm, geboren zu Suckow am 26. April 1793, war der achte Sohn Helmuth Hartwigs von Blücher auf Suckow und Pohnstorf. Schon als Knabe zeigte er einen lebhaften Geist, und durch seine Liebenswürdigkeit erwarb er sich in hohem Maße die Zuneigung seiner Eltern und Geschwister, wie späterhin seiner Lehrer und Mitschüler in dem Pädagogium zu Gr.-Hennersdorf, welches er, wie bereits oben erzählt ist, in Gemeinschaft mit vier Brüdern besuchte. Ernst studirte 1810 mit seinem Bruder Hans in Leipzig, ward aber mit diesem zu Anfang des Jahres 1811 in studentische Händel verwickelt, welche die Folge hatten, daß die beiden Brüder nach einer langwierigen Carcerstrafe die Universität noch vor dem Schlusse des Semesters verlassen mußten. Ernst vollendete seine Studien in Rostock, bestand die Staatsprüfung und trat dann in die Laufbahn eines fürstlichen Beamten ein, indem er als Auditor und Mitarbeiter bei dem Domanialamte Warin angestellt ward.

Indessen erlitt diese Thätigkeit alsbald eine Unterbrechung. Als mit dem Frühling des Jahres 1813 die Zeit herankam, wo die Jugend Norddeutschlands zu den Waffen eilte, um in heiliger Begeisterung das Vater-

land von dem Drucke der französischen Gewaltherrschaft zu befreien, meldete sich der Auditor von Blücher sofort zum Eintritt in das reitende Regiment des mecklenburgischen Freiwilligen-Jäger-Corps, welches der Oberst v. Müller auf Befehl des patriotischen Herzogs Friedrich Franz zu Güstrow bildete. Er erhielt in demselben schon am 24. Mai die Charge eines Lieutenants, wenngleich sein Patent erst am 3. Sept. erfolgte. Die freiwilligen Jäger und die andern mecklenburgischen Truppen bildeten eine Brigade des Corps, mit welchem der General Graf von Wallmoden-Gimborn den an Truppen weit überlegenen und sich auf Hamburg stützenden französischen Marschall Prinzen Eckmühl in Schach halten sollte. Freilich, als die mecklenburgischen Jäger-Regimenter soeben angerückt waren, erscholl zu ihrem großen Schmerze die Nachricht, daß die verbündeten Mächte am 4. Juli mit dem französischen Kaiser einen langen Waffenstillstand geschlossen hatten. Man fürchtete wohl allgemein einen faulen Frieden; indessen ward Deutschland durch Napoleon's Hartnäckigkeit vor solchem bewahrt. Davoust eröffnete nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes die Feindseligkeiten seinerseits, indem er gegen Ende August in Mecklenburg eindrang, Schwerin besetzte und den General Loison in der Richtung auf Rostock vorschob; stieß aber unweit Doberan, bei Retschow, wo ihm die mecklenburgischen Jäger als eine Abtheilung der schwedischen Division entgegentraten, auf einen so heftigen Widerstand, daß er sich veranlaßt sah umzukehren, und dann Loison auch von Wismar abzog. Die Division Vegesack verfolgte die Feinde nicht eben nachdrücklich; indessen war der Lieutenant von Blücher doch so glücklich, sich auszeichnen zu können. Mit nur 20 Reitern von seinen Freiwilligen, denen sich unter dem Lieutenant von Rohr 28 Schillsche Husaren anschlossen, überfiel er sehr geschickt in der Morgenfrühe des 4. September vor Dassow eine Schwadron hollsteinischer Reiter. Der dänische Rittmeister von Wedell leistete freilich den tapfersten Widerstand, ward aber selbst schwer verwundet, seine Mannschaft theils gefangen genommen, theils getödtet; nur ungefähr 40 Mann sollen sich bei den Ihrigen wieder eingefunden haben. Der Lieutenant von Blücher empfing für diesen Handstreich bald hernach die schwedische Schwertorden-Medaille.

Längere Zeit beschränkte sich nun die Thätigkeit der reitenden Jäger auf einen lästigen Vorpostendienst in der Nähe von Lübeck. Zu einem größeren Gefechte gelangten sie erst wieder, als der Kronprinz von Schweden seinen Winterfeldzug gegen Dänemark unternahm, um dieses zum Frieden und vornehmlich zur Abtretung Norwegens zu nöthigen. Das

Wallmodensche Corps mußte sich diesem Zuge durch Holstein anschließen und sollte wesentlich den Krieg entscheiden. In dem blutigen Gefechte bei Sehestedt am 10. Decbr. zeichneten sich die mecklenburgischen Jäger durch ihre Tapferkeit aufs Rühmlichste aus. Ernst v. Blücher war unter ihnen; er begrüßte sich auf dem Schlachtfelde mit seinem Bruder Hans, der, wie erzählt ist, unter den Husaren der russisch-deutschen Legion stand. Bei dem Mangel an Unterstützung gegen die überlegene Zahl der Dänen konnte Wallmoden allerdings den nächsten Zweck des Treffens, dem Feinde den Marsch nach Rendsburg abzuschneiden, nicht erreichen; allein die Dänen fügten sich nun doch bald im Kieler Frieden den schwedischen Wünschen.

Die mecklenburgischen Truppen aber waren herzlich froh, daß nun auch ihnen die Aussicht auf einen Marsch nach Frankreich eröffnet ward. Jubelnd überschritten sie unter der Führung ihres Erbprinzen Friedrich Ludwig am 5. Febr. 1814 bei Boizenburg die gefrorne Elbe; am 7. März gingen sie bei Düsseldorf über den Rhein. Aber dann schwand auch jene Hoffnung; die Mecklenburger wurden vielmehr zur Belagerung der Festung Jülich verwandt. Da diese Aufgabe mit dem ersten Pariser Frieden sich erledigte, so erfolgte am 4. Juni der Befehl zur Heimkehr, und am 17. Juli bereiteten die Landsleute den mecklenburgischen Truppen in Rostock einen recht feierlichen Empfang. Dem Lieutenant Ernst von Blücher ward zu der schon erwähnten schwedischen Auszeichnung nun auch die vom Großherzog Friedrich Franz soeben neu gestiftete mecklenburgische goldene Militair-Verdienstmedaille für muthvolle Thaten und ausgezeichnetes Benehmen im Feldzuge der Jahre 1813/14 zu Theil.

Nach Auflösung der freiwilligen Jäger-Regimenter kehrte Ernst v. Blücher, am 3. September 1814 verabschiedet, zunächst zu seiner amtlichen Thätigkeit nach Warin zurück. Indessen sagte ihm diese Wirksamkeit auf die Dauer nicht zu; er gab sie schon 1815 auf, mit der Absicht ein Landgut zu erwerben und zu verwalten. 1817 kaufte er von A. G. Schröder das in der Nähe von Schwerin belegene Allodialgut Gr.-Welzin nebst der dazu gehörenden Meierei Bergfeld. Am 8. August leistete er wegen desselben den Homogialeid; doch trat er diesen Besitz schon Johannis d. J. an und führte dorthin seine ihm am 1. Juli 1817 vermählte Gattin Karoline Henriette Friederike von Levetzow, geb. am 21. Decbr. 1793, eine Tochter des Landraths Joachim Dietrich von Levetzow auf Karnitz und Sarmstorf und seiner Gemahlin Christine von Oertzen aus dem Hause Kittendorf.

Blücher widmete seinem neu erworbenem Besitz alle nöthige landwirth-

schaftliche Pflege und Fürsorge, erfreuete sich auch eines glücklichen Familienlebens. Aber es war doch nicht seine Absicht, mit seinem Austritt aus der Laufbahn eines Beamten sich ganz auf die Thätigkeit des Privatlebens zu beschränken. Vielmehr wandte er den Landesangelegenheiten die größte Aufmerksamkeit zu; er hielt es für seine Pflicht, seine landständischen Obliegenheiten auf's Treueste zu erfüllen, und versäumte nie einen Landtag. Die Standesgenossen erkannten bald seine Tüchtigkeit und seinen Eifer; sie wählten ihn darum am 17. März 1821 zum ständischen Deputirten für den schwerinischen Militairdistrict, am 5. Mai 1823 zum mecklenburgischen Kreisdeputirten bei dem ritterschaftlichen Creditverein und auf dem Landtage im Herbst 1829 zum Klosterhauptmann von Malchow. Ablehnen mochte er die Klosterhauptmannschaft nicht, wiewohl er zu seinem von Malchow weit entlegenen Gute Gr.-Welzin durch einen Vertrag mit seinem Bruder Hans vom 17. October 1829 auch noch das Landgut Kuppentin aus dem Nachlasse ihres Bruders Helmuth übernommen hatte, und die Verwaltung beider Güter schon eine angestrengte Thätigkeit erforderte. Er siedelte also 1830 nach Kloster Malchow über und hat dort das Amt eines Klosterhauptmanns bis zum Jahre 1842 geführt.

Diese 12 Jahre umschlossen manche für Ernst von Blücher gar wichtige Ereignisse. Zunächst ward er durch den Tod seiner Gemahlin am am 28. April 1833 schwer getroffen. Nach zwei Jahren, am 8. Mai 1835, vermählte er sich dann aufs Neue mit Auguste Eleonore von Dewitz, geb. am 25. Juli 1813, einer Tochter Adolfs von Dewitz auf Gr.- und Kl.-Milzow, Holzendorf und Helpte und dessen Gemahlin Amalie v. Schöning. Diese Ehe war gleichfalls eine sehr glückliche und auch für die Kinder erster Ehe segensreiche.

Die Landstände waren mit Blüchers Klosterverwaltung sehr zufrieden. Darum faßten sie, als auf dem Landtage von 1835 ein neuer Landrath für das Herzogthum Schwerin zu präsentiren war, ihn auch für dieses Amt ins Auge. Wohl ward von einer Seite hervorgehoben, daß eine Vereinigung zweier solcher Aemter nicht angemessen sein möchte; aber die Mehrzahl der Stimmen ließ Blücher doch als den ersten der drei Präsentanten aus der Wahl hervorgehen, und am 6. Januar 1836 empfing er die landesherrliche Ernennung zum Landrath. In dem Fürstenthum Schwerin war er, was jenes Amt erforderte, auch nachdem er Gr.-Welzin wegen allzu weiter Entfernung 1833 an L. D. H. v. Stern veräußert hatte, noch mit dem Gute Kuppentin ansässig; und weil auf diesem seine Landraths-

würde beruhete, ward er auch gewöhnlich als Landrath von Blücher-Kuppentin bezeichnet, zumal seitdem sein Bruder Hans auf Sukow dieselbe Würde erlangt hatte und damit eine Unterscheidung nothwendig geworden war. Aber gewohnt hat Ernst von Blücher nie zu Kuppentin, sondern, als er 1842 das Kloster Malchow verließ, siedelte er nach Teschow über.

Er hatte nämlich von dem Hausmarschall J. O. U. von Levetzow mit landesherrlicher Bestätigung vom 27. Januar 1835 das im Amte Neukalen, in freundlicher Umgebung am Teterower See belegene große Landgut Teschow und das in einiger Entfernung von diesem zwischen Teterow und Neukalen belegene kleinere Lehngut Hagensruhm käuflich erworben.

Teschow ward dem Landrath ein sehr angenehmer Aufenthaltsort, den er mit besonderer Liebe pflegte. Dies Gut verdankt ihm viele Verbesserungen, namentlich das herrliche Wohnhaus.

Aber neben der Gutsverwaltung nahm ihn die landständische Thätigkeit doch mehr und mehr in Anspruch. Durch seine Geschäftskenntniß und große Umsicht gewann er auf den Landtagen immer größern Einfluß; eine Reihe von Jahren hindurch führte er hier das wichtige Amt eines Protokollführers, und nachdem er 1839 zu einem Kreisdirector des ritterschaftlichen Creditvereins erwählt war, nahm er auch in diesem Fache bald eine bedeutende Stelle ein. Eine hervorragende Wirksamkeit in dem mecklenburgischen Ständewesen begann er aber erst zu entfalten, nachdem er 1842 in den Engeren Ausschuß von der Ritterschaft gewählt war; und sie wuchs an Bedeutung, seitdem er wenige Jahre später den Vorsitz in der Landesversammlung als dirigirender Landrath übernahm. Es war ihm beschieden, dies Amt eine lange Reihe von Jahren unter den allerschwierigsten Umständen zu führen. Denn eben damals, als ihm das Präsidium zufiel, war innerhalb der Ritterschaft selbst, zwischen den adeligen und bürgerlichen Mitgliedern derselben, über die Vorrechte der ersteren, und namentlich über die Theilnahme an den drei Landesklöstern, ein heftiger Streit entbrannt. Um die Leidenschaftlichkeit zu verstehen, mit welcher derselbe geführt ward, muß man sich die Gährung vergegenwärtigen, welche in den vierziger Jahren auf allen geistigen Gebieten, namentlich aber in der Politik, herrschte und Gegensätze hervorrief oder schärfte, welche an sich für die Parteien oft nur von untergeordnetem Werthe waren. In Wirklichkeit wollten die Fragen, über welche die Parteien in der Ritterschaft haderten, wenig bedeuten gegenüber ihren gemeinsamen Interessen und

den ihnen obliegenden Pflichten gegen die Landesherren und gegen das ganze Land, welches sie vertraten; und es war widerwärtig zu sehen, wie schwer die Landtagsberathungen darunter zu leiden hatten, daß sich so gut bei den wichtigsten wie bei den unwichtigsten Gegenständen, sowohl in der Art ihrer Behandlung als in den Beschlüssen selbst, Parteitendenzen geltend machten. Als allmählich die dem neueren Zeitgeiste huldigende Partei die Majorität erlangte, ward die Auctorität des conservativen Directoriums fast illusorisch. Dabei hatten die Verhandlungen mehr und mehr eine solche persönliche Gereiztheit angenommen, daß während der letzten Landtage vor 1848 sich jedermann sagen mußte, so könne es nicht weiter gehen, wiewohl niemand anzugeben wußte, wie denn Friede und Ruhe wiederzugewinnen sei.

Wie überaus schwierig unter jenen Verhältnissen, zumal bei dem Mangel einer geschriebenen Geschäftsordnung, die Stellung des dirigirenden Landraths auf den damaligen Landtagen sein mußte: darüber war bei aller sonstigen Meinungsverschiedenheit unter den Ständemitgliedern nur eine Stimme, das keine andere Persönlichkeit sich besser zum Vorsitz eigne als der Landrath von Blücher-Kuppentin. Von natürlicher Herzensgüte und Milde, friedfertig und billig denkend, war er zum Vermitteln geneigt und geeignet. Seine wahrhaft aristokratische Natur und christlich-conservative Richtung verleugnete er nirgends; aber Hochmuth, Standesvorurtheile und Eigennutz lagen ihm fern. Eine einnehmende Freundlichkeit gewann ihm leicht die Herzen, während seine Einsicht auch seinen bescheidensten Aeusserungen Anerkennung verschaffte. Schroffe Urtheile und extreme Maßregeln widerstrebten ihm; den Heißspornen unter seinen politischen Freunden erschien er daher mitunter nicht entschlossen genug. Er erwog eine Angelegenheit lange und prüfte sie von allen Seiten, ließ auch gern die Gegner zu Worte kommen, wie er denn für entgegengesetzte Ansichten viel Verständniß hatte, und durch seinen liebenswürdigen Humor wußte er Schroffheiten in der Debatte zu begegnen. Hatte er aber einmal einen Entschluß gefaßt, so führte er denselben auch mit Festigkeit und oft nicht ohne diplomatische Feinheit aus. Denn es fehlte ihm nicht die Klarheit, welche, unbeirrt durch Nebensachen, das Hauptziel erkennt und verfolgt, noch der Muth seine Ueberzeugung durchzusetzen. Er ließ ruhig und furchtlos auch die schwierigsten Sachen an sich herankommen; denn er hoffte, daß sich bei näherer Erwägung schon das Rechte herausstellen würde, und er getrauete sich, dies schließlich doch zum Siege zu führen.

Nur selten verließ ihn in seiner amtlichen Thätigkeit die freundliche, ruhige Würde, um — wenn diese nicht respectirt wurde — einem männlichen Zorn Platz zu machen. Aber solche Momente, schreibt ein Augenzeuge, waren doch wieder wahre Glanzpunkte seines ganzen Wesens. In einer stürmischen Landtagssitzung, in welcher 500—600 Ständemitglieder sich in langen Debatten stark erhitzt hatten, forderte der Landrath v. Blücher den Landessecretair auf, ein Vorkommniß dem Gebrauche gemäß zu registriren. Der Führer der gegnerischen Majorität aber, dem diese Registrirung in seiner Taktik unlieb war, rief im Bewußtsein seines bedeutenden Einflusses in großer Erregtheit dem Sekretair, ihn noch dazu völlig grundlos an seinen Amtseid erinnernd und dadurch verwirrend, mit gebietendem Tone zu, er solle nicht registriren. Der Beamte, ein alter Mann, erschrak und ward unschlüssig. Da erhob sich Blücher von seinem Sessel, richtete sich hoch in seiner ganzen stattlichen Größe auf; seine Augen flammten Zorn, und indem er die Hand gebietend zu dem ihm gegenüber sitzenden Secretair vorstreckte, sprach er in einem Tone voll Felsenfestigkeit: Und ich, der hier dirigirende Landrath, fordere von Ihnen bei Ihrem Amtseid, daß Sie sofort Ihre Schuldigkeit thun und schreiben! — Der Secretair schrieb. — Der Landrath stand noch einen Moment und sah sich fragend um, ob noch jemand Widerspruch wage. Der Adel seines Zorns, die Hoheit seiner ganzen Erscheinung war so mächtig, daß sich kein Widerspruch mehr regte; die große, eben noch so wild bewegte Versammlung verharrte unter dem überwältigenden Eindruck dieser Scene noch einige Zeit wie beschämt in tiefem Schweigen und setzte dann ihre Berathung in ruhig gehaltenem Tone fort.

Unzweifelhaft bot überhaupt schon seine äußere Erscheinung dem Landrath von Blücher den Vortheil, sich auch in größeren Kreisen bemerklich und leichter geltend zu machen. Er war von hohem Wuchse, edlem Gleichmaße der Glieder, im Gange weit und fest ausschreitend, die Gesichtsbildung höchst anziehend, abgerundet, fein, aber männlich; der Ausdruck überaus wohlwollend, das Auge leuchtend, Haltung und Benehmen höchst einfach und natürlich vornehm.

Die Grundlage für Blüchers Politik bildete die Treue gegen seinen Landesherrn, den er auch persönlich sehr hoch verehrte, und gegen die Landesverfassung, zu deren Schutz er eidlich verpflichtet war. Eben darum trafen ihn aber auch die Verfassungswirren, welche das Jahr 1848 im

Gefolge hatte, so schwer, weil sich der Conflict, zu welchem sie sich zuspitzten, in seinem eigenen Innern wiederspiegelte.

Es ist hier nicht der Ort, die Landesgeschichte der Jahre 1848—50 ausführlich zu erzählen; aber wir können doch nicht unterlassen, uns den Antheil des Landraths Ernst von Blücher in kurzen Zügen zu vergegenwärtigen.

Einer gesetzmäßigen Fortentwickelung der ständischen Verfassung war er nicht abhold; aber unter der ungeahnten Aufregung, welche auf die erste Nachricht von der Vertreibung des Königs Ludwig Philipp ganz Deutschland ergriff, die Bundesverfassung umstieß und die beiden mächtigsten Bundesstaaten in revolutionaire Krisen stürzte, erschien es von vorne herein höchst zweifelhaft, ob Mecklenburg die ständischen Grundlagen seiner Verfassung, die bisher auf den Virilstimmen der Rittergutsbesitzer und der Vertreter der städtischen Magistrate — mit dem Rechte der itio in partes für jede der beiden Körperschaften — beruhete, würde retten können. Der Uebergang zu einer Repräsentativverfassung erschien auch den Landesherren nothwendig; auf eine Reform der Landesvertretung sollte eine entsprechende Reform der Verwaltung folgen. Aber über die künftige Gestaltung der Verfassung ward lebhaft von den Parteien gestritten; und die demokratischen „Reformfreunde" wußten die neue Preßfreiheit und namentlich das eingeräumte Versammlungsrecht schnell zu benutzen, um in den „Reformvereinen", welche sich rasch über alle Städte ausbreiteten und von einem Centralcomité geleitet wurden, die städtische Bevölkerung für sich zu gewinnen; auch die ländliche Bevölkerung ward nun leicht in die unheildrohendste Aufregung versetzt, welche arge Ausschreitungen zur Folge hatte. Die Reformer erklärten schon, wie sich ein Hauptführer ausdrückte, der zum 26. April von den beiden Landesherren ausgeschriebene Landtag „habe nichts weiter zu thun, als ein nur für die constituirende Nationalversammlung geltendes Wahlgesetz zu berathen und damit seine Wirksamkeit zu beschließen." Denn eine „unumgängliche Nothwendigkeit" fordere, „ein ganz neues Staatsleben zu schaffen", d. h. ein demokratisches Staatsleben mit schwacher monarchischer Spitze.

Als die verschiedenen Classen der Bevölkerung ihre Meinungen in Versammlungen, Resolutionen und Adressen kund gaben, auch schon die Ritterschaft einzelner Aemter ihre Opferwilligkeit bezeugt hatte, ward am 14. April zu Güstrow eine freie ritterschaftliche Versammlung gehalten. Der Landrath v. Blücher-Kuppentin hatte dieselbe nicht veranlaßt, besuchte

sie aber mit etwa 250 Standesgenossen, unter welchen die bedeutendsten Männer der conservativen Partei sich in großer Anzahl einfanden. Blücher warf in die Debatte die Mahnung, daß die Versammlung wohl eine Art von Vorlandtag, doch kein beschließender sei; es werde darum genügen, wenn die alten Stände erklärten, daß sie nicht reagiren wollten (nachdem sich die Landesherren schon für eine Repräsentativverfassung ausgesprochen); aus bloßen Privatinteressen hätten die Stände nie gehandelt, sie wollten es auch jetzt nicht. Er selbst sei bereit sein Amt, seine Vorrechte u. s. w. aufzugeben; doch könne er die Hoffnung, daß die Reformen zum Besten des Vaterlandes gedeihen würden, nicht mit Sicherheit hegen. Er wünsche schließlich, daß die Versammlung der Publicität wegen ein Programm oder eine Adresse in allgemeiner Fassung beschlösse. Da ward ihm der Entwurf einer Erklärung übertragen; aber er löste seine Aufgabe nicht zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Mehrzahl, 146 unterzeichneten seine Fassung, wonach sie „einmüthig, feierlich und öffentlich erklärten, daß sie die bevorstehende landtägliche Verhandlung mit dem aufrichtigsten Streben für das Wohl des ganzen geliebten Vaterlandes auffaßten, daß sie alle und jede politische Sonderrechte, welche ihnen bisher verfassungsmäßig zugestanden, freiwillig und gern, um das Wohl des Vaterlandes zu fördern, opfern wollten, um in den neuen Institutionen den Wünschen ihrer Mitbürger Genüge zu geben, daß sie mithin nach dieser Erklärung, welche sie Angesichts ihres Vaterlandes wahr und treu hiemit abgäben, hoffen dürften, daß ihre Mitbürger im Vaterlande ihnen den Glauben und das gute Vertrauen schenken würden, daß sie, die alten Stände Mecklenburgs, fern von Rückhalt gern dazu mitwirken würden, die neue Landesverfassung den Bedürfnissen und den Forderungen der Zeit gemäß ins Leben zu rufen." — Eine ansehnliche Minderheit hielt aber ihre Unterschrift zurück, namentlich weil die Ersetzung der gesperrten Worte durch die Fassung: „insofern es das Wohl des Vaterlandes fordere", — zu welcher sich übrigens Blücher selbst verstand — nicht von der Mehrzahl gebilligt ward.

In der Leitung des außerordentlichen Landtages, von welchem man annahm, daß es der letzte altständische sei, harrte des dirigirenden Landraths keine leichte Aufgabe. Die Reformvereine suchten durch ein „Ueberwachungs-Comité" auf die Verhandlung Einfluß zu gewinnen, der Landrath v. Blücher hatte auch mehrmals die Gallerie zur Ruhe zu verweisen. Aber die Stände ließen sich dadurch in ihrer ruhigen und gründlichen Erwägung der landesherrlichen Vorlagen, welche von einem Ausschuß unter

Blüchers Vorsitz vorbereitet wurde, nicht beirren; viel schwieriger war es für den Präsidenten der Versammlung, die Debatte durch das Gewirre der verschiedensten Meinungen über die vorliegenden Fragen zu Beschlüssen hindurchzuführen. Die Landesherren gaben ihr unbeschränktes Besteuerungs- und Gesetzgebungsrecht im Domanium auf und begehrten von den alten Ständen die Auflösung der bisherigen Landesvertretung und die Anbahnung einer neuen, auf Grundlage von Wahlen im ganzen Lande. Der vorsitzende Landrath erlangte auch leicht die Zusicherung, daß die neuen Stände mindestens dieselben Rechte wie die alten haben sollten. Der Landtag seinerseits willigte ohne Schwierigkeit in den Uebergang zu einer Repräsentativ-Verfassung; es kam aber Alles an auf das Wahlgesetz, nach welchem die Mitglieder der nächsten, zur Vereinbarung der neuen Verfassung mit den Landesherren zu berufenden Kammer gewählt werden sollten. Die Landesherren erstrebten ein Repräsentativsystem, bei welchem alle Landestheile sowie alle Interessen ihre Vertretung fänden; sie schlugen daher vor, daß mit 33 Vertretern der städtischen und 29 der ländlichen Bevölkerung aus indirecter Wahl auch 23 direct gewählte Vertreter des großen Grundbesitzes in einer Kammer tagen sollten.

Es erhoben sich nun die lebhaftesten Debatten. Manche Ritter wünschten die ritterschaftlichen Institutionen außer der Landstandsschaft thunlichst zu erhalten, Wismar und Rostock suchten ihre Sonderrechte zu retten, die Städte fanden in dem Regierungsvorschlag wegen der Wahlen sich benachtheiligt. Blücher nahm sich des etwas modificirten Regierungs-Vorschlags über die Wahlen aufs Wärmste an. „Meine persönliche Ansicht", bemerkte er etwa, „ist diese: Die Lage der Dinge in Mecklenburg ist so, daß eine Anknüpfung an die bestehenden Verhältnisse und Interessen nothwendig ist, und darnach scheint mir der modificirte Regierungsentwurf unter den jetzigen Umständen der beste zu sein. Er ist eine Vereinigung der Interessen, die numerische Vertretung derselben ist ziemlich gleich, und wird in ihm der Grundsatz der Trennung zwischen Stadt und Land ausgesprochen." — Da aber die verschiedenen Versuche, Interessen- oder Berufstände durchzusetzen, scheiterten, die Regierungen auch Bedenken trugen, den Städten die Hälfte aller Vertreter zuzugestehen: so blieb freilich, was Blücher von Anfang an gefürchtet hatte, nur das Princip reiner Kopfzahlwahlen übrig; man stritt nur noch über directe und indirecte Wahlen, ob mit Census oder ohne Census. Der vorsitzende Landrath empfahl mit andern Standesgenossen directe Wahlen in möglichst kleinen

Wahlkreisen und mit einem geringen Census. Als jedoch die Städte auf indirecten Wahlen, womöglich ohne Census, bestanden und die Regierungen sich ihnen zuneigten, da gab die Ritterschaft die Entscheidung den letzteren anheim, und diese gaben den Wünschen der Städte nach.

Die alten Stände machten nun noch zur Bedingung ihrer Auflösung, daß die Seestädte sich bereit erklärten, der allgemeinen Gesetzgebung des Landes sich unterwerfen und ihre Sonderrechte nur in soweit behalten zu wollen, als sie mit dem Wesen der neuen Verfassung vereinbar erschienen. Die Auflösung der Ritter- und Landschaft als politisch berechtigter Corporationen sollten die Landesherren aber dann erst aussprechen, wenn sie sich über solche mit den neuen Landes-Repräsentanten im Wege der neuen Verfassung vereinbart haben würden. Bis dahin sollten die altständischen Deputationen, die sonstigen ständischen Verwaltungen sowie der Engere Ausschuß — kurz die ganze ständische Administration — unverändert fortbestehen, und der Engere Ausschuß ward unter Zustimmung der Regierungen auch zu außerordentlichen Geldbewilligungen, sowie zur Bewilligung der ordentlichen Contribution und der Landesanlagen bevollmächtigt.

So blieb also auch der Landrath Ernst von Blücher als Vorsitzender des Engeren Ausschusses u. s. w. in seinen altgewohnten ständischen Geschäften thätig, mit Ausnahme seiner Landtagswirksamkeit. Aber auch diese sollte er späterhin noch wieder aufnehmen.

Denn die nach dem neuen Wahlgesetz berufene Kammer rechtfertigte nur allzu sehr die Befürchtungen der Conservativen: unter dem Einfluß der Reformpartei überwogen die demokratischen Wahlen. Die Abgeordnetenkammer legte den sehr liberalen Verfassungs-Entwurf der Landesherren bei Seite, um einen neuen auszuarbeiten, welcher auf dem Grunde der Volkssouverainetät Mecklenburg in einen demokratischen Musterstaat verwandeln sollte. Das Sympathisiren der noch überwiegenden Linken mit der Revolution in Wien und mit der Widersetzlichkeit der preußischen Nationalversammlung gegen ihre Vertagung entzog der Kammer schnell die Gunst der Gemäßigten; und wenn in ihren Ausschüssen auch eifrig gearbeitet und mancher Schade bloß gelegt ward, so kam, da man nicht genügend an das Bestehende anknüpfte, doch wenig Praktisches zu Stande; die in Anregung gebrachte Enteignung von Grundbesitz zu Gunsten der ländlichen Arbeiter, denen die Demokraten große Versprechungen gemacht hatten, erregte Besorgnisse wegen des Credits; das planlose, gleichzeitige Eingreifen in alle Verhältnisse auf Grund zahlloser Petitionen erschwerte die Landesverwaltung bei der

herrschenden Aufregung nur noch mehr. Unter den gemäßigten Liberalen, welche in den „constitutionellen Vereinen“ die „Reformvereine“ bekämpften, regte sich früh die Besorgniß, daß die Maßlosigkeit der Demokraten das Verfassungswerk zum Scheitern bringen würde. Dem Constitutionalismus abgeneigte Anhänger der alten Verfassung, namentlich unter den in ihren Interessen schwer bedroheten großen Grundbesitzern, suchten nun in einem „allgemeinen politischen Verein für Mecklenburg“ einen Vereinigungspunkt; und als die Kammer auf Sequestration der Klöster und auf die Auflösung der Ritter- und Landschaft drang, ohne daß die Vorbedingungen erfüllt waren, gelangte an den Engeren Ausschuß im December schon die Aufforderung einen Convent der alten Stände zu berufen. Aber dieser lehnte solches Verlangen einstimmig ab, weil er sich dazu nicht berechtigt hielt, und konnte es um so mehr, da die Regierungen der Kammer nicht beitraten.

Endlich im Mai 1849 hatte die Abgeordnetenkammer ihre Verfassung durchberathen; dieselbe enthielt aber so viel Bedenkliches, daß die Regierungen sie in dieser Form ganz unannehmbar fanden und die Zugeständnisse der Landesherren in dem früher vorgelegten Entwurfe für das Aeußerste erklärten. Da inzwischen in den größeren deutschen Staaten eine wesentliche Ernüchterung eingetreten und die Ordnung wieder hergestellt war, so bequemte sich auch die mecklenburgische Kammer, in welcher die Gemäßigteren die Oberhand gewannen und der Zeit „Rechnung trugen“ mit überraschender Fügsamkeit zum Zurückgehen auf die Wünsche der schwerinschen Regierung, so daß diese im August 1849 zu einer Vereinbarung mit der Kammer über eine Verfassung und zu einem entsprechenden Wahlgesetz gelangte.

Dagegen fühlte sich der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz durch die Mißachtung, welche die Kammer seinen Wünschen bewiesen, schon vorher veranlaßt, alle Verbindung mit derselben abzubrechen, ohne daß mit ihm eine Vereinbarung über die Verfassung und über eine Aufhebung der Union zu Stande gekommen war. Da es Mecklenburg-Strelitz auch an einem Wahlgesetze für die Berufung einer neuen Kammer fehlte, so blieb demselben nichts übrig als ein Zurückgreifen auf die alten Stände und der Vorschlag, mit einem Landtage der alten Stände neue Reformen der Verfassung zu vereinbaren, wozu man sich aber auf schwerinscher Seite nicht entschloß.

In den ritterschaftlichen Kreisen, wo man vielfach nur dem Drange der Zeit nachgegeben hatte, ohne von einer neuen Constitution nach dem

Repräsentativsystem Gutes zu erwarten, und die Hingabe der ständischen Rechte schmerzlich bedauerte, zumal man nun unter der Unruhe und Widerspenstigkeit der ländlichen Arbeiter so schwer litt, war gleichfalls der Wunsch nach Wiederherstellung der alten Verfassung immer reger geworden. Schon im August 1849 ward der Landrath von Blücher-Kuppentin öffentlich aufgefordert, sich „aus der Ruhe zu erheben, die fast zu lange schon gedauert". Aber es fragte sich doch, ob nicht mit der wiederkehrenden Ruhe und Besonnenheit in dem engeren und weiteren Vaterlande auch die Wahlen in Mecklenburg nach einem neuen conservativen Wahlgesetze gemäßigter ausfallen, und eine ruhigere Entwickelung der Gesetzgebung zu erreichen sein würde, während man bei der Verstimmung der Ritterschaft über die jüngsten Erfahrungen von ihr wenig Geneigtheit auch zu nothwendigen Reformen, selbst auf altständischer Grundlage, erwarten durfte.

Auch über den Rechtspunkt ward in der Presse lebhaft gestritten. Denn wenngleich die Bedingungen, an welche die Auflösung der alten Stände geknüpft war, noch nicht erfüllt, die Vereinbarung mit dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz nicht zu Stande gebracht, und von den Seestädten kein klarer Verzicht, wie bedungen, abgegeben war: so hatte doch der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz die Aufhebung der Union zuletzt selbst gewünscht, und die schwerinsche Regierung hoffte sich noch mit Wismar und Rostock völlig zu einigen. Ueberdies war für den Landrath von Blücher der Entschluß, sich mit der schweriner Regierung auf einen Proceß einzulassen, kein leichter; und ob ein solcher zu einem günstigen Ergebnisse für die alte Verfassung führen würde, hing von schwer zu übersehenden Verhältnissen ab. Die Sache bedurfte daher vorsichtiger, allseitiger Erwägung.

Von Neustrelitz her erging an den Engeren Ausschuß eine Aufmunterung, einem veränderten Wahlgesetz zuzustimmen und sich zu dem Ende weitere Vollmacht zu verschaffen; aber hierauf ging der Ausschuß nicht ein, weil er in der alten Verfassung keine Befugniß dazu fand. Eine Versammlung von Mitgliedern der alten Stände begehrte schon am 31. August von derselben Behörde die Berufung eines allgemeinen ständischen Landesconvents, oder doch wenigstens die eines ritterschaftlichen Convents; allein die landschaftlichen Mitglieder des Engeren Ausschusses glaubten nicht mehr einen Landesconvent berufen zu dürfen, obwohl ein neuer ritterschaftlicher Deputirter zu wählen war.

Da beriefen nun Blücher und die andern Mitglieder des Engeren Ausschusses von der Ritterschaft einen ritterschaftlichen Convent auf den 5. October nach Rostock, zunächst freilich nur zu dem erwähnten Zweck. Blücher ließ es aber zu, daß am andern Tage die Lage des Landes besprochen und über die Verfassungsangelegenheit mehrere Beschlüsse gefaßt, endlich auch von den versammelten Mitgliedern der Ritterschaft eine an den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin gerichtete Verwahrung gegen die Rechtsbeständigkeit der neuen Verfassung und die beabsichtigte Aufhebung der landständischen Union beider Großherzogthümer beschlossen ward. Diese Verwahrung, welche die Unterschrift „Ernst von Blücher" trägt, wurde jedoch in Schwerin nicht angenommen, weil das dortige Ministerium die Rostocker Versammlung als einen legalen Convent der Ritterschaft, befugt sich mit der Berathung und Beschlußnahme über Verfassungsgegenstände zu befassen, nicht anerkannte und demgemäß auch die von derselben zur Ueberreichung der Verwahrung abgeordneten Deputirten nicht als legitimirt betrachtete. Vielmehr schritt das Ministerium nun, aller Proteste jener Deputation ungeachtet, am 10. October zur Verkündigung der neuen Verfassung und zur Auflösung der alten Stände und ihrer Organe.

Der Engere Ausschuß der Ritterschaft willigte aber hierin um so weniger, da mittlerweile die fürstlichen Agnaten gleichfalls Protest gegen die neue Verfassung erhoben und die strelitzer Regierung sich an das Schiedsgericht der Union von 26. Mai 1849, welcher beide Großherzoge beigetreten waren, mit einer Klage wandte. Die Spannung erreichte ihren Höhepunkt, als am 20. Decbr. ein schwerinscher Regierungs-Commissarius in dem Sitzungszimmer des versammelten Engeren Ausschusses im Rathhause zu Rostock erschien, um diese Behörde aufzulösen und ihre Verwaltungs-Gegenstände an sich zu nehmen.

Während die landschaftlichen Mitglieder des Engeren Ausschusses aus Mecklenburg-Schwerin und der anwesende mecklenburg-schwerinsche Deputirte der Ritterschaft sich sofort fügten, erklärte der vorsitzende Landrath von Blücher-Kuppentin im Namen des Engeren Ausschusses von der Ritterschaft, daß derselbe in seiner Mehrheit sich in der bereits früher ausgesprochenen entschiedenen Ablehnung jeder Ablieferung der Verwaltungsgegenstände, sowohl des gemeinsamen engeren Ausschusses als der zum privativen ritterschaftlichen Ressort gehörigen, durch ein Rescript der großherzoglich-strelitzischen Regierung vom 6. Decbr. welche gegen jede Ueberlieferung protestire, um so mehr bestärkt finde, als seine Mitglieder für

beide Landesherren und für die gesammte unirte Ritter- und Landschaft verpflichtet seien, und sie sich nur dann erst ihrer angelobten Pflichten entbunden erachten könnten, wenn die Auflösung der gesammten Ritter- und Landschaft von beiden Landesherren auf gesetz- und rechtmäßige Weise erfolgt sei. Ihm schlossen sich der Landrath Freiherr von Maltzan-Rothenmoor und der ritterschaftliche Deputirte des stargardischen Kreises, v. Dewitz-Cölpin, sowie auch der Bürgermeister der stargardischen Vorderstadt Neubrandenburg, Rath Brückner, an.

Da dessen ungeachtet nun der Regierungs-Commissarius seinem Auftrage gemäß die Administration des Engeren Ausschusses für geschlossen erklärte und von den Verwaltungs-Gegenständen Besitz ergriff, so folgten seiner Aufforderung, das Local zu verlassen, die übrigen Mitglieder dieser Behörde; von Blücher aber, von Maltzan und von Dewitz gaben auf die Androhung militairischer Execution die Erklärung ab, daß, falls solche erfolgen sollte, sie dennoch den Engeren Ausschuß, welcher an keinen Ort gebunden sei, nicht als aufgelöst betrachten könnten, vielmehr den Beitritt jener vier Collegen zu dem Anverlangen des Commissarius als einen freiwilligen Verzicht ansehen müßten, wodurch ihnen selbst nur vermehrt die Obliegenheit werde, auch für die Committenten dieser Herren, so lange deren Stellen nicht wieder besetzt würden, deren Functionen mit zu übernehmen.

Als jedoch nunmehr der Commissarius einen von ihm requirirten Soldaten eintreten ließ und an jene drei Männer unter der Androhung unmittelbarer Anwendung der Execution die Aufforderung sich zu entfernen wiederholte: da räumten diese allerdings das Zimmer, doch mit der Erklärung, daß sie zwar der Gewalt wichen, aber gegen dieselbe protestirten, keinerlei Rechte für verloren und sich keiner ihrer Pflichten für entbunden erachteten.

Mit schwerem Herzen, aber in der Ueberzeugung, daß es seine Pflicht erheische, eröffnete der Landrath von Blücher am 4. Januar 1850 die erste Sitzung des Engeren Ausschusses, an welcher nur von Maltzan, von Dewitz und Brückner Theil nahmen, auf dem Rathhause zu Neubrandenburg, wohin sie mit Erlaubniß der Strelitzer Regierung den Sitz der Behörde verlegt hatten. Doch blieb ihre Thätigkeit einstweilen eine sehr beschränkte, da sie von einem großen Theile der Ritterschaft selbst und von der Landschaft nicht anerkannt wurden. Indessen erlangten die am 6. October zu Rostock erwählten ritterschaftlichen Deputirten die Intercession

der damaligen obersten Bundesbehörde, der Central-Bundes-Commission zu Frankfurt, so daß ihnen unter der Einwirkung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und der agnatischen Proteste durch Allerhöchste Entschließung des Schwerinschen Landesherrn die den Ständen im Falle von Streitigkeiten mit der Landesherrschaft 1817 zugesagte Compromiß-Instanz zur schiedsrichterlichen Entscheidung des Verfassungsstreites zugestanden ward; und das Bundesschiedsgericht fällte am 11. Septbr. 1850 zu Freienwalde einen Spruch, durch welchen das am 10. Oktober 1849 eingeführte Staatsgrundgesetz für Mecklenburg-Schwerin und die Aufhebung der alten landständischen Verfassung für nichtig erklärt und auf die Berufung eines Landtages nach Anleitung des landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs vom Jahre 1755 erkannt ward. Demgemäß wurde der Engere Ausschuß in seinem vormaligen Sitzungszimmer zu Rostock am 28. September durch einen Regierungs-Bevollmächtigten wieder in sein Amt eingesetzt, und am 15. Februar 1851 zu Malchin ein Landtag der Ritter- und Landschaft nach alter Weise eröffnet.

Der Landrath von Blücher-Kuppentin führte auch hier wieder den Vorsitz, und ebenso gehörte er auch der vom Landtage erwählten staatsrechtlichen Commite an, welche über die Vorlagen beider Regierungen wegen zu erneuernder Verhandlungen über eine Verfassungsreform zu berathen und zu berichten hatte. Blücher und seine Genossen empfahlen nun zwar, dem Wunsche der Landesherren entsprechend, Deputirte zu solchen Verhandlungen mit Regierungs-Commissarien zu wählen; sie waren aber der Meinung, daß von dem außerordentlichen Landtage des Jahres 1848 abzusehen sei, daß man sich die Erfahrungen, welche Europa in den letzten Jahren gesammelt, zu Nutze machen und die Reform ganz auf der altständischen Grundlage halten müsse. Im Allgemeinen war jedoch die Ritterschaft jetzt jeder Reform abgeneigt. Die Deputirten wählte sie freilich; aber deren Verhandlungen mit den landesherrlichen Commissarien blieben fruchtlos, und ihre Erklärungen nöthigten die Regierungen, ihre Wünsche bis auf günstigere Zeiten zu vertagen.

Während jenes Verfassungsconflicts hatte sich eine gewisse Spannung zwischen der Ritterschaft und dem Hofe kund gegeben, deren Spuren die Mitglieder der Ritterschaft nun nach Kräften zu verwischen suchten. Sie benutzten die Taufe des Erbgroßherzogs zu Ludwigslust am 3. Mai 1851, zu welcher auch die Könige von Preußen und Hannover geladen waren, als Gelegenheit, um durch zahlreiches Erscheinen bei diesem Familienfeste

dem Landesherrn ihre Ergebenheit zu bezeugen, und fanden eine entsprechende Aufnahme. Der König von Preußen begrüßte sie, auf ihre rothe Uniform anspielend, als „die guten Rothen, vor denen man sich nicht zu fürchten brauche". Der Großherzog trank bei der Tafel auf das Wohl des Landes und der Landstände. Da ergriff Blücher als ältester Landrath nach bestehender Sitte sein Glas, „dankte", wie ein Anwesender berichtet, „mit beredten, bewegten Worten dem Landesherrn und brachte auf dessen Wohlergehen ein Hoch aus, welches, tief aus dem Herzen kommend und Aller Herzen packend, stürmisch in den weiten Räumen wiederhallte. Es war gleichsam ein erneuerter Eidschwur der Treue der Stände, dem Blücher Ausdruck gegeben hatte — ein Act von tief ergreifender Wirkung".

Der Landrath von Blücher-Kuppentin präsidirte nun den Landtagen und dem Engeren Ausschuß noch bis zum Jahre 1862 in bewährter Tüchtigkeit und Treue. Es waren jetzt mehrere jüngere Mitglieder der Ritterschaft in den Engeren Ausschuß gewählt, welche sich mit ebenso viel Eifer als Begabung den ständischen Aufgaben widmeten und dem den Vorsitz führenden Landrath von Blücher seine Geschäfte wesentlich erleichterten. Während dieser vor dem Jahre 1848 als solcher oft recht schwere und verdrießliche Tage erlebte, oft nicht aus noch ein wußte, — und dann wohl sagte: „alte dösige Lage", — erfrischte ihn jetzt das einmüthige Mitarbeiten seiner Collegen; und so ungern er in den früheren Jahren oft seine Reisen nach Rostock zu den Sitzungen unternommen hatte, so gern und freudig unterzog er sich jetzt denselben. Auch die Landtagsverhandlungen waren ihm jetzt erquicklicher; die großen Gefahren, in welche das Jahr 1848 Staat und Gesellschaft gestürzt hatte, hatten die gereizte Stimmung und Spannung innerhalb der Ritterschaft verwischt und einer ruhigen, sachgemäßen Verhandlung Platz gemacht. Ebenso befriedigt war man andrerseits von Blüchers Amtsführung; und es ist ihm manch öffentlicher Beweis von der Hochachtung gegeben, deren er sich in allen Kreisen, auch bei seinen politischen Gegnern, zu erfreuen hatte. Der weit verzweigte Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde ernannte ihn bei dem Vereinsjubiläum im Jahre 1860 zu seinem Ehrenmitgliede. Am 26. Mai 1863 verlieh ihm der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin die Geheimraths-Würde.

Den Landtag im Herbst 1862, zu dem er sich noch vorbereitet hatte, konnte der Landrath wegen wiederholter Erkrankung nicht mehr besuchen.

Auch die Theilnahme an dem Jubiläum der Veteranen von 1813, welches im März 1863 zu Güstrow sehr festlich begangen ward, mußte er sich versagen. Am 26. August 1863 ist er heimgegangen, an demselben Tage, da man zu Krieblowitz dem Feldmarschall Fürsten Blücher ein Erinnerungsfest feierte. Die mecklenburgische Landtagsversammlung jenes Jahres verzeichnete beschlußmäßig in ihrem Protokoll vom 19. November „ihr innigstes Bedauern und ihre aufrichtige Trauer“ über den Tod des Landraths von Blücher auf Kuppentin, „der in der mannigfaltigsten Weise mit dem lebhaftesten Interesse und dem regsten Eifer sich dem Wohle des Landes widmete“.

XXVII.

Vicelandmarschall Johann Heinrich Carl von Behr auf Hindenberg,

geb. 30. März 1802, gest. 21. März 1864.

(Aus dem Norddeutschen Correspondenten 1864. Verfasser: J. v. M.)

Der jüngst verstorbene Vicelandmarschall von Behr war ein Mann bester mecklenburgischer Art. Sein Tod wird in weiten Kreisen betrauert; ein kurzer Abriß seines Lebens daher auch Manchem nicht unwillkommen sein.

Behr ward am 30. März 1802 zu Doberan geboren, wo sein Vater herzoglicher Oberforstmeister war. Seine Mutter war eine geborene v. Leers, Schwester des nachmaligen Landrath v. Leers auf Schönfeld. Die Eltern starben früh und hinterließen drei Söhne, von denen Carl der zweite war. Vormünder wurden der Onkel von Leers, damals auf Vietlübbe wohnend, und der Justizrath von Päpcke auf Lütgenhof. Die drei Behr'schen Söhne, derbe, ausgelassene, blonde Jungen, wurden beim Schulrath Wucke zu Bützow in Pension gegeben. Hier verlebten sie mit andern Altersgenossen eine fröhliche Knabenzeit, in der es an lustigen Schwänken, aber auch an züchtigender Strenge nicht fehlte. Es wurde von den Zöglingen viel Musik getrieben; unser Behr spielte die Geige. Eines Tags war Jahrmarkt. Die Knaben saßen in ihrem Zimmer zur ebenen Erde und musicirten bei offenen Fenstern. Die jungen Bauersleute auf der Straße blieben stehen, hörten zu, schaueten hinein und als sie beliebte Tanzweisen vernahmen und die

lachenden Knabengesichter sahen, baten sie um Eintritt und tanzten nach Herzenslust. Aber als Alles im besten Gange, tritt der Schulrath scheltend ein. Die Tänzer halten ihn für einen unbefugten Eindringling; es erschallt der Ruf: Schmiet den Kierl rut! Gesagt, gethan; — die Knaben geigen munter weiter und der Tanz hat seinen Fortgang. Als endlich doch Feierabend gemacht wird und die Musik schweigt und die Tänzer ihrer Straße ziehen, meldet sich auch der Schulrath wieder und — schlägt nachträglich noch den Tact.

Im Jahre 1813 ward Carl Behr in eine zahlreich besuchte Pension zu Schiffbeck, nahe bei Hamburg, gebracht. Aber die unruhigen Zeitläufte waren dem Unterrichte der Knaben hier nicht günstig. Truppendurchzüge, Einquartierungen, Plünderungen beunruhigten Alt und Jung. Oft war die Noth um das tägliche Brod groß. Doch hatte die Noth auch oft erheiternde Seiten. Einst rief der Pensionsvater seine ganze Jugendschaar zu Hülfe, um sein Schwein — den letzten Trost für leere Küche und Keller — vor zwei Franzosen zu retten, die dasselbe aus dem Stalle zerrten. Alles warf sich auf das schreiende Schwein und auf die plündernden Franzosen. Nach hartem Kampfe wurden die Räuber verjagt, vom Jubel und Hurrah der Sieger verfolgt. Auch die Cavallerie des Hauses erfreuete sich in ihrer Art eines Sieges. Der Pensionsvater hielt sich nämlich einen sehr wohlgenährten Schimmel, auf dem er Sonntagnachmittags spazieren ritt. Um ihn vor den Franzosen zu bergen, ward der widerstrebende Gaul unter Beihülfe gesammter Jugend mit vieler Mühe die Treppe hinauf auf den Hausboden transportirt. Dort fristete er mehrere Monate ein kümmerliches Dasein. Als die Kriegsdurchzüge vorüber, ward der gerettete Schimmel wieder herunter geholt. Freilich Kummer und Mangel hatten an ihm gezehrt, er hing nur noch in den Gräten und polterte willig die Stiege hinab in den lange entbehrten Stall.

Doch, wie gesagt, den Musen waren diese Verhältnisse nicht günstig. Behr ward nach Lübeck auf die Schule gebracht. Dort blieb er bis zu seinem 17. Jahre und trat dann in Berlin bei einem Garde-Ulanen-Regiment ein, welches bald darauf in das jetzige Garde-Kürassier-Regiment verwandelt wurde. Behr war sehr schnell außerordentlich groß und schmächtig in die Höhe gewachsen. Scheinbar brustleidend ward er nach einem halben Jahre auf längere Zeit beurlaubt, um sich wo möglich zu erholen. Seine Kammeraden, die ihn lieb gewonnen, nahmen schmerzlichen Abschied von ihm; sie glaubten ihn nicht wieder zu sehen. Behr blieb den folgenden

Sommer bei seinem Oheim Leers auf dem Lande und ward von dessen erfahrenem Hausarzte sehr glücklich behandelt. Derselbe verordnete nichts als Buttermilch und immer wieder Buttermilch. Davon fast ausschließlich lebte Behr bis zum Herbste. Seine Gestalt ward breiter und kräftig, sein Aussehen blühend, in Jugendfülle strahlend. Als er im Herbste nach Berlin zurückkehrte, war eine so günstige Umwandlung mit ihm vorgegangen, daß seine nächsten Freunde ihn nicht wieder kannten. Er behielt seitdem eine dankbare Vorliebe für Buttermilch, die er Zeit seines Lebens nicht nur gerne selbst genoß, sondern auch Andern als gesund empfahl.

Mit 18 Jahren ward Behr Offizier: das schöne Bild eines normalen Kürassiers. Er war gerne Soldat und durch und durch eine Soldatennatur nach äußerer und innerer Begabung. Von großer, edler Gestalt, mit kühnem, offnem Blick, ein ausgezeichneter Reiter, geschickt im Fechten und Voltigiren. Diesen äußeren Vorzügen entsprachen und entwickelten sich mit den männlichen Jahren mehr und mehr seine inneren Gaben: vor Allem seine angeborene Tapferkeit, — ein Mannesmuth, der sich durch nichts niederdrücken ließ, der ihn befähigte, unerwarteten, schwierigen Verhältnissen gegenüber sofort eine feste Stellung einzunehmen. Ferner: von schnellem scharfem Blick für Alles, was ihn umgab, ein tüchtiger Rechner, überhaupt reich begabt für die praktischen Lebensverhältnisse. Dabei eine fröhliche Offenheit, eine gewisse gutmüthige Derbheit, ein sich gleichbleibender guter Humor, der sich vieles erlauben durfte ohne zu verletzen. Und alles dies geadelt durch eine tiefgegründete innere Ehrenhaftigkeit, die gegen Gemeinheit und Kleinheit der Gesinnung einen unüberwindlichen Abscheu hegte oder auch in brausendem Zorn dagegen auflodern konnte.

Behr verlebte die folgenden Jahre bis zu seiner Majorennität als eine frohe Jugendzeit meistens in Berlin. In dem Kreise, in welchem er sich bewegte, erschienen oft die Königlichen Prinzen und auch der damalige Erbgroßherzog Paul Friederich, mit welchem er näher bekannt wurde. Seinen Urlaub brachte Behr regelmäßig in der Heimath bei seinem Oheim zu. Die Reise ward stets zu Pferde gemacht. Zweimal ward ihm der für einen jungen Offizier ehrenvolle Auftrag, die Remonten für das Regiment aus Ostpreußen zu holen. Er brauchte mit seinem Commando begreiflich geraume Zeit zu den Märschen hin und zurück und hatte unterwegs mancherlei interessante Erlebnisse und Abenteuer.

Nach erreichter Majorennität, mit fünfundzwanzig Jahren, nahm Behr 1827 seinen Abschied und kaufte mit seinem von der Mutter ererbten

Vermögen — der Vater hatte ihm wenig nachgelassen — die Güter Hindenberg und Veelböken. In demselben Jahre verlobte er sich mit dem Fräulein Louise von Könemann, Tochter des Landraths von Könemann auf Pritzier, und Nichte seines Vormundes und Oheims Leers, und auch die Hochzeit fand im nämlichen Jahre statt. Durch seine nahen Beziehungen zu den genannten Männern, beide ihrer Zeit thätige, hochgeachtete Landstände, ward Behr auch sofort auf dem Landtage und in die ständischen Geschäfte eingeführt. Seine Vorbildung hiezu war zwar keine juristische oder sonst eigentlich wissenschaftliche, aber seine Welt- und Menschenkenntniß, seine guten natürlichen Gaben und hauptsächlich die Geradheit und Tüchtigkeit seines Charakters ersetzten Vieles und haben ihm mit der Zeit eine sehr einflußreiche Stellung auf dem Landtage verschafft. Von Dingen, die er nicht zu verstehen meinte, sagte er ganz offen, er verstände sie nicht; von dem aber, was er zu verstehen glaubte, hatte er eine sehr positive und meistens sehr richtige Ansicht. Indem er so die Sphäre seiner Thätigkeit selbst beschränkte, innerhalb dieser Schranken aber Tüchtiges leistete, wuchs das Vertrauen zu ihm von Jahr zu Jahr weit über jene selbstgezogenen, in der That oft zu engen Schranken hinaus.

Im Jahre 1839 ward Behr zum ritterschaftlichen Deputirten des Amtes Gadebusch erwählt, einige Jahre später, nachdem er durch vielfache Taxationen von Gütern zwecks Aufnahme derselben in den Creditverein mit dem Wesen und den Grundsätzen dieses Vereins sich vertraut gemacht, zum Direktor desselben für den mecklenburgischen Kreis. Beide Stellungen bekleidete er bis an sein Lebensende und genoß in denselben unbedingtes Vertrauen und große Autorität. Im Jahre 1845 ward er für das Herzogthum Schwerin Provisor des Klosters Dobbertin. Die andern beiden Vorsteher waren in Geschäften gewiegte Männer: der Landrath von Blücher auf Sukow, damals schon seit fast 30 Jahren Provisor und der Baron le Fort auf Boeck, seit neun Jahren Klosterhauptmann. Ersterer, auch eine soldatische Natur, aber juristisch gebildet, ein scharf ausgeprägter Charakter, gewohnt in seinem Geschäftskreise zu herrschen; letzterer lebhaft, leicht erregt, voll Eifer, rastlos in seinem Beruf. Behr gewann bald eine sehr gute, einflußreiche, oft entscheidende Stellung zwischen seinen beiden Collegen und bewahrte dieselbe, als später, 1854, ein Wechsel in der Person des Klosterhauptmanns eintrat. Von seiner Stellung zu Blücher sagte er: „Er ist ein einzig tüchtiger Kerl, der alte Blücher, man muß sich aber erst mal gegen ihn setzen; wir haben uns ein Mal ordentlich die Zähne

gezeigt und sind seitdem immer gute Freunde." Behr gönnte dem älteren und erfahreneren Collegen stets den Vortritt und das erste Wort, ohne von seiner eigenen Persönlichkeit oder der selbstgewonnenen Ansicht zu opfern. Blücher sagte von ihm: „Ich muß den Behr gar zu lieb haben, er ist immer so billig." Damit erkannte er dankend den mildernden Einfluß an, den Behrs Billigkeitssinn auf seine eigene, oft härtere Auffassung übte. Hatte Blücher sich noch so sehr für oder wider eine Sache ereifert, — sah er, daß Behr die Augenbrauen in die Höhe zog und ein wenig den Kopf schüttelte, so suchte er, wenn irgend möglich, einzulenken. Für beide Männer war Dobbertin ein Hauptgegenstand ihrer Thätigkeit, ihres Gespräches, ihres Sinnens und Denkens. Die Mannigfaltigkeit und der Umfang der vorkommenden Geschäfte, die vielfachen Berührungen mit den verschiedensten Personen hatten für sie viel Anziehendes und geistig Anregendes und war nach ihrem eigenen Zeugniß von Einfluß auf ihre innere Entwicklung und die Erweiterung ihres Gesichtskreises. „Man kann hier in Dobbertin immer was lernen" — sagte Behr oft.

Das große Vertrauen, welches er in öffentlichen Aemtern genoß, ward ihm auch in vollem Maße in anderen Beziehungen zu Theil: er hatte wiederholt umfängliche Curatelen und Gutsadministrationen zu führen.

Das Jahr 1848 hat wohl wenig Menschen in Mecklenburg so gar nicht aus der Fassung gebracht, wie unsern Behr. Nicht, daß ihn die Ereignisse nicht auch bewegt hätten, aber er verlor keinen Augenblick den vollen Muth. Es schützte ihn, was oben als seine angeborne Tapferkeit bezeichnet wurde. In seiner Treue zum Landesherrn, in seiner Liebe zur altbewährten Verfassung, in dem, was er von Jugend auf als gutes mecklenburgisches Recht und löblichen vaterländischen Brauch kennen und achten gelernt, in dem edlen Bewußtsein der eigenen Standesehre, — in diesem Allem ließ er sich durch nichts beirren, weder durch Schönrednerei noch durch Drohungen. — Die Redensart „Concessionen an den Zeitgeist" stand nicht in seinem Lexicon, es fehlte ihm das Verständniß dafür. Darum haben auch Wenige aus den Jahren 1848 und 49 ein politisch so reines Gewissen mitgebracht wie er.

Im Jahre 1855 ward Behr zum Vicelandmarschall mecklenburgischen Kreises Allerhöchst bestellt. Es konnte dies Amt keinen treueren Händen anvertraut werden. Der einige Jahre vorher ausgesprochenen Absicht seiner Mitstände, ihn zur vacanten Stelle eines Landraths zu präsentiren, trat er mit Entschiedenheit entgegen, erklärend, er sei derselben nicht gewachsen.

Das Amt eines Landmarschalls, welches andere Eigenschaften erfordert als das Landrathamt, nahm er in dem Bewußtsein an, ihm gewachsen zu sein, und daß er sich hierin nicht täuschte, hat die Erfahrung gelehrt. Denn nicht leicht hat Jemand in dieser Stellung mehr Ansehen genossen, von ihr aus mehr Einfluß geübt. Er hatte einen sehr sicheren, selten trügenden Tact in ständischen Angelegenheiten, dem auch Andere zu vertrauen sich gewöhnten. Ausführliche Erörterungen waren nicht seine Sache. Wenn er aber sagte: ich stimme so, oder: ich wähle den, — so übte er meistens damit viel mehr Einfluß, als Andere mit langen Reden und vielen Beweisthümern. So ist es gekommen, daß während Behr im Landtags-Directorium saß, viele ständische Aemter und im Herzogthum Schwerin wohl die meisten ritterschaftlichen Wahlen und Abstimmungen nach seinem Voto entschieden worden sind.

Behrs Wohnung auf dem Landtage war in den Abendstunden von sechs bis acht Uhr regelmäßig der Sammelpunkt vieler seiner Bekannten. Trat man ein, so traf man ihn mit dem zuerst gekommenen Gaste auf dem Sopha sitzend, die Uebrigen auf Stühlen im Kreise umher. Freundlich nickend und mit der langen Pfeife winkend, hieß er willkommen, regelmäßig den Eintretenden, auch den nächst Befreundeten, scherzend mit voller etwaiger Titulatur begrüßend und Stuhl und Cigarre anbietend. Hier wurden nun die Ereignisse des Tages besprochen und Mancher holte sich die Parole für den nächsten Morgen. Um acht Uhr ging die Trommel; die Gäste entfernten sich schnell und Behr begab sich in die Abendgesellschaft der Großherzoglichen Commissarien, was er als zum guten Ton gehörend ansah und wo er nur äußerst selten gefehlt haben dürfte. Es werden fortan Viele den Sammelplatz schmerzlich entbehren, den Behrs Landtagsquartier bot.

Auf dem Landtage 1858 zu Malchin erkrankte Behr bedeutend. Zwar konnte er gegen Weihnachten nach Hause reisen, jedoch erholte er sich erst im nächsten Frühling einigermaßen. Aber es war nicht zu verkennen, diese Krankheit hatte seine Kraft gebrochen: seine sonst hohe männliche Gestalt sank mehr und mehr zusammen, seine Züge fielen ein und er mußte manche, bisher nicht gekannte Rücksicht auf seine Gesundheit nehmen.

Behr's häusliche Verhältnisse, auch seine Beziehungen zu einem weiten zahlreichen Verwandtenkreise, waren höchst glückliche zu nennen. Er hatte fünf Kinder, zwei Söhne und drei Töchter. Die Verheirathung einer der letzteren im Jahre 1855 ward Veranlassung zu einem großen, fröhlichen Feste, dem auch des Großherzogs Königliche Hoheit beiwohnte. Im Frühling

1863 reiste Behr mit seiner Familie nach der Schweiz zu der dort stattfindenden Vermählung seines ältesten Sohnes. Er kehrte sehr befriedigt von dieser Reise zurück, auf der auch München, Prag und andere bedeutende Städte von ihm besucht und mit Interesse gesehen wurden. Sonst war Behr wenig in seinem Leben gereist; Stillleben auf dem Lande war seine Neigung. Der Bewirthschaftung seiner Güter widmete er sich vom Anfange ihres Besitzes an mit Eifer und Erfolg. Des Morgens frühe auf, — er mochte nicht mehr im Bette liegen, wenn seine Leute zur Arbeit gingen, — des Tags viel auf dem Hofe und zu Felde, — keine Arbeit, namentlich auch die schriftlichen, aufschiebend, saß er in seinen Mußestunden gern mit Frau und Kind, wenn das Wetter es irgend gestattete, vor der Thüre, sonst auf dem wohnlichen, mit einem Kamine versehenen Flur, von welchen Plätzen aus er den Hof überblickte. Nach Art früherer Kavallerie-Offiziere war er ein Freund und Kenner guter Pferde, zog jährlich einige auf, machte auch gern mal einen kleinen Handel damit, — Alles jedoch in der ihm eigenen, sich selbst beschränkenden Weise in geringem Umfange und ohne Luxus zu treiben. Stets hielt er sich aber wenigstens ein gutes Reitpferd, welches er, wenn nicht durch Reisen oder Krankheit behindert, bis in sein letztes Lebensjahr regelmäßig täglich benutzte. An einem schönen Frühlingsmorgen durch Feld und Wald reiten zu können, war ihm eine der größten Freuden.

Auf dem Landtage 1863 zu Sternberg erkrankte Behr wieder ähnlich, wenn auch nicht so stark, wie vor einigen Jahren in Malchin. Bis zum Schlusse des Landtags konnte er den Sitzungen beiwohnen. Aber nach Hindenberg zurückgekehrt, verschlimmerte sich sein Zustand. Wenngleich die Hoffnung auf Genesung nicht ganz aufgebend, beschäftigte er sich doch viel mit seinem nahenden Tode. Seine Brüder auf Mühlenbeck und Renzow, auch manche andere Verwandte, Freunde und Altersgenossen, waren schon heimgegangen und hatten ihn dadurch gemahnt, sich auch bereit zu halten.

Behrs Jugend war in eine Zeit gefallen, in der Gottes Wort vieler Orten rar zu nennen. Aber seit er in Hindenberg wohnte, hatte er stets das Glück, in Grambow, wo er eingepfarrt war, sehr treue und tüchtige Geistliche zu hören und näher kennen zu lernen. Was Gottes Wort in seinem Herzen gewirkt, sprach Behr nicht aus, wie er überhaupt, was sein Gemüthsleben betraf, knapp von Worten war. Aber einige Züge, die über dies innere Leben Aufschluß geben, dürfen dem Bilde, das hier zu zeichnen versucht wird, nicht fehlen. Behr war ein fleißiger Kirchgänger und ging auch jährlich regelmäßig — irren wir nicht, zwei Mal — zum

Tische des Herrn. Früh Morgens, sobald er sich angekleidet, las er in der Stille Gottes Wort. Als er in seiner letzten Krankheit viele unruhige Nächte hatte und er wegen Beängstigungen oft aufstehen und umhergehen oder sitzen mußte, tröstete er sich mit Bibelsprüchen, auch hörte man ihn damals in stiller Nacht mit halblauter Stimme ein geistliches Lied singen.

Inzwischen kamen einige Nächte besseren Schlafes; es wuchs die Hoffnung, das hinschwindende Leben noch eine Zeit lang zu erhalten. Da plötzlich brach die Krankheit wieder mit doppelter Gewalt hervor: alle Hoffnung mußte aufgegeben werden. Noch einige bange Tage und Nächte, die der Kranke in halbem Schlummer, zwischendurch Jedermann kennend und freundlich grüßend, auf dem Sopha oder Lehnstuhle zubrachte. Da richtete er sich höher auf, sprach: „ich bin so müde!" — legte das Haupt hin und verschied, Abends halb zehn Uhr, am 21. März 1864.

Die Kunde von diesem Tode verbreitete sich schnell durchs Land und von nah und fern eilten Verwandte, Freunde und Bekannte herbei, um der Bestattung am 26. März beizuwohnen. Es war am Sonnabend vor dem schönen Osterfeste, einem sonnigen, warmen Frühlingstage. Das Sterbehaus konnte die zahlreich Versammelten kaum fassen. Der Sarg trug ein Crucifix und war mit Kränzen geschmückt; die Frau Großherzogin-Mutter hatte eigenhändig einen gewunden und übersandt. Neben dem Sarge zwölf klösterliche Forstleute als Ehrenwache. Pastor Köhler aus Roggendorf, früher in Grambow und dem Behrschen Hause befreundet, hielt eine schöne, ergreifende, aber auch trostvolle Rede und sprach den Segen. Dann wurden die irdischen Reste des Mannes, der hier sieben-unddreißig Jahre glücklich gelebt und segensreich gewirkt hatte, aus dem Hause getragen und der Zug setzte sich in Bewegung. Voran die beiden Gutsinspectoren zu Pferde, dann der Leichenwagen, an dessen Seiten die klösterlichen Forstleute und die Dienerschaft des Verstorbenen, dahinter sämmtliche Gutsleute von Hindenberg und Veelböken, die Söhne und nächsten männlichen Verwandten und 63 Wagen mit anderen Leidtragenden. So bewegte sich der Zug in mannigfachen Windungen durch schöne fruchtbare Felder voll halbschlummernder Saaten, die stumm und doch vernehmlich von Frühling und Auferstehen redeten, anderthalb Stunden lang nach Grambow hin. Der Sarg ward in die Kirche gebracht, vor den Altar gestellt und ein Trauergottesdienst gehalten; die Predigt von dem Ortsgeistlichen, Pastor Matfeld. Nach Beendigung dieser Feier ward der Sarg wieder hinausgetragen und eingesenkt in eine ausgemauerte Grüft an schön

gelegener Stelle des Kirchhofes mit friedlichem Blicke auf den Wedendorfer Park und See. Nachdem von dem Geistlichen das Grabgebet, das Vaterunser und der Segen gesprochen, zerstreute sich die zahlreiche Versammlung wehmüthigen Herzens.

Möge das Andenken des Verstorbenen in Ehren bleiben und möge es unserm Vaterlande niemals an Männern fehlen von so guter mecklenburgischer Art!

XXVIII.

Landrath Friedrich von Maltzan,

Freiherr zu Wartenberg und Penzlin auf Rothenmoor,

geb. 4. August 1783, gest. 12. August 1864.

Verf. J. v. M.

Ich glaube aber doch, daß ich sehen werde das Gute im Lande der Lebendigen. Dieser Spruch aus dem 27. Psalm war dem Landrath Friedrich von Maltzan in seinem Greisenalter wie ein fester Stab in seiner Hand: der Ertrag eines langen Lebens. Von Kindheit an hatte er einen sittlichen Zug nach Höherem; als manche Ideale zerrannen, senkte seine Seele sich immer tiefer in den festen Ankergrund von Gottes Wort und strömte nun über im Lobe Gottes, und es bewährte sich an ihm, daß die gepflanzet sind im Hause des HErrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen, und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein.

Friedrich von Maltzan ward am 4. August 1783 auf dem väterlichen Gute Werder bei Penzlin geboren. Zwar im Penzliner Kirchenbuche steht der 2. August als Geburtstag vermerkt, aber Friedrichs Mutter hat in ihrem Erbauungsbuche den 4. als solchen notirt, und sie wird es wohl gewußt haben. Sein Vater, Joseph von Maltzan, ein reichbegabter, unternehmender Mann, hatte einen großen Theil der s. g. Herrschaft oder

Baronie Penzlin, einen alten Familienbesitz, der aber nach und nach während Kriegszeiten und Vormundschaften verpfändet worden war, wieder eingelöst.

Das Geschlecht der Maltzan, welches urkundlich zuerst 1194 genannt wird, und von 1230 an seine Stammtafel vollständig fortführt, findet sich zuerst als im westlichen Mecklenburg und im Lüneburgischen ansässig, hatte aber bereits seit Anfang des 14. Jahrhunderts ausgedehnte Besitzungen im östlichen Mecklenburg, namentlich im jetzigen Amte Stavenhagen, sowie im angrenzenden Pommern, dem jetzigen Demminer Kreise. Das „Land Malchin" und das „Land Stavenhagen" wurden vorübergehend von den Herzogen an die Maltzan verpfändet und dann wieder von ihnen eingelöst. So auch ward Stadt, Schloß, Haus und Voigtei Penzlin mit den zugehörenden Dörfern Mallin, Puchow, Gr. Lukow und Liepen, nebst niederer und höherer Gerichtsbarkeit, Burglehn, Urbede und Zöllen, von den Herzogen im 15. Jahrhundert an die Maltzan verpfändet. Diesen Pfandbesitz empfing 1501 der Ritter Berend Maltzan zu Lehn und bildete derselbe nun mit seinen übrigen zahlreichen mecklenburgischen und pommerschen Lehngütern einen sehr bedeutenden Complex. Am 10. August 1530 bestätigte auf dem Reichstage zu Augsburg Kaiser Carl V. eine Urkunde seines Bruders, des Königs Ferdinand von Ungarn und Böhmen, wonach derselbe die Gebrüder Joachim und Georg von Maltzan, des Ritters Berend Söhne, zu Freiherrn zu Wartenberg, — einer Schlesischen Herrschaft, jetzt im Besitze der Familie Biron, — und zu Penzlin ernannt hatte, und erhob sie auch zu „des heiligen Reichs Freiherrn". Joachim, kaiserlicher Feldhauptmann und Gefährte Frundsbergs, hatte sich als Heerführer in Ungarn gegen die Türken, in Italien gegen die Franzosen Ruhm erworben. Seine Nachkommen blieben demnächst meist auf den schlesischen Besitzungen; die Nachkommen seines Bruders Georg auf den mecklenburgischen, geriethen hier aber durch die Ungunst der Zeiten mit ihrem Vermögen in Verfall und waren überdies bereits im Aussterben begriffen, als Joseph, ein Nachkomme Joachims, 1766 und in den folgenden Jahren einen großen Theil der verpfändeten Güter, auch Penzlin mit Zubehör, reluirte.

Joseph erwählte, statt der alten Burg zu Penzlin, das bescheidenere, aber sehr anmuthig in der Nähe gelegene Werder zum Wohnsitze. Er war zweimal verheirathet. Aus erster Ehe mit einer verwittweten Frau v. Dehn, gebornen v. Barner, entsproß nur ein Sohn, der vor ihm mit Hinterlassung von drei Söhnen starb. In zweiter Ehe war Joseph mit Gräfin Johanna Luckner verheirathet, einer Tochter des hannoverschen

Generals, später französischen Marschalls Luckner, den die französische Republik es auf der Guillotine büßen ließ, daß er, ein reicher Mann, ihr Staatsgläubiger war. Aus dieser zweiten Ehe stammen drei Söhne, von denen Friedrich der mittlere. Er ward acht Tage nach seiner Geburt getauft, am 12. August, und erhielt die Namen Nicolaus Friedrich Rudolf nach seinen drei Gevattern: dem Großvater Grafen Nicolaus Luckner und den Oheimen, dem Königlich Preuß. Oberstallmeister Grafen Friedrich Schwerin und dem Obersten Rudolf von Winterfeld.

Friedrich und seine Brüder verlebten glückliche, ihnen unvergeßliche Kinderjahre in Werder. Der schatten- und blumenreiche Garten, den der nahe See bespülte, verschaffte Eltern und Kindern viel reinen Genuß; Liebe zur Musik verschönerte das Leben, und der Umgang, den die Eltern mit geistig anregenden Menschen pflegten, blieb nicht ohne Einfluß und Eindruck auf die Knaben. Durch ein Augenleiden ward Friedrich längere Zeit von der Außenwelt abgezogen; sein Gemüthsleben vertiefte sich dabei. Als er genesen war und Bäder im See ihn gekräftigt hatten, festigte sich seine Gesundheit. Aber lange sollte er sich des idyllischen Lebens im Elternhause nicht erfreuen. Sein älterer Bruder, Ferdinand, der spätere Landmarschall zu Penzlin, ward nach Berlin auf die dortige Realschule, das spätere Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, geschickt, und im Jahre 1794, erst elf Jahre alt, mußte ihm Friedrich, ein Jahr später auch der jüngere erst neun Jahre alte Bruder Adolf dorthin folgen. Die Trennung von Hause ward den Kindern unendlich schwer: sie mochten es ahnen, daß sie aus dem glücklichen Familienleben in Werder für immer scheiden sollten. Den Vater führten mannigfache Geschäftsreisen oft von Hause und die Mutter fühlte sich jetzt so vereinsamt, daß sie nach Berlin zog, um in der Nähe ihrer Kinder zu sein.

Der Schulbesuch in Berlin dauerte aber nur zwei Jahre. Der Vater hielt es für zweckmäßig, seine beiden jüngeren Söhne, Friedrich und Adolf, durch einen Instructor an einem stillen kleinen Orte unterrichten zu lassen. Die Wahl fiel auf Neu-Strelitz. Aber die Wahl des Lehrers war keine glückliche: sein Unterricht sehr mangelhaft, sein Umgang unerquicklich. So vergingen wieder zwei Jahre. Da entschloß sich der Vater, beide Knaben auf das Pädagogium in Halle zu geben, nahm sie aber vorher nebst ihrem Lehrer, Magister Zander, auf einer mehrmonatlichen Reise im Sommer 1798 nach Petersburg mit. Es ging von Berlin nach Breslau, Krakau, Königsberg, zur Zeit der Huldigung des Königs Friedrich Wilhelm III.

Dann weiter nach Mitau, wo die Reisenden wegen Erneuerung des Passes vier Wochen verweilen mußten. Hier ward ihnen viel verwandtschaftliche Freundschaft von einer Familie von Kleist erwiesen. Eine Großmutter der Frau von Kleist, geb. von Wildemann, und eine Großmutter des jetzt mit seinen Söhnen reisenden Joseph Maltzan waren Schwestern gewesen, Töchter des Hans Jacob v. Maltzahn auf Wolde und Cummerow, und dies ergab anziehenden Stoff der Unterhaltung. Barbara Eleonore, die Großmutter der Frau von Kleist, war in erster Ehe mit Josephs Oheim, Freiherrn Heinrich Leopold Maltzan auf Penzlin, im Jahre 1708 verheirathet worden; nach dessen 1712 erfolgtem Tode in zweiter Ehe im Jahre 1720 mit dem während des nordischen Kriegs in Mecklenburg weilenden russischen Grafen Michael Alexewitz Soltikow, und nach dessen schon 1723 erfolgtem Ableben in dritter Ehe im Jahre 1728 mit dem im Jahre 1683 gebornen russischen Feldmarschall Grafen Münnich, mit welchem sie, als derselbe 1742 von der Kaiserin Elisabeth nach Belim in Sibirien verbannt ward, das Exil bis zu seiner mit vermehrten Ehren begleiteten Begnadigung durch Peter III. i. J. 1762, also während 20 Jahre theilte. Die Schwester dieser Gräfin Münnich, Christine Elisabeth, Joseph Maltzan's Großmutter, war an Herrn von Winterfeld auf Schmarsow in der Ukermark verheirathet, eine energische Frau. Als Wittwe wurde sie Oberhofmeisterin der Markgräfin von Schwedt, Schwester des Königs Friedrich II. von Preußen. Ihr Sohn war der aus dem siebenjährigen Kriege bekannte General v. Winterfeld; ihre Tochter Sophie Dorothea heirathete den Freiherrn Otto Julius Maltzan, aus welcher Ehe Joseph stammte, der, nachdem er früh den Vater verloren, durch Vermittelung seiner Großmutter Winterfeld sehr jung Page des Markgrafen von Schwedt ward. Sophie Dorothea war nicht minder charaktervoll als ihre Mutter; sie wehrte, früh Wittwe und in sehr beschränkten Verhältnissen, alles Andrängen der Pfandinhaber der Penzliner Güter auf Abfindung der Lehnsansprüche ihres Sohnes standhaft ab, fest vertrauend, daß dieser die alten Familiengüter noch einst wieder reluiren werde. Diese ihre Hoffnung sollte sie nicht täuschen: Joseph rang sich wieder in den Besitz der meisten alten Lehne und war jetzt ein reichbegüterter Mann.

Von Mitau ging die Reise weiter über Riga, Dorpat, Narva nach St. Petersburg. Friedrich Maltzan berichtet in einem von ihm in späteren Jahren verfaßten Lebensabrisse seines Vaters Joseph Folgendes. „Mein Vater war zu einem Führer auf Reisen besonders geschickt: wohl vorbereitet durch Lesen und Nachfragen, begabt mit einem Auge und Sinn Alles zu

bemerken, auch geneigt merkwürdige Männer kennen zu lernen. In Königsberg suchte er Kant auf. Ich war, zwar erst 15 Jahre alt, äußerlich fast völlig erwachsen und mußte meinen Vater in Gesellschaften begleiten, was mir sehr förderlich war, denn mein Vater wußte sich in sehr liebenswürdige Gesellschaften einzuführen. Sieben Wochen in Petersburg dienten, alle Merkwürdigkeiten der Stadt und der umliegenden kaiserlichen Lustschlösser zu sehen. Vergebens war es, vom Kaiser Paul einen Paß nach Moskau zu erlangen; der Kaiser war sehr streng gegen Fremde aus Franzosenhaß. Einem großen Feste in Schloß Peterhof wohnten wir bei; es war der Namenstag der Kaiserin Marie. In den goldstrotzenden Sälen standen in silbernen Harnischen die Edelgardisten. Mit Edelsteinen bedeckt hatten sich die älteren Großfürstinnen; nicht so die nachherige Mecklenburgerin, die jugendliche Helene, die als eben Genesene im leichten weißen Kleide, einen Rosenkranz schräg über die Schulter zur Seite hinab, auffallend schön war. — Wir verließen Petersburg Ende August und es war Zeit, denn es stellte sich Regen ein und drohete die Wege unfahrbar zu machen. Wir eilten nach Königsberg. Die weitere Reise war über Danzig beabsichtigt, doch Briefe veranlaßten meinen Vater, nochmals nach Warschau zu gehen. Er hatte nämlich durch die Oberhofmeisterin von Voß vertraulich vom Könige von Preußen den Auftrag, in der Nähe von Warschau, damals unter Preußischer Herrschaft, ein Schloß mit Besitzthum aufzusuchen für die Prinzeß Louis, geborne Herzogin von Mecklenburg, welche als Wittwe im Begriffe war den Prinzen Solms zu heirathen. Mein Vater hatte bereits bei seiner ersten Anwesenheit in Warschau mehrere Vorschläge bekommen: Krulikarnia des Grafen Tomatis und Jablonna des Fürsten Joseph Poniatowski. Die Verhandlungen folgten bis nach Petersburg und führten meinen Vater jetzt nach Warschau zurück. Mein Vater erstand das drei Meilen von der Stadt entfernte Wigzowna vom Grafen Potocki für 150 000 Thlr. Zu dem im besten Geschmack erbauten, von schönem Park umgebenen, auf sanfter Höhe gelegenen Schlosse gehörten fünf Höfe, elf Bauerndörfer, sehr große Waldungen und Wiesenflächen. Mein Vater kaufte diese Besitzung auf eigne Gefahr und behielt sie, als der Plan in Betreff der Prinzeß Louis vom Könige von Preußen inzwischen aufgegeben worden. — Wir Söhne wurden mit dem Lehrer nach Berlin, dann nach Halle auf das Pädagogium geschickt. Mein Vater blieb zurück und reiste erst nach Rückkehr des Lehrers, Magister Zander, dem er Vollmachten hinterließ, nach Mecklenburg, wo er zur Beschaffung der Zahlungen für

den polnischen Besitz Gr. Helle verkaufte. Dann ging er wieder nach Wiązowna, wo er dauernd seinen Wohnsitz nahm, zur besseren Ordnung und Ausnutzung der dortigen Wirthschaften. Diese polnische Acquisition vereitelte den Wunsch meiner Mutter und der Tante Schwerin, dahingehend, daß mein Vater dicht vor Berlin ein Landhaus mit Garten kaufe, um die letzten Jahre in heiterer Ruhe nahe bei Verwandten zu verleben." —

Die Mutter scheuete die fremden polnischen Verhältnisse, ging daher nicht nach Wiązowna, sondern zog nach Penzlin, um in der Nähe ihres ältesten Sohnes Ferdinand zu wohnen, der eines der umliegenden väterlichen Güter bewirthschaftete. Friedrich, bereits hochgewachsen und auf weiten Reisen wie ein Erwachsener behandelt, mußte jetzt auf dem Pädagogio in Halle wegen seiner Unwissenheit in eine der unteren Classen treten. Er schämte sich dessen sehr. Mit eisernem Fleiße rang er sich in vier Jahren hindurch bis zum Zeugnisse der Reife für die Universität. In dieser ganzen Zeit sah er nur ein Mal die Eltern.

Friedrich studirte nach beendigtem Gymnasialcursus das erste Jahr in Halle, die beiden folgenden in Göttingen. Vom äußeren studentischen Treiben hielt er sich fern; es zog ihn unausgesetzt zu geistiger Beschäftigung. Neben juristischen Studien trieb er Geschichte, neuere Sprachen und Musik. Lebhaft beschäftigten ihn und einen engeren Kreis von Bekannten auch die Erzeugnisse der Deutschen Literatur, welche damals, namentlich in Weimar, ihre Pflege fand. Schon auf dem Pädagogio war das Interesse dafür geweckt; es entstanden jetzt eigne kleine dichterische Versuche. Es war ihm Gelegenheit geworden, Goethe und Schiller persönlich kennen zu lernen. Jener hatte in seinem vornehm reservirten Wesen nichts Ansprechendes für ihn gehabt, während dieser mit natürlicher Freundlichkeit und anregendem Gespräche ihn persönlich sehr angezogen hatte. Dessenungeachtet fesselten ihn Göthes Dichtungen weit mehr als Schillers. Am höchsten schätzte er Göthe's Iphigenie, Hermann und Dorothea und einige kleine Lieder, — liebte sie auch sein Leben lang. Mehr als in anderen Werken des großen Dichters fand er gerade in diesen unübertrefflich vereint: poetische Gedanken, Lauterkeit der Gesinnung, Einfalt und Vollendung der Sprache.

Während seiner Göttinger Studienjahre besuchte Maltzan, 1803, seinen Vater auf dessen besonderen Wunsch in Wiązowna. Er wurde auf das Herzlichste empfangen. Der welt- und menschenkundige Vater sah mit hoffnungsvoller Freude auf den strebsamen Sohn, den er in Anerkennung

seiner durchweg edlen Lebensanschauung und Haltung, gern und oft „Edler" nannte. Mit der Verabredung, Friedrich solle nach beendigten Studien ganz zum Vater als dessen Justitiar und Rechtsbeistand übersiedeln und in einem hübsch im Park gelegenen Pavillon seine Wohnung nehmen, reiste dieser wieder nach Göttingen zurück. Aber er hatte seinen Vater zum letzten Male gesehen. Denn kaum waren seine Studien beendet, als dieser starb, am 30. April 1805.

In der Erbtheilung erhielt der ältere Bruder, Ferdinand, den größeren Theil der Penzliner Güter; der jüngste, Adolf, welcher schon einige Jahre beim Vater im Wiązowna gelebt hatte und mit dortigen Verhältnissen bekannt geworden war, die polnische Besitzung*); Friedrich erhielt einen Theil der Penzliner Güter: Peccatel, Jennyhof, Brustorf und Peutsch, und daneben eine Geldforderung, die von den polnischen Gütern bestritten werden sollte. Der ältere, bereits verstorbene Halbbruder war mit seiner Descendenz schon früher durch den Vater mit Ueberweisung des Gutes Tarnow und eines Capitals abgefunden worden.

Von reinen Sitten, edlen, innigen Gemüths, mit mannigfachen Kenntnissen ausgerüstet, voll Begeisterung für alles Große und Schöne, sah Maltzan sich jetzt, als Grundbesitzer und Mitglied der Ritterschaft, mit einem Male vor die Anforderungen des praktischen Lebens gestellt. Zunächst galt es, sich mit landwirthschaftlichen Dingen bekannt zu machen. Von den benachbarten Landwirthen war manche Belehrung zu erlangen, wenn schon sich keine besonderen Capacitäten unter ihnen befanden; meistens mußte eigene Erfahrung Lehrmeisterin bleiben. In geselliger Beziehung bot sich manches Angenehme. Am meisten zog es Maltzan nach dem kaum

---

*) Anmerkung. Adolf verheirathete sich mit einer Polin, Isabella von Wodzinski, einer schönen siebzehnjährigen Wittwe mit bereits drei Kindern. Aus seiner Ehe, die später geschieden ward, entstammte nur eine Tochter, Jeannette, die eine enthusiastische Polin ward und sich mit dem Grafen Krystof Cieszkowski auf Lukowiez vermählte. Adolf übergab ihr seine Güter, von denen er aber Wiązowna bereits verkauft und nur das werthvolle Duchnow mit Zubehörungen behalten hatte, und zog sich nach Sachsen, zuerst aufs Land, dann nach Dresden zurück. Nach dem Tode der Cieszkowskischen Eheleute erbten deren Söhne die väterlichen und mütterlichen Güter, verloren dieselben aber wegen ihrer Betheiligung an dem polnischen Aufstande zu Anfang der sechziger Jahre. Der älteste Sohn, Waclav, flüchtete im Sommer 1864 zu seinen mecklenburgischen Verwandten, bei denen er sich mehrere Monate aufhielt, bis es diesen gelang, seine persönlich gesicherte Rückkehr nach Polen zu vermitteln. Sein Großvater, Adolf Maltzan, mußte all' dieses noch erleben. Er starb d. 7. Nov. 1868 zu Dresden, 83 Jahre alt. —

eine Meile entfernten Neustrelitz, wo er immer Leute von höherer Bildung und allgemeineren Interessen fand. Auch beim Hofe ließ er sich vorstellen und erschien dort oft, — von Hause aus von seiner Knabenzeit her eigentlich als kein ganz fremder. Sein Vater, Joseph Maltzan, wie auch dessen Schwestern, waren dort sehr bekannt gewesen. Einst war Joseph sogar mit seiner Schwester Friederike, nachmals verehelichten Gräfin Schwerin, einer Einladung der Königin Sophie Charlotte von England, Gemahlin Georg's III., geborenen Strelitzischen Prinzessin, zu einem längeren Besuche bei ihr in England gefolgt. Als nämlich Sophie Charlotte noch unvermählt mit ihren Eltern in Mirow wohnte, hatte sie mit ihrer Mutter und älteren Schwester eine Zeit lang während des siebenjährigen Kriegs im Stifte zum Heiligen Grabe, wo sich damals Friederike Maltzan bei ihrer Tante, der Aebtissin von Winterfeld, aufhielt, einen sicherern Schutz gefunden, als Mirow gewährte. Friederike war mit der Prinzessin befreundet geworden und, auch als dieselbe Königin, in vertrautem Briefwechsel geblieben.

Unser Friedrich Maltzan erinnerte sich aus der ersten Zeit seines Erscheinens am Strelitzer Hofe gern, wie während der Pause eines Balles die vier schönen Schwestern, Charlotte von Hildburgshausen, Therese von Thurn und Taxis, Königin Louise von Preußen und Prinzeß Friederike Solms, — froh mal wieder beisammen im väterlichen Hause weilen zu können, — Arm in Arm gar anmuthig im Saale auf und niederwandelnd mit herrlich klangvollen Stimmen zusammen gesungen hätten, die ganze Gesellschaft bezaubernd. — Diese früh geknüpften Beziehungen zum fürstlichen Hause von Strelitz fesselten Maltzan mit Pietät sein Leben lang an dasselbe, und er täuschte sich wohl nicht, daß er dort immer ein gern gesehener, später sogar hochgeehrter Gast war. — Aber im eigenen festen Heim sich nun auch ein festes Familienleben zu gründen, war ein natürlicher Wunsch. Am 4. März 1806 verlobte er sich mit Friederike von Dewitz, der am 14. November 1786 geborenen ältesten Tochter des mecklenburg-strelitzischen Geheimrathspräsidenten Otto Ulrich von Dewitz, welcher, nicht mehr im Dienste, in reichen Verhältnissen auf seinem schönen alten Familiensitze Miltzow lebte. Bevor die Hochzeit gefeiert wurde, brachte Maltzan den längst gehegten Wunsch einer Reise in die Schweiz zur Ausführung. Er machte dieselbe im Sommer 1806 in Gesellschaft seines intimen Universitätsfreundes und Landsmannes Spangenberg, welcher sich später in Güstrow als Rechtsanwalt niederließ, und mit dem er bis an dessen Lebensende in vertrauten Beziehungen blieb. Beide waren

rüstige Wanderer. Maltzan's Briefe an seine Braut spiegeln den Hochgenuß wieder, den ihm die schöne Alpenwelt gewährte und für den er als überaus glücklicher Bräutigam doppelt empfänglich war. „Wer die Schweiz sehen will, bereise sie in der Jugendzeit; in dichterischer Stimmung muß man sie betrachten; und, wem es gewährt ist, im Gefühl glücklicher Liebe." So schrieb er später.

Am 26. October 1806, der Geburtstagsfeier des Schwiegervaters, fand seine Hochzeit in Miltzow statt. Die Kunde von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Jena, den 14. October, traf erst nach dem Hochzeitstage ein, — so viel langsamer als jetzt liefen derzeit die Nachrichten. Das Kriegsgetümmel folgte der Nachricht fast auf dem Fuße. Mecklenburg ward von Franzosen überschwemmt. Die zahlreiche Hochzeitsgesellschaft blieb bis Weihnachten fast völlig in Miltzow beisammen, weil sich Niemand auf die Reise wagte.

Maltzan zog dann mit seiner jungen Frau nach Brustorf, wo er ein wohnlicheres Haus hatte, als im Hauptgute Peccatel. Aber es kamen schwere Jahre. Deutschland ward von dem Corsen niedergetreten. Nur im fernen Osten wurde noch in den Sommer 1807 hinein um einige Festungen gekämpft. Colberg, bombardirt und hart bedrängt, ward von den edlen Degen Schill und Gneisenau und dem alten tüchtigen Nettelbeck heldenmüthig vertheidigt und blieb unerobert. Leichte Luftwellen trugen an sonst stillen Sommertagen den dumpfen Donner der Geschütze fünfundzwanzig Meilen weit in einen Thalkessel des Brustorfer Feldes, regelmäßig zu gewissen Tagesstunden vernehmbar, Kunde bringend von dem ungebrochenen Kampfesmuthe deutscher Männer. Aber der Tilsiter Friede im Juli 1807 machte auf lange hin allem weiteren Widerstande ein Ende. Die Franzosenherrschaft erschütterte tief alle Verhältnisse, brachte bisher völlig gesicherte Existenzen in Frage. Maltzan's vom Vater ererbte Güter waren zu sieben und einer halben Hufe abgeschätzt. Dazu besaß er das von seinem jüngeren Bruder zu verzinsende Capital und auch seine Frau ein nicht unbeträchtliches Vermögen, und diese ausstehenden Capitalien überwogen die auf seinen Gütern ruhenden Schulden. Er konnte also für einen sehr wohl situirten Mann gelten. Aber die Zinsen aus Polen blieben aus, — der Bruder kam sogar, vor den dortigen Unruhen mit seiner Familie flüchtend, nach Mecklenburg, um längere Zeit Schutz und Unterhalt bei seinen Brüdern zu suchen; — die Zinsen seiner Frau gingen unregelmäßig ein und der Pächter des Hauptgutes Peccatel ward zahlungs-

unfähig; — die eigenen Zinsen dagegen und hohe Contributionen sollten prompt bezahlt, Kriegslieferungen beschafft, und doch auch Frau und Kinder ernährt werden. Dazu kamen dann Krankheitsfälle und die große Last der Einquartirung.

In dieser drangsalsvollen Zeit entwickelten und bewährten sich glänzend die ausgezeichneten Eigenschaften der Hausfrau. Wer sie kannte, wußte nicht, was er mehr an ihr bewundern sollte: ihren überaus klaren Verstand, ihre Gemüthstiefe, ihre Herzensfreundlichkeit, ihr praktisches Geschick oder die ausgezeichnete Ausbildung aller ihrer Gaben. Denn sie hatte die sorgfältigste, vielseitigste Erziehung genossen. Unter ihren vorzüglichen Lehrern sei hier der bekannte spätere Professor Marheinike erwähnt, dessen gediegenen Unterrichts sie sich später gern und dankbar erinnerte. Wissenschaftlich und künstlerisch, wirthschaftlich und für viele Dinge des praktischen Lebens war sie gründlich vorgebildet. In einem großen, reichen Hausstande aufgewachsen und im Salon sich frei zu bewegen gewöhnt, war sie doch auch allen großen wie kleinen Aufgaben einer Hausfrau gewachsen. Ihr Vater, der bei der Verwaltung seiner umfänglichen Güter einen Secretär zu halten pflegte, brauchte sie sogar einige Jahre an Stelle eines solchen. Sie mußte als gewandte Rechnerin die ganze Buchführung übernehmen und lernte geläufig Geschäftsbriefe schreiben. So war sie voll vorbereitet für die schweren Aufgaben, die ihrer im eigenen Hausstande jetzt harrten. In den oft bedrängten wirthschaftlichen, wie in den sich mehrenden sonstigen geschäftlichen Verhältnissen ihres Mannes war sie Stütze und Beratherin, in der Lectüre und den wissenschaftlichen Beschäftigungen, die er so gern zu seiner Erholung trieb, so wie in seiner Neigung zur Musik, freudige, verständnißvolle Theilnehmerin; — dann wieder, da es bald an Kindersegen nicht fehlte, die treueste Mutter und Pflegerin, — auch allen Nothleidenden und Kranken in den Gütern eine liebevolle Helferin und Trösterin. Und so erblühte, bei mancher äußeren Bedrängniß, im Hause zu Brustorf ein überaus glückliches Familienleben. „Wohl dem, der den HErrn fürchtet und auf seinen Wegen gehet. Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Oelzweige um deinen Tisch her. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den HErrn fürchtet". Gottesfurcht und Gebet herrschte im Hause, — kindlich einfältig, ohne pietistische, aber auch noch ohne positiv confessionelle Richtung.

Im Frühling 1809 war Maltzan mit seiner Familie von Brustorf nach

Peccatel gezogen, weil er die Bewirthschaftung dieses größeren Gutes, dessen Pächter zahlungsunfähig geworden war, selbst übernehmen mußte. Aber in dem kleinen niedrigen, mit Stroh gedeckten Hause war schlecht wohnen, und an schattenden Bäumen und Gartenanlagen fehlte es auch. Dazu kamen schwere Krankheiten, die beide Gatten erleiden mußten. Und so entschlossen sie sich im Frühling 1811, wieder nach dem anmuthigeren Brustorf überzusiedeln. Das Dorf liegt an der Landstraße zwischen Neustrelitz und Penzlin, mit seinen freundlichen Häusern und Obstbäumen lang hingestreckt am östlichen Fuße des „Badenberges", — einer ansehnlichen Bergerhöhung, die, von Nord nach Süd gedehnt, auf diesen Seiten mäßig ansteigt bis zur weit ins Land blickenden Kuppe, nach West und Ost aber sehr steil abfällt. Der Hof mit dem anspruchslosen, aber sehr freundlichen Herrenhause, neben dem Dorfe ein wenig erhöht gelegen, halbumkränzt von Gartenanlagen und stattlichen Bäumen. Alles dies hat sich im Laufe der Jahre freilich sehr verändert, seit in Peccatel Haus, Hof und Dorf neu gebaut sind und dies Gut als Wohnort des Besitzers gedient hat, während Brustorf nur als kleines Nebengut benutzt ward, doch die Spuren von dem, was hier einst zur Verschönerung des Lebens geschah, sind noch immer nicht ganz verwischt.

Als 1813 endlich die Stunde der Befreiung von den Franzosen schlug, brachte Maltzan voll Begeisterung zunächst fast sein sämmtliches Silberzeug zum Opfer für die Vaterlandsvertheidigung und verließ dann Frau und Kind, um beim Landsturm einzutreten. Dieser kam nun zwar nicht zum Gefechte, aber die Spannung, die solchem vorhergeht, bekamen Alle, die ausgezogen waren, reichlich zu kosten. Maltzan war bei dieser Gelegenheit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig näher bekannt geworden, der ihn schätzen lernte und aufforderte, in das Cammercollegium zu treten. Aber er liebte zu sehr die Unabhängigkeit, glaubte auch, in solcher dem Vaterlande nützlicher werden zu können, und lehnte das ehrende Anerbieten ab. Als mecklenburgischer Edelmann auf altem ererbten Familienbesitze zu wohnen, den Landbau zu pflegen, seinen Hintersassen ein wohlwollender, vorsorglicher Gutsherr zu sein, als Mitglied der Ritterschaft sich dem Wohl des Landes nach eigener Wahl und bewußter Gabe widmen zu können und dabei Muße zu haben, seiner Familie zu leben, auch sich nach Neigung wissenschaftlich zu beschäftigen: — das erschien ihm stets als eine so ehrenvolle, freie, glückliche Lebenslage, daß er sie niemals mit irgend einer anderen hätte vertauschen mögen. Den ständischen Berathungen, die während

der Franzosenzeit auch nur unregelmäßig stattgefunden hatten, war Maltzan bisher zwar noch fern geblieben, aber schon den ersten im Januar 1813 wieder eröffneten Landtag besuchte er und widmete sich nun mit steigendem, bis an sein spätes Lebensende ungeschwächtem Interesse den Landesangelegenheiten.

Selten mag ein ganzes großes Volk von einer wohlberechtigten, gleich großen Freude allgemeiner ergriffen worden sein, als das Deutsche über die Befreiung von den Franzosen. Jahr für Jahr flammten an tausend Orten zur Feier der Leipziger Schlacht am 18. October Freudenfeuer empor. In Brustorf ward regelmäßig an diesem Tage das Erndtefest mit Speisung der Gutsleute und mit Tanz gefeiert, und wenn es Abends dunkel geworden, zog der Gutsherr mit den Seinigen und allen zum Feste versammelten Leuten, die Musik voran, auf den hohen Badenberg, wo ein mächtiger Holzstoß mit hinzugefügten Theertonnen unter Gesang und lautem Jubel angezündet ward, — sicherlich weithin leuchtend, wie ja auch ringsumher, näher und ferner, viele ähnliche Feuer gesehen werden konnten.

Ein tiefer, langanhaltender Schmerz, wie er ihn bisher noch nicht gekannt, ward Maltzan, als sein ältestes Kind, sein Ottofried, im fast vollendeten siebenten Jahre ihm am 30. October 1814 durch den Tod entrissen ward. Der Erstgeborne wird wohl stets von den Eltern mit ganz besonderer Freude begrüßt, mit den schönsten Hoffnungen umringt. Und dieser Knabe schien schon früh solche Hoffnungen rechtfertigen zu wollen. Maltzan glaubte sein Selbst in ihm veredelt neu aufleben zu sehen. Er schrieb nicht lange nach dessen Tode: „Wird Einem ein Kind geschenkt, in dem man sein Abbild findet, aber verklärter, und man hoffen darf, hier sein Selbst, aber veredelter, darzustellen, so ist der Schmerz unendlich, wenn diese Hoffnung plötzlich entrissen wird. Es ist wie das vergebliche Ringen des Künstlers, sein Ideal darzustellen; durch's ganze Leben begleitet Einen Sehnsucht und Wehmuth. Aber der Knabe ist mir doch ein Band des Diesseits mit dem Jenseits geworden. Aus den trostlosen Worten „verlieren, trennen" wich das geistig Herbe. Durch meinen Ottofried trat mir die unsichtbare Welt viel näher, — was dort hinüber gerettet ist, das ist ja am wenigsten verloren. Am zweiten November ward das theure Kind auf dem Kirchhofe zu Peccatel bestattet. Sind Einem Plätze, wo man lebte, Freude genoß, lieb, daß es schmerzt, sie in fremdem, entweihendem Besitz zu sehen: der Ort, wo man seine Lieben begraben hat, wird noch viel werther, wird heilig. Und mag Peccatel wenig Reiz haben, lieb ist

es mir geworden als Erbgut, als Ort so vieler Freude und Schmerzen und als Ruhestätte meines Geliebten, wo wir Alle Ruhe zu finden denken. Darum gestatte es ein gutes Geschick, daß es in den Händen meiner Kinder und deren Nachkommen bleibe. Alles Irdische gering zu achten weil das Himmlische höher steht, ist wahrlich nicht recht. Allen meinen Nachkommen möchte ich aus dem tiefen Gefühle, welches mich bei der Erinnerung meiner Ahnen, beim Wandeln in ihrer nächsten Heimath ergriff, zurufen: seid genügsam, damit ihr nicht mehr begehrt, als ihr habt, zufrieden damit lebt, und über das Streben nicht den Besitz verliert; — lebt einig, denn Verwandte sind die innigsten Freunde, vom Himmel selbst uns gegeben; — erhaltet einen Familienbesitz, eine Heimath für alle Getrennten, eine Zuflucht für den Unglücklichen; — gönnt deshalb Einem etwas mehr, sonst zersplittert sich Alles; — freue sich jeder seiner Ahnen, denn er darf es mit Recht, und stärke sich an dieser Freude, damit aus eigener Kraft wiederum ein tüchtiges Dasein hervorgehe. Der Heimath widme sich jeder zunächst; wen aber der Himmel in die Fremde führt, der verliere die Heimath als Lebensziel nicht aus den Augen. Selten ist das Glück in der Fremde sicher und dauernd; es gehört viel dazu ehe eine wirkliche neue Heimath sich bildet. Reich sind die Maltzane nicht immer gewesen, haben oftmals sich emporkämpfen müssen; aber das Gefühl eines edlen Geschlechts verließ sie nie, und damit steht man hoch über Reichthum; — wo sie abwichen, folgte bald die Strafe zur Warnung. Aber haltet vor Allem fest an Sittenreinheit und Unschuld; auch der Jüngling ehre sie, damit nicht die Blüthe der Jugend wahnsinnig verschleudert werde. Nur in einem reinen Körper wohnt auch eine reine Seele und da wird, wie es sein sollte, die Freude Dank gegen Gott." — Bis in sein hohes Alter erfüllte es Maltzan mit Wehmuth, wenn er des geliebten Sohnes Ottofried gedachte. Auf dem hohen Kirchhofe zu Peccatel mit dem Ausblicke nach Penzlin und dem ihm erinnerungsvollen Werder hin gerichtet wählte er die Grabstätte, der zur Seite im Lauf der Jahre noch so Manche der lieben Seinigen gebettet werden sollten und endlich er selbst. —

Am 1. December 1815 war der Erblandmarschall Cord Jaspar Ferdinand v. Moltzahn auf Grubenhagen in einem Duell mit seinem Schwager, Herrn von Danneberg, geblieben; kinderlos, mit Hinterlassung eines Lehnbesitzes von einigen funfzig Hufen Landes. Seine Linie hatte sich bereits im Jahre 1341 von den übrigen seines Geschlechtes getrennt. Es ward aber in Zweifel gezogen, wegen der abweichenden Namenschreibung, ob

hier überall eine Verwandtschaft bestehe; mindestens fragte es sich, ob ein lehnsvetterliches Erbrecht nachzuweisen sei. Einstweilen ward eine landesherrliche Sequestration angeordnet und diese dem Präsidenten von Bülow auf Kelle übertragen. Unter allen Interessenten war Maltzan am meisten bemüht, einen auf Urkundenforschung fußenden Stammbaum zu erhalten, der die Rechtsverhältnisse klar legen könnte. Neben eigenen, diesem Gegenstande gewidmeten eifrigen Studien veranlaßte er, daß der Archivrath Evers zu Schwerin mit dieser Arbeit betraut ward. Es ergab sich aus derselben evident die Lehnsvetterschaft des lebenden Geschlechtes der Maltzan und Maltzahn mit der ausgestorbenen Linie zu Grubenhagen, die sich bald Moltzan, bald Moltzahn geschrieben hatte, und ebenso ergab sich die Penzliner Linie, und in ihr unser Friedrich Maltzan mit seinen Brüdern Ferdinand und Adolf, als nächstberechtigte. Um aber jedem doch möglichen und dann weit aussehenden Erbstreite vorzubeugen, einigten die Häupter der verschiedenen Linien sich unter Beirath und Vermittelung des Landraths von Oertzen auf Kittendorf zu einem gütlichen Vergleiche. Die sämmtlichen Güter wurden in sechs möglichst ausgeglichene Kaveln getheilt, von denen drei an Maltzan und seine beiden Brüder, eine an den diesen zunächst verwandten Grafen Maltzan auf Militsch und zwei an die beiden Pommerschen Linien, jede zur gesammten Hand, kommen sollten. Maltzan verglich sich mit seinem jüngeren Bruder, dem sog. Polen, dahin, daß dieser seine Gutskavel gegen das Capital, welches er aus der väterlichen Erbschaft noch schuldete, ihm überließ. Am 9. November 1822 fand die Losung der in Vollrathsruhe versammelten Vettern statt. Maltzan erhielt Rothenmoor c. p. Sagel und Dahmen und, als zweite Kavel, Moltzow c. p. Rambow und Ilkensee. Sein Bruder Ferdinand auf Penzlin, auf den die bisher auf Grubenhagen ruhende Erblandmarschall-Würde übergegangen war: Vollrathsruhe mit Kirch-Grubenhagen, Hallalit und Steinhagen. Graf Maltzan auf Militsch: Ulrichshusen und Marxhagen. Die Pommersche Rottmannshäger Linie zum gemeinsamen Besitze: Gr. Lukow mit Peenhaeusern und Barz. Die Pommersche Sarower Linie zum gemeinsamen Besitze: Schloß Grubenhagen mit Klein Lukow, Kreftsee und Bokholt. —

Maltzan zog Johannis 1823 mit seiner Familie vorläufig nach Moltzow, wo dieselbe in einem freilich ungewöhnlich beengten Häuschen sich bis zum Herbste behelfen mußte, während inzwischen das größere alte Herrenhaus zu Rothenmoor bewohnbar ausgebaut wurde. Das letzte Mal war dasselbe

nach dem dreißigjährigen Kriege restaurirt, wie auch der mit Wappen geschmückte mächtige alte Kamin im oberen Saale bezeugte mit seiner Inschrift: Volrath Levin Moltzan. Ilse Mette Hahnen. 1669.

Der große Grundbesitz, die immer noch schlechten landwirthschaftlichen Conjuncturen, die zahlreich angewachsene Familie, seine steigende Theilnahme an den Landesgeschäften: alles dies nahm Maltzan's Thätigkeit außerordentlich in Anspruch. Im Sommer vor vier Uhr, im Winter um fünf stand er auf, saß einige Stunden am Schreibtische, nahm sein von Jugend an gewohntes erstes Frühstück, eine Biersuppe, war dann viel zu Pferde, auch zu Fuß auf den Gütern umher und wußte immer noch Zeit zu gewinnen zu mannigfacher Lectüre, zum Familienleben und zu anderem geselligen Verkehr. Täglich ward Musik getrieben. Die Hausfrau spielte meisterhaft Klavier. Maltzan selbst war sehr musikalisch beanlagt. Er sang gern, oft ohne Noten sich selbst begleitend. Bis in sein hohes Alter behielt er eine überaus wohlklingende Stimme. War der Bruder aus Polen, — wie fast jeden Sommer, — zum Besuche anwesend, so erhöhete dessen treffliches Cellospiel die musikalischen Genüsse. Maltzan's Gesundheit war in dieser Zeit seiner besten Mannesjahre vortrefflich. Bei großer Mäßigkeit und Bedürfnißlosigkeit, jeglicher Verweichlichung abhold, hart gegen sich selbst, setzte er durch die Rüstigkeit und Leistungsfähigkeit seiner schlankgewundenen Gestalt vielfach in Erstaunen. Ritt er doch häufig nach dem sechs Meilen entfernten Peccatel zur Besichtigung der Wirthschaft. Früh brach er auf, beging dann in Peccatel die dortige ausgedehnte Feldmark, controllirte Ställe, Vieh und Rechnungen, traf Anordnungen, erledigte mancherlei Anliegen der Gutsleute, besuchte Kranke und traf am folgenden Tage Abends wieder in Rothenmoor ein, ohne darum am nächsten Morgen auch nur eine Stunde später bei der Arbeit zu sein. Gleichfalls machte er auch in Landesgeschäften manche Reisen zu Pferde ab, nicht nur nach Güstrow, selbst nach dem neun Meilen entfernten Rostock. Bei der damaligen schlechten Beschaffenheit der meisten Wege, namentlich zur Herbst- und Frühlingszeit, war solches Reisen zu Pferde freilich nicht in dem Maße auffallend, als es in heutiger Zeit sein würde. War es doch nichts Seltenes, daß, wer mit vier Pferden ausfuhr, unterwegs „zur Senke trieb", nämlich so tief mit Pferden und Wagen in den Koth versank, daß zu Hülfe gerufene Leute mittelst Hebebäumen Alles wieder flott machen mußten. Aber Ritte, wie Maltzan sie häufig machte, waren bei alle dem doch sonst nicht etwas Gewöhnliches. Gepäck brauchte er nicht viel; der Reitknecht

führte im Mantelsack das Nöthige mit. Die vorliegenden Geschäfte trieb er mit Eifer, kosteten ihm daher nicht unnöthige Zeit. Kartenspiel und Tabagieren liebte er nicht. Daß Leute, ernsthaft wie Türken, Tabakschmauchen als ein Geschäft treiben konnten, war ihm komisch. —

Seine edle Eigenart gegen Alles, was die Sittlichkeit verletzen könne, höchst empfindlich, ja unduldsam zu sein, dagegen frohe, frische Art sehr zu lieben, äußere Bequemlichkeit wenig zu achten, selbst Strapazen nicht zu scheuen, machte sich natürlich auch in der Erziehung seiner Kinder geltend. So sorgfältig er ihre sittliche Haltung überwachte, so wenig neigte er dazu, sie zu verwöhnen und zu verweichlichen. Sie wurden sehr einfach in Kleidung und Kost gehalten und es war selbstverständlich, daß sie sich jedem Wind und Wetter aussetzten. Als die Söhne herangewachsen waren, erschien dies für sie um so selbstverständlicher. Im Winter 1837 und wiederum im Winter 1838 schickte er einen derselben zu Pferde nach Stettin, um sich nach dem Stande eines dort anhängigen Processes zu erkundigen. Eisenbahnen gab es nicht und die wenigen vorhandenen Chausseen liefen mehr in die Quere als zum Reiseziele. Es war beide Male bitterkalter Frost und hohe Schneemassen versperrten öfter den Weg so sehr, daß nur auf den anliegenden Feldern mühsam ein Weiterkommen gefunden werden konnte. Aber weder dem Vater kam die Forderung dieser Reise, noch dem Sohne ihre Leistung als etwas Besonderes vor.

Es charakterisirte Maltzan ein heiterer Sinn, den er jedoch nie auf Kosten Anderer sich ergehen ließ. Bei großer natürlicher Gutmüthigkeit hatte er stets die Neigung, das Beste von Menschen und Dingen zu hoffen. Daher war ihm auch alles Medisiren und Moquiren über Andere in der Seele zuwider, und wenn solches in seiner Gegenwart entstand, trieb es ihn, den Gegenstand des Spottes in Schutz zu nehmen, dessen gute Seiten hervorhebend, Mängel entschuldigend. Die schwere Erfüllung des achten Gebotes, „unseren Nächsten zu entschuldigen, Gutes von ihm zu reden und Alles zum Besten zu kehren", erschien bei ihm, schon als er in der christlichen Erkenntniß erst wenig gefördert war, als eine angeborene Herzenssache, und vielleicht in keiner anderen Aeußerung seines inneren Wesens zeigt sich deutlicher, wie schon seine Naturanlage mit einer großen Empfänglichkeit für Gottes Wort begnadigt war. Als einen Schutz gegen unnützes Geschwätz empfahl er, — namentlich auch für Damen, damit sie nicht nach etwa beendigtem Berichte über ihre Häuslichkeit bei der Toilette oder dem lieben Nächsten hängen blieben, — regelmäßig irgend ein wirklich

gutes Buch zu lesen, wodurch neue Gedanken und Interessen zugeführt würden und man sich vor der so vielfach verbreiteten entsetzlichen Oberflächlichkeit der Unterhaltung bewahre. Denn wo geistige Anregung fort und fort fehle, müßten auch sonst reich angelegte Naturen nach und nach verflachen. Mit feingebildeten, geist- und kenntnißreichen Frauen verkehrte Maltzan gern; — viel höher aber schätzte er wahre, schmucklos sich gebende Herzensbildung, als den eigentlichen Quell ächter und liebenswürdiger Weiblichkeit. Selbst durch und durch natürlich wahr und einfach sich gebend, stieß ihn alles geschminkte Wesen ab: es erschien ihm als eine Maske, hinter der sich nichts Gutes verbergen müsse, — bestenfalls bei der jüngeren Welt als Blödigkeit, als Zeichen großer Unreife oder auch als eine Modenarrheit, die man ihr noch etwas zu gut halten dürfe.

Um sich vor Verweichlichung zu schützen, gebrauchte Maltzan gern kalte Bäder, wozu der ganz nahe Malchiner See einlud, den gleichfalls seine Kinder regelmäßig benutzen mußten, für die das Baden bald ein Hauptvergnügen ward. Auch Doberan besuchte er mitunter; in späterer Zeit, zu ganz kurzen kalten Seebädern, häufig auf einige Wochen Warnemünde, bis nach vollendetem fünfundsechszigstem Lebensjahre.

Der neue Wohnsitz in der schönen Gegend am Malchiner See war namentlich im Sommer oft der Sammelplatz vielfachen Besuchs des großen Verwandtenkreises. Besonders gelegentlich des vierten August, des Hausvaters Geburtstags, pflegte solcher auf acht Tage und länger sich ausdehnender so zahlreicher Besuch zu kommen, daß für die Jugend die obersten Bodenkammern, selbst das kleine Gartenhaus zum Nachtquartier hergerichtet werden mußten. Bei großer Anspruchslosigkeit der Hauseinrichtung und einfacher Hausmannskost beherrschte stets allgemeiner Frohsinn solche Geselligkeit. Heitere, in den rechten Schranken sich haltende Tischgenossenschaft bei einem frugalen Mahle hatte Maltzan gern; aller Schlemmerei aber war er sehr abhold, und ein Fresser ihm fast noch mehr zuwider als ein Säufer. Diese Familien-Besuche pflegten dann jährlich erwidert zu werden: nach Penzlin, Cölpin, Brunn und dem schönen Miltzow. Seinen Brüdern, Ferdinand, dem Penzliner Landmarschall, und Adolf, dem Polen, war Maltzan stets ein treuer geschäftlicher Berather, namentlich auch bei der Stiftung des Penzliner Fideicommisses, dessen Acte von diesen Brüdern gemeinsam am 28. December 1828 zu Rothenmoor vollzogen ward. —

Am 26. October 1831 feierte Maltzan in einem großen Verwandten- und Bekanntenkreise seine silberne Hochzeit. Aber nun kamen bald trübe

Tage. Die theuere Hausmutter fing an zu kränkeln und verschied nach schweren Leiden am zweiten Januar 1833. Nachdem sie ihre Kinder gesegnet, betete sie laut; dann immer leiser betend schlief sie ein. Sie hatte dreizehn Kinder geboren, von denen zwölf sie überlebten: das älteste, ein Sohn, auf der Universität, die beiden folgenden Söhne auf Schulen, die anderen neun Kinder, von denen das jüngste erst ein und ein halbes Jahr alt, alle zu Hause. Je umfassender die Wirksamkeit, je bedeutender der segensreiche Einfluß der entschlafenen ausgezeichneten Hausmutter gewesen, desto größer war die Lücke, die sie hinterließ, desto tiefschmerzlicher ward dieselbe allseits empfunden. Maltzan behielt den ältesten Sohn, Adolf, 23 Jahre alt, jetzt zu Hause, als Hülfe in Bewirthschaftung der Güter, und übertrug der ältesten, erst 17jährigen Tochter Elisabeth die Führung der großen Hauswirthschaft. Beide standen treulich und hingebend dem tiefgebeugten Vater zur Seite. Und diese Treue und Hingebung ward von Gott mit Erfolg gekrönt: Maltzan konnte in Fürsorge für seine Kinder seinen Grundbesitz erweitern. Im Jahre 1835 kaufte er Gr. Lukow, im Jahre 1837 Klein Lukow, ließ seine beiden ältesten Söhne mit diesen Gütern belehnen und seinen dritten mit Peutsch, so daß er die große Freude hatte, fortan mit drei Söhnen den Landtag beziehen zu können.

Inzwischen empfand Maltzan doch fort und fort, daß ihm die Hausfrau fehle und er entschloß sich zur zweiten Ehe. Am 16. August 1837 vermählte er sich mit der am 9. December 1817 geborenen Ida von Stralendorff aus dem Hause Golchen. Sie war noch sehr jung und daher ihre Stellung zu den älteren Kindern des Hauses nicht leicht. Die alle Seinigen herzlich umfassende, ausgleichende Liebe des Hausvaters wußte dennoch die Schwierigkeiten zu überwinden.

An den Landesgeschäften nahm Maltzan unausgesetzt den regsten Antheil. Bereits seit 1823 war er Deputirter des ritterschaftlichen Amtes Stavenhagen und blieb es bis 1834. Auf dem Landtage 1835 erhielt er die meisten Stimmen zu der durch das Ableben des Landraths v. Ferber auf Varchentin erledigten Landrathsstelle für das Herzogthum Güstrow. Landesherrlich ward aber der mitpräsentirte von Levetzow auf Lelkendorf zum Landrath ernannt. Dafür ward er, an des Letzteren Stelle, von der Ritterschaft auf dem nämlichen Landtage sofort zum Deputirten des Wendischen Kreises in den Engeren Ausschuß gewählt, — eine Stellung die ihm schon zweimal vorher angetragen war, die er aber wegen seiner umfangreichen Gutsverwaltung, in der ihn jetzt sein ältester Sohn unterstützte,

früher abgelehnt hatte. Auf dem Landtage 1837 ward er am 6. December, und zwar zu der jetzt durch Ernennung des Landraths von Levetzow zum Kammerpräsidenten vacant gewordenen Stelle, wiederum mit großer Stimmenmehrheit zum Landrath präsentirt und diesmal auch landesherrlich ernannt und am 30. Januar 1838 von dem vom Großherzoge dazu committirten Landrath von Oertzen auf Kittendorf, wie üblich, im Sessionszimmer des Engeren Ausschusses zu Rostock beeidigt. In der Anciennetät ihm nachstehend ward auf dem nämlichen Landtage zu der durch den Tod des Landraths von Oertzen auf Brunn vacant gewordenen Stelle der Herr von Rieben auf Galenbeck für den Stargardschen Kreis mit Stimmenmehrheit präsentirt und demnächst landesherrlich ernannt. War Maltzan bisher ritterschaftlicher Deputirter des Wendischen Kreises für den Engeren Ausschuß gewesen, so ward er nun gleich auf dem nächsten Landtage, 1838 den 27. November, zum Landrath des Herzogthums Güstrow in den Engeren Ausschuß von den Ständen erwählt, in welcher Stellung er bis zum 27. November 1844, die beiden letzten Jahre als Vorsitzender, verblieb. Später war er vom 1. December 1847 bis zum 17. November 1853, — in einer für die Landesverfassung sehr kritischen Zeit, — abermals Landrath im Engeren Ausschusse; von 1838 bis zu seinem Lebensende auch landräthlicher Commissarius bei der Schuldentilgungs- resp. Reluitions-Commission.

Je und je war es für Maltzan ein Bedürfniß, über das, was seinen vielseitig angeregten Geist beschäftigte, sich auszusprechen, seine Ansichten mit denen Anderer auszutauschen, für eigne Ueberzeugungen, und was denselben gemäß zu verwirklichen wäre, Andere zu gewinnen. In Folge dessen führte er bis in sein hohes Alter eine sehr ausgedehnte Correspondenz mit namhaften Zeitgenossen. Regelmäßig schrieb er auch seinen Kindern, sobald sie das elterliche Haus verlassen hatten. Verständnißvoll eingehend besprach er in seinen Briefen alles sie Betreffende, — mochten sie auf Schulen, auf Universitäten, beim Militär oder später im eigenen Hauswesen leben, — immer auf die höchsten und edelsten Gesichtspunkte hinweisend, zugleich auch von seinem eigenen Thun und Streben berichtend, sorglich bedacht, die Erfahrung und den geistigen Ertrag des eigenen Lebens seinen Kindern zugänglich zu machen. Man erwäge nur, daß er von 15 Kindern, die ihm aus seinen beiden Ehen geboren wurden, 14 fast vollständig erwachsen sah, darunter neun Söhne, von denen die älteren bereits einige fünfzig Jahre alt waren, als sie noch „lieber Vater" zu ihm

sagen und ihm die Hand küssen durften, und daß er mit jedem Einzelnen in so eingehendem Briefwechsel blieb, daß Keiner mehr hätte erwarten dürfen, auch wenn er das einzige Kind gewesen wäre. Ein unendlicher Schatz von Glaube, Liebe, Hoffnung und reicher Lebenserfahrung ist in solchen hunderten noch aufbewahrten köstlichen Briefen niedergelegt, — ein wahrer Familienschatz! —

Im Jahre 1818, damals 35 Jahre alt, hatte Maltzan Aufzeichnungen aus seinem Leben begonnen, die er, in kürzeren oder längeren Zwischenpausen, je nachdem ihn besondere Vorkommnisse dazu anregten, bis zu seinem letzten Lebensjahre fortsetzte. Diese Aufzeichnungen, aus denen wir dasjenige entnahmen, was er bei Erwähnung des Todes seines Sohnes Ottofried niederschrieb, geben ein treues Bild des inneren wie äußeren Lebensganges des Verfassers, wenn schon sie in der Detailausführung sehr ungleichmäßig gehalten sind. In jüngeren Jahren hatte er öfter dichterische Versuche gemacht, auch publicirt; namentlich die Kaiserzeit des deutschen Mittelalters regte ihn dazu an: er bearbeitete Heinrich IV. und Conradin von Hohenstaufen dramatisch. Später entstanden, bald für Zeitungen, bald als Brochüren, viele Arbeiten politischen Inhalts, — sei es speciell die Fragen behandelnd, die gerade den ständischen Berathungen vorlagen, sei es von allgemeinerem Interesse. In noch späteren Jahren beherrschte sein kirchliches Interesse alle anderen Fragen und bekundete sich stets und überall, sei es in Rede, Schrift oder That. Durch und durch mecklenburgischer Patriot, Landesverfassung und Landeskirche als hohe Gnadengaben Gottes schätzend, hing er auch mit warmem Herzen an seinem Fürstenhause. Es mag, um dies zu erläutern, hier am Platze sein, mitzutheilen, was er aus Veranlassung des am 1. Februar 1837 erfolgten Todes des in seinem ganzen Wesen doch von ihm so durchaus verschiedenen Großherzogs Friedrich Franz I. in seinen Aufzeichnungen bemerkt hat. „Fast 52 Jahre herrschend, begann er sein Wirken in der alten Zeit, noch vor dem Tode des Königs Friedrich II. von Preußen, der diese Zeit gemeinhin abschließt. Lebhaft, jung, empfänglich, sah er alle Umwälzungen, womit man die Welt idealisiren wollte, vorübergehn und lernte darin Weisheit für die Zukunft. Ihn traf das Harte, von Land und Leuten vertrieben zu werden. Aber in der Treue seiner Unterthanen lernte er, wie auch sein Sohn, der Erbprinz, — was ihm auch sonst vorgespiegelt werden mochte, — den Werth Mecklenburgs und seiner Mecklenburger vollends erkennen und hoch halten. Er schritt nun langsam bei allen etwa

geforderten Neuerungen vor, so daß sich Mecklenburg einer Verfassung erfreuet, wie sie jetzt anderswo gleichgediegen vergebens durch rasches Gestalten versucht wird. Weise durch Erfahrung, geschäfts-thätig und kundig, — von seinem Vorgänger nach eigenem Geständnisse dazu ermuntert und gebildet, — war er wie nur irgend einer seiner Diener: nichts blieb bis zum dritten Tage ausgesetzt; oft entzog sich der fast Achtzigjährige deshalb Abends eine Stunde Schlaf. Auf dem Sterbebette sah er noch Alles durch und unterzeichnete, — die letzte Bewegung mit der Hand war ein mechanisches Zeichnen der Unterschrift. Die geistlichen Angelegenheiten eignete er sich fast ausschließend an, um das Beste zu fördern, — was ihm doch nicht immer gelang. Er liebte theologische Gespräche. Es ist mir nie von ihm ein leichtes Wort über Religion zu Ohren gekommen. Heimlicher Katholik war er gewiß nicht, wie man das früher wohl meinte. In Ludwigslust begegnete er zu Pferde mir einst auf der Straße und theilte mir mit, sein Sohn Adolf sei Katholik geworden, — er habe es ihm endlich nicht länger weigern können, aber ihm seine Ansicht klar geschrieben und die Abschrift des Briefes im Archiv niederlegen lassen, damit man einst an seiner Ansicht nicht irre würde. Am 12. Februar ward ich nach Ludwigslust einberufen und trug am 13. Abends mit drei der älteren vom Adel den Fürstenmantel der Leiche. Mein Sohn Adolf trug die Leiche mit. Sturm und Regen hatten sich gelegt; es war ein stiller, dunkler Abend und ergreifend, als zwischen den Bäumen die Kapelle der Herzogin, wo die Leiche bis zur ihrer Abführung nach Doberan stehen sollte, hell erleuchtet aus der Nacht sich zeigte und einzelne dumpfe Klänge der Regimentsmusik heraufttönten. — War der Verlust herbe, — der junge Fürst trat unter uns einberufene Leidtragende so wahrhaft schön gerührt, so in den besten Vorsätzen, daß wir voll Vertrauen und Hoffnung schieden. Die Zeit ist ihm sehr günstig. Ein hohes Vorbild schwebt ihm vor; seine Umgebung trägt einen sittlichen Charakter; das Land ist jetzt in Wohlstand; kein einziger Streitpunkt waltet mit den Ständen. Gott möge seinen Segen geben der guten, treuen Gesinnung des jungen Fürsten!“ —

Aber schon am 7. März 1842 starb der Großherzog Paul Friedrich nach kaum fünfjähriger Regierung, im erst begonnenen zweiundvierzigsten Lebensjahre, einer entzündlichen Krankheit erliegend. Der Tod dieses im besten Mannesalter stehenden, bis dahin kerngesunden, lebensfrohen Fürsten traf nicht nur seine nächsten hohen Angehörigen, sondern das ganze Land völlig unerwartet, und die Trauer um seinen Verlust war um so

allgemeiner, als seine große Leutseligkeit ihn in weiten Kreisen sehr beliebt gemacht hatte. Besorglich drängte sich zugleich die Frage auf, was die Zukunft bringen werde? Ein Regierungswechsel ist immer von nicht geringer Bedeutung. Der jetzt zur Regierung berufene bisherige Erbgroßherzog Friedrich Franz hatte erst vor wenigen Tagen die hausgesetzmäßige Volljährigkeit von 19 Jahren erreicht. Plötzlich, mitten aus seinen akademischen Studien gerissen, mußte er alle weiteren Pläne für eine umfassende Vorbereitung zu seinem, — wie es bis dahin schien, — erst spät an ihn herantretenden Regentenberufe aufgeben, um sofort die schwere Bürde der Regierung auf seine jugendlichen Schultern zu nehmen. Waren diese schon fest genug? Erst 19 Jahre und Landesherr! Welche Versuchungen mußten ihn umringen! Wer konnte seine Jugend zügeln, wenn er sich nicht selbst zügelte? Welchen Gefahren konnte das Land entgegen gehn!

Zur Beisetzungsfeierlichkeit des verewigten Herrn hatten sich viele hohe Anverwandte des großherzoglichen Hauses, voran der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Bruder der tiefgebeugten großherzoglichen Wittwe, eingefunden, und von trauernden Mecklenburgern mehr, als Schwerin zu fassen vermochte. Die fürstliche Leiche war vom Sterbehause, dem bescheidenen Palais am alten Garten, in das Schloß gebracht worden. Dieses, damals noch nicht in seiner jetzigen Schöne restaurirt, enthielt von Alters her würdige Räume, die je und je bei besonderen Festlichkeiten und feierlichen Gelegenheiten benutzt wurden. Von hier aus setzte sich der Trauerzug in Bewegung nach dem Dom, dessen heilige Blutskapelle zur Ruhestätte bestimmt war. Plätze, Straßen, Häuser — Alles überfüllt von Menschen mit Zeichen von Trauer, überall tiefste Stille, nur durch schwermüthige langgezogene Klänge der Militärhörner und in Intervallen vom Donner der Kanonen unterbrochen. Nach Beendigung dieser Trauerhandlung waren die zu derselben erschienenen zahlreichen Landstände in das Palais des verewigten Herrn beschieden. Nachdem sie ihre Aufstellung in dem Saale genommen, der so oft frohen Festen gedient hatte, trat der junge Großherzog ein, begleitet vom Minister von Lützow. Er dankte den Anwesenden mit innerer Bewegung, doch fester, klarer Stimme für ihre durch ihr Erscheinen bewiesene Theilnahme an seinem und des Landes Verluste und verhieß, der ihm jetzt anvertraueten Wohlfahrt des Landes sich mit ganzer Hingebung zu widmen. Die kurze Ansprache war, wie die ganze Erscheinung des jugendlichen Fürsten, so einfach-edel, trug solches

Gepräge der Wahrheit, daß sie tiefen Eindruck machte und nicht verfehlte, auf die Besorgnisse für die Zukunft beschwichtigend zu wirken. Vielleicht übte sie bei keinem der Anwesenden in höherem Grade diese Wirkung, als beim Landrath Maltzan. Bei seinem feinen Gefühle für alles Edle hatten Haltung und Anrede des jungen Herrn ihn sehr sympathisch berührt und mit besten Hoffnungen für die Zukunft erfüllt. Dem neuen Landesherrn mit ganzer Hingebung durch treueste Berathung des Landeswohls zu dienen, — dieser ihm heiligen Pflichterfüllung ging er jetzt um so freudiger entgegen. War Maltzan doch ganz und voll, und blieb bis an sein spätes Ende, was einen mecklenburgischen Landrath charakterisirt: „ein geborner, erkorner und geschworner Patriot." In seinen letzten Lebensjahren war ihm die damals hervortretende selbstständige politische Haltung des Großherzogs in verschiedenen Angelegenheiten des Deutschen Bundes eine große Genugthuung, und vorschauend erkannte er in demselben gern auch den künftigen Feldherrn. Noch auf seinem Sterbelager sollte einst einer seiner letzten Gedanken seinem Landesherrn gewidmet sein. Dieser aber, im Frieden und Krieg unermüdlich treu in seinem hohen Berufe, ward, wie Landrath Maltzan es von dem Seelenadel des Jünglings erhofft, durch allen Wandel der Zeit hindurch immer mehr der wahre Landesvater, als welchen nach vierzigjähriger Regierung seine Mecklenburger ihn zu verehren gewöhnt sind.

In dem Decennium, welches dem Revolutionsjahre 1848 voraufging, entwickelte sich allgemein, wie in anderen Ländern, auch in Deutschland eine immer stärker anschwellende politische und kirchliche Gährung, welche dem tiefer Blickenden als Vorzeichen außerordentlicher Ereignisse gelten mußten. Für Maltzan war diese Zeit darin besonders fruchtbringend, daß er, sie religiös messend, in seinem confessionellen Bewußtsein reifte und auch zu einem tieferen Verständnisse der Connexität unserer politischen und kirchlichen Verfassung gelangte. Seine religiöse Entwickelung war nie sprungweise vor sich gegangen. Bei seiner Mutter hatte er einst in der Bibel lesen gelernt und schon darum blieb diese ihm auch in der rationalistischen Umgebung seiner heranreifenden Jugend immer eine Art Heiligthum, wenn schon sie ihn nicht als das heilige Gotteswort innerlich recht erfaßt hatte. Aber, immer empfänglich für alles Höhere, verschloß er sich nie besserer Erkenntniß, versagte er nie auch nur einer an ihn herantretenden gottesdienstlichen Erscheinung seinen herzlichen Respect. Als im J. 1821 ein neuer Lehrer, bereits der dritte seit 1816, für

die älteren Söhne ins Haus trat und beim ersten Mittagstische ein stilles Gebet hielt, ward von Stunde an das bis dahin fremde Tischgebet in die Hausordnung aufgenommen. Als in den dreißiger Jahren ein zwar pietistisch gerichteter, übrigens doch christlich geförderter Candidat Hauslehrer der jüngeren Söhne ward und dieser darauf hinwies, daß unsere Seligkeit nur auf Jesu Christo beruhe und Gott-Vater um dessen willen Gebet erhöre, da nahm Maltzan solche ihm durch den jungen Lehrer seiner Kinder gebotene Erweiterung seiner Heilserkenntniß willig zu Herzen, — er wuchs nun in ein immer innigeres persönliches Verhältniß zum Heilande. In den bewegten vierziger Jahren kam dann, wie gesagt, für Maltzan auch die specielle confessionelle Frage auf die Tagesordnung. Sie beschäftigte ihn lebhaft. Er studierte mit großem Fleiße die symbolischen Glaubensschriften der lutherischen Kirche in dem von Detzer herausgegebenen Concordienbuche und andere den Unterschied der kirchlichen Confessionen beleuchtende Werke.

Der heilige Ernst, mit dem Luther und seine geistesverwandten Nachfolger die göttliche Heilswahrheit wieder ins rechte Licht gestellt und gegen Alles, was selbige hätte verdunkeln oder abschwächen können, fest und unentwegt vertheidigt hatten, erfüllte ihn mit Ehrfurcht, und mit seiner wachsenden Heilserkenntniß erblühete in seinem Herzen immer fröhlicher des rechten Glaubens Trost. Aber es gingen ihm auch die Augen auf über die innere Unwahrheit und das sittlich Schädigende der sog. Union der lutherischen und reformirten Kirche. Wie diese Union aus einer gänzlichen Unterschätzung der positiven Glaubenslehren in einer dreiviertel rationalistischen und einviertel pietistischen Zeit entstand, so trägt sie fort und fort den Fluch mit sich, religiöse Gleichgültigkeit zu verbreiten, einer humanistischen, liberalistischen Lebensanschauung Vorschub zu leisten und jedem confessionellen Ausbau der Kirche die größten Hindernisse zu bereiten. Es erfüllte Maltzan mit Dank gegen Gott, daß in Mecklenburg die lutherische Kirche noch zu vollem Rechte bestehe und er lernte auch darin den hohen Werth der mecklenburgischen Verfassung schätzen, daß diese eine Schutzwehr für den Bestand der Kirche sei, die nicht Gefahr laufe, durch Kabinetsbefehle über den Haufen geworfen zu werden. Aber mit dieser Erkenntniß der glücklichen kirchenrechtlichen Lage des Landes drängte sich ihm nun auch die andere Erkenntniß auf, daß es Aufgabe der Stände sei, sich bei ihren verfassungsmäßigen Rechten auch ihrer Pflichten gegen die Kirche klarer und wahrer bewußt zu werden. Denn wenn auch die

Union rechtlich im Lande nicht bestand, unionistische Gesinnung war doch ansteckend eingedrungen und weit verbreitet. Diese zu bekämpfen, ward für Maltzan jetzt Gewissenssache. Da er auch unter der Geistlichkeit vielfach Unklarheit und schwankendes Wesen fand, so trat er, um sich erst selbst noch mehr zu festigen, zunächst in Beziehung mit dem Professor Huschke in Breslau, der, ihm von dessen früheren Aufenthalte als hervorragender Rechtslehrer an der Universität zu Rostock schon bekannt, jetzt an der Spitze der vom preußischen unirten Kirchenregimente bedrängten preußischen Lutheraner stand; näherte er sich auch dem Pfarrer Löhe zu Neuendettelsau. — Die noch geringe mecklenburgische Missionsthätigkeit hatte sich bisher an den unirten norddeutschen Missionsverein in Hamburg angeschlossen. Maltzan wußte im J. 1843 einige Theologen und Laien zur Gründung eines mecklenburgischen lutherischen Missionsvereins mit Trennung vom norddeutschen Vereine und zum Anschlusse an die Leipziger Gesellschaft anzuregen. Er gewann für diese Idee zunächst: den Diaconus, späteren Superintendenten, Karsten zu Rostock, die Professoren Krabbe und Hoffmann daselbst, die Pastoren Dühring aus Neuenkirchen und Stolzenburg aus Malchow; dann die Laien: Oberappellationsgerichtsrath von Schröter, Graf Hahn von Basedow, Graf Voß von Giewitz und Klosterhauptmann von Borck auf Möllenbeck, die auch mit Maltzan die zunächst erforderlichen materiellen Mittel gewährten. Dies Vorgehen fand bald Anklang in weiteren Kreisen und hatte den besten Erfolg. Das Landeskirchenregiment erkannte das Unternehmen als ein berechtigtes und gesundes an und förderte es. Confessionelle Mission ist seitdem Sache der mecklenburgischen lutherischen Landeskirche geworden, wenn schon mehr im schwerinischen als im strelitzischen Landestheile.

In den Jahren 1841 bis 1843 hielt sich der Pastor Wyneken aus Amerika in Deutschland auf, wohin er zur Herstellung seiner Gesundheit zurückgekehrt war, und wirkte durch einen gedruckten Aufruf wie durch persönliche Besprechungen für Uebersendung von Geistlichen für die zahlreichen ausgewanderten Glaubensgenossen, die deren sehr entbehrten. Der geschilderte Nothstand ging Vielen zu Herzen. Am thatkräftigsten griff Löhe ein durch Gründung eines eignen, jetzt noch unter Director Deintzer blühenden Missionshauses in Neuendettelsau zur Ausbildung von Geistlichen für die ausgewanderten Glaubensgenossen. Maltzan, auch persönlich mit Wyneken bekannt geworden, brachte große Opfer für das Gelingen dieses Unternehmens; er ließ auf seine Kosten vier junge Leute, Crämer,

Lochner, Fick und Frank, dort ausbilden, ausrüsten und hinüber senden. Als dann im Jahre 1846 auf Löhe's Rath und Andringen auch in Amerika selbst, in Fort Wayne, ein ähnliches Seminar unter Leitung des energischen Pastor Sihler, eines ehemaligen preußischen Offiziers, errichtet und dasselbe mit elf von Löhe übersandten jungen Leuten eröffnet wurde, befand sich unter diesen Erstlingen auch ein Mecklenburger, Strasen, den Maltzan ausrüstete und versorgte. Maltzans Verkehr mit Löhe ward ein sehr reger und inniger. Zur Abfassung von des letzteren Biographie haben Maltzans Söhne aus dessen Nachlasse dem Fräulein Marianne Löhe und dem Director Deintzer 57 Briefe Löhe's an Maltzan mitgetheilt, aus denen mehr, als aus irgend einer anderen Quelle, die Gedanken sich ergeben, welche Löhe bei Gründung seines Missionshauses für Amerika leiteten und die er im Austausche mit dem für diese Sache gewonnenen mecklenburgischen Freunde zu klären und zu befestigen suchte.

Da Maltzan stets gern Geschichtsstudien getrieben hatte, so wuchs mit seiner Vertiefung in der Heilslehre auch sein Verständniß für die Kirchengeschichte und deren Beziehung zur Profangeschichte. Diesen Beziehungen nachzuforschen, führte ihn zu umfassenden Studien, deren Ergebnisse er in einer circa 400 Druckseiten enthaltenden Schrift: „Umriß einer christlichen Weltgeschichte", im Jahre 1850 veröffentlichte. Reiches historisches Wissen dient dieser Schrift zu durchaus eigenthümlichen, oft geistreichen, stets von tiefem christlichen Glaubens-Ernste getragenen und darum erbaulich wirkenden Gedanken. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß vor allen anderen Confessionen die lutherische Lehre den Hort der göttlichen Heilswahrheit berge, widmet der Verfasser der Zeit seit der Reformation fast die ganze zweite Hälfte seiner Schrift. Ein Leser, dem die Grundanschauung des Verfassers durchaus fremd ist, wird sich unbefriedigt von dem Dargebotenen, als einer Sonderbarkeit, abwenden, gewiß auch die Ungleichmäßigkeit in der Behandlung der verschiedenen Zeitperioden und der Localgeschichten bemängeln; — wer sich dem Verfasser im Glauben verwandt fühlt, zieht aus der Lectüre manche Belehrung, auch Festigung der eigenen christlichen Weltanschauung und wird sicherlich die höchste persönliche Achtung vor dem Verfasser gewinnen. Maltzan hatte auch die Genugthuung, daß ihm von manchen Männern, auf deren Urtheil er Werth legte, wegen seiner Schrift Anerkennung zu Theil ward, so von Rudelbach in dessen verbreiteten und sehr geschätzten Zeitschrift. E. M. Arndt schrieb ihm: „Segne Gott Sie und alle Maltzan. Sie haben, wo sie wohnen, einen guten Namen." —

Wie aus diesem Buche, so leuchtete es auch sonst aus Maltzans mündlichem und geschriebenem Worte gar mannigfach hell hervor, wie er es dankbar als eine besondere göttliche Gnadengabe erkannte, ein geborner Mecklenburger zu sein und sich der hohen Vorzüge erfreuen zu dürfen, die gerade Mecklenburg bietet. Durch die Stürme der letzten Jahrhunderte hindurch, die weit und breit ringsumher die politischen Ausgestaltungen eigentlich deutscher Art knickten und die kirchliche Entwickelung der Reformation verwirrten, hat sich Mecklenburgs deutschrechtlicher Organismus erhalten: seine ständische Verfassung, und, mit ihr innig verbunden, seine unionsfreie lutherische Kirche. Vergebens haben andere Staaten versucht, ihre Verluste an organischem Leben nach gewissen in Mode gekommenen Schablonen mechanisch zu ersetzen: die Verwirrung ist nur gewachsen. Denn wie der Mensch selbst kein mechanisches Ding ist, sondern ein für Bereitung zum ewigen Leben berufenes organisches, nicht nur leibliches, auch seelisches Wesen, so bedarf auch sein Zusammenleben in Staat und Gesellschaft, wenn es ein gedeihliches sein soll, eines Organismus, der eben auch nicht willkürlich gemacht, sondern nur aus dem von Gott in die Menschen gelegten Keime des Rechtsbewußtseins durch Weisheit, die in Gottesfurcht wurzelt, gefördert werden kann. So hoch nun solch sittlich Organisches über jedem mechanischen Gebilde steht, so hoch Mecklenburg mit seinem, — allen Spöttern zum Trotz gesagt, — „christlich-germanischen" Organismus über mechanischen Staatsexperimenten. Politische Kraftgenies, weltgeschichtliche Männer, können freilich an völligen Neuschöpfungen zu Zeiten Imponirendes, Bezauberndes leisten: mißachten sie aber die Schranken bestehenden Rechts, des Merkmals einer sittlichen Weltordnung, so pflegt alles das mit ihnen, wenn nicht schon vor ihnen in die Grube zu sinken. Maltzan hatte des ersten Bonaparte Stern aufsteigen, leuchten und erlöschen gesehen. Gesund gewachsene öffentliche Rechtsverhältnisse entbehren gern staatsmännischer Akrobaten, bilden vielmehr ihrerseits schlichte, aber tüchtige praktische Politiker, welche, die Weisheit der Väter ehrend, bestrebt sind, das Vorhandene nur den realen und sittlichen Bedürfnissen gemäß auszubauen, sich scheuend, es neuen fremdartigen Projecten zu opfern. — Dies etwa war Maltzans Anschauung. Sie erfüllte ihn mit inniger Liebe zu Land und Leuten und trieb ihn, die Vorzüge Mecklenburgs in aller Weise bei seinen Landsleuten recht zur Erkenntniß zu bringen, zu ihrer Erhaltung zu mahnen, und vor der Nachahmung politischer Luftsprünge dringend zu warnen.

Als die schweren Erschütterungen des Jahres 1848 hereinbrachen, da hielt Maltzan fest an dem alten Verfassungsrechte, — Niemand dürfte fester daran gehalten haben, — aber wenn die Hoffnung, dasselbe zu bewahren, zu Zeiten auch nur schwach bleiben konnte: an einer Hoffnung für Mecklenburg hielt er fest. Sollte nämlich wirklich definitiv mit dem historischen Verfassungsrechte gebrochen werden, so schauete er eine schwere Noth der Zeit voraus, — diese dann aber als erweckend und neubelebend für die Landeskirche und von ihr eine Durchdringung und Besserung des gesellschaftlichen und politischen Lebens, wie immer sich solches zunächst äußerlich werde gestaltet haben.

Am 21. Dec. 1849 ward zur Durchführung einer unterm 10. October desselben Jahres publicirten neuen hochliberalen Verfassung der Engere Ausschuß unter Androhung militärischer Gewalt gezwungen, sein Sessionszimmer zu räumen. Maltzan gehörte zu denjenigen Mitgliedern des Engern Ausschusses, welche die alte Landesverfassung als noch für zu Recht bestehend erachteten, darum gegen diesen Act energisch protestirten und beschlossen, ihre Sitzungen nach Neu-Brandenburg zu verlegen. Es kam das Gerücht, das liberale Schweriner Ministerium werde einige Häupter der Ritterschaft, welche den andauernden Rechtsbestand der alten Landesverfassung verfochten, inhaftiren lassen und zur Rechenschaft ziehn. Namentlich Maltzan ward genannt. Der Großherzog Georg von Strelitz, welcher selbst bereits wegen der Verfassungsfrage sich mit Schwerin in Differenz befand, ließ ihm ein Asyl in seinem Lande anbieten. Maltzan lehnte dies Erbieten dankend ab. „Er habe nichts Unrechtes gethan und fürchte sich nicht; — er vertraue auch seinem gnädigsten Schweriner Landesherrn, der wohl wisse, wie gut er es meine und wie ihm das Wohl des Fürstenhauses nicht minder am Herzen liege, wie das des ganzen Landes, — was dennoch über ihn kommen möge, wolle er in Gottes Namen tragen.“ — Es ward ihm kein Haar gekrümmt.

Als die wilden achtundvierziger Wasser sich verlaufen und der Freienwalder Schiedsspruch vom 11. Sept. 1850 den erschütterten Rechtszustand wieder hergestellt hatte, konnte überall eine ruhigere Würdigung dessen Platz greifen, was man Gutes an öffentlichem Rechte von Alters her besaß und zu verlieren in Gefahr gewesen war. Der überstandene revolutionäre Sturm hatte Viele zur Besinnung und Einkehr gebracht, die jetzt Gott, dem einigen Helfer, die Ehre gaben. Maltzan, der seinen christlichen Glauben stets muthig bekannt hatte und dafür oftmals spottweise „der fromme

Landrath" genannt war, ward jetzt mit Ehrfurcht so genannt. Sein ganzes Sinnen ging nun dahin, daß es dem für Gottes Wort empfänglicher gemachten Boden nicht an guter Einsaat fehle, — daß ein ernsteres Glaubensleben und kirchliches Bewußtsein mehr verbreitet und befestigt und damit die nothwendigste Bedingung für eine gedeihliche Zukunft Mecklenburgs gesichert werde. Zu diesem Zwecke hielt er es für dringend geboten, daß die Lutherische Landeskirche, unter Festhaltung ihrer particularen geschichtlichen Entwickelung und ihres Verhältnisses zur politischen Landesverfassung, sich ihrer Einheit mit der Lutherischen Kirche aller Lande bewußter werde, zur Förderung gemeinsamer und gegenseitiger Berathung, Stärkung und Hülfe. Aus solchem Gedanken entstand der Plan zur Abhaltung einer Conferenz von Geistlichen und Laien, — In- und Ausländern, — zur Besprechung kirchlicher Tagesfragen. Am 27. und 28. Mai 1850 waren auf erfolgte Einladung etwa 40 Männer in Rothenmoor beisammen. Maltzan macht in seinen Aufzeichnungen unter anderen namhaft: Löhe, Delitzsch, Lasius, Nagel, Wermelskirch, Cathenhusen. Die Verhandlungen waren höchst anregend und lehrreich. In den Jahren 1851, 1853, 1854, 1855 und 1858 wiederholten sich diese Conferenzen mit immer steigendem Beifall, so daß zu Zeiten bis 80 Personen daran theilnahmen, etwa die Hälfte Mecklenburger, die Hälfte Auswärtige. Unter letzteren z. B. Domherr Kahnis aus Leipzig, die Pastoren Pistorius, Besser und Kellner, Geheimerath Professor Huschke aus Breslau und von Thadden auf Trieglaff. Rostocker Professoren brachten Studenten mit, die in Ermangelung anderen Unterkommens Nachts im Kruge auf Streu campirten. Maltzan pflegte im Voraus mit näheren Freunden einige Themata zur Besprechung festzustellen und dann einen der Theologen zur Stellung von Thesen darüber und zu einem einleitenden Vortrage zu engagiren. Die Abend- und Morgenandachten, von verschiedenen der anwesenden bedeutenderen Geistlichen gehalten, waren höchst erbaulich, die privaten Unterhaltungen der in den Zwischenpausen in den wohlgepflegten Gartenanlagen oder im schattigen Burgthale sich Ergehenden vielseitig anregend.

Es ist aus diesen Conferenzen viel Segen erwachsen, sowohl der mecklenburgischen Landeskirche, als der lutherischen Kirche in der Diaspora. Der Oesterreichischen, die auch in Rothenmoor durch Koch und Lichtenstettiner vertreten war, wurde eine nicht unbedeutende Unterstützung an Geld und guten Büchern zu Theil, und das seither ständige theologische Studium junger Slovaken in Rostock ward durch die Rothenmoorer

Conferenzen zuerst in Anregung gebracht und gefördert. Der Oberkirchenrath Kliefoth wohnte den Rothenmoorer Conferenzen niemals bei, obwohl er einige Male eingeladen wurde. Er hatte auch Ursache, sich in seiner amtlichen Stellung nicht durch Forderungen, die eine völlig freie Versammlung sich wohl erlauben durfte, etwa bedrängen zu lassen, während er dann doch im Stande blieb, manchen guten Saamen, den dieselbe ausstreuete, ruhig waltend zum Besten der Landeskirche zu verwerthen. Kliefoth und Maltzan achteten sich gegenseitig hoch; eigentlich intim wurden sie nicht; waren dazu auch wohl zu verschieden angelegt. Daß aber Kliefoth volles Verständniß für die hohe Bedeutung der Zusammengehörigkeit der unter verschiedenen Kirchenregierungen stehenden bekenntnißmäßigen lutherischen Kirche hegte, hat er als Hauptbeförderer der seit 1866 ins Leben gerufenen allgemeinen lutherischen Kirchenconferenzen genugsam an den Tag gelegt.

Als Maltzan 1850 einen Kuraufenthalt in Ischl nahm, ging er über Wien zurück und verwandte sich in einer ihm vom Kaiser gewährten Audienz für Concessionen an seine bedrängten österreichischen Glaubensgenossen. Dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen begegnete Maltzan wiederholt an den Höfen zu Schwerin und Strelitz. Er nahm Gelegenheit, denselben über die Noth seiner lutherischen Unterthanen zu sprechen und fand volles Verständniß bei diesem edlen Herrn, der, wiewohl durch die factischen kirchlichen Unionsverhältnisse in seinem Reiche politisch vielfach gebunden, doch auf Maltzan's Fürsprache manche Zugeständnisse machte. Verschiedene Briefe, die der König bei dieser Veranlassung an Maltzan schrieb, zeugen von der hohen Achtung, der aufrichtigen Sympathie, die er für dessen kirchliches Streben empfand.

In Folge des großen und nicht fruchtlosen Interesse, welches Maltzan den preußischen Lutheranern widmete, ward er im Jahre 1852 vom Oberkirchen-Collegium in Breslau officiell in sehr herzlicher Weise eingeladen, der dort am 22. September beginnenden Synode als Gast beizuwohnen. Er folgte der Einladung und nahm während fünf Tage mit großer Befriedigung theil. Ueber Huschke schreibt er: „Welch' ein Mann voll Gelehrsamkeit im Recht, in Theologie, Philosophie, Philologie, auch in Kunstsachen und auf dem Klavier bewandert, und dabei, was so selten, Thatkraft und Milde in sich vereinigend!" — In den folgenden Jahren vermochte Maltzan auch die Frau Großherzogin Mutter Alexandrine, sich für die lutherischen Glaubensgenossen in Preußen zu verwenden und die

hohe Frau konnte ihn im Juli 1856 benachrichtigen, daß ihr Bruder, der König, derselben Thürme und Glocken für ihre Kirchen zugestanden habe. — Mit hervorragenden Repräsentanten anderer lutherischer Kirchenkörper blieb er unausgesetzt in regem Verkehre, namentlich mit Petri in Hannover und mit Löhe in Neuendettelsau, welchen letzteren er wiederholt besuchte, längere Zeit im Sommer 1853.

Bei den oft an ihn gelangenden Nachfragen nach guten Erbauungsbüchern, hielt er es nöthig auf die bezügliche, zum Theil in Vergessenheit gerathene, gediegene ältere Literatur hinzuweisen. Er begnügte sich aber nicht, Rath zu ertheilen, sondern ging auch hier thatkräftig und opferwillig vor: er ließ auf seine Kosten gute alte Erbauungsbücher, die vergriffen waren, so namentlich die populären Predigten und andere Schriften von Heinrich Müller, wieder auflegen und sorgte, vielfach durch Gratisvertheilung, für Verbreitung derselben.

Maltzan's glaubensfreudige Wirksamkeit half ungemein, das Erwachen und Erstarken des kirchlichen Bewußtseins im Lande zu fördern. An Widerspruch konnte es ja nicht fehlen. Aber schmerzlich war es ihm doch, solchen bei dem eigenen Pastor in dem zu seinem Gute Moltzow gehörenden Kirchdorfe Rambow zu finden. Er sah sich genöthigt, sich von demselben dispensiren zu lassen und nahm den Pastor Werner, später dessen Nachfolger Pistorius im benachbarten Basedow zum Beichtvater. —

Daß, während er mit voller Hingebung der ihm theuren Landeskirche diente, ihm näher bekannte Landsleute zu Anfang der fünfziger Jahre dieser Kirche den Rücken kehrten und zur Römischen übertraten, konnte er sich nur durch deren völlige Unkenntniß derjenigen kirchlichen Lehren, von denen sie sich abwandten und durch eine sie beherrschende, nicht zu rechtfertigende Voreingenommenheit erklären. An sich war er religiös sehr duldsam. Er verkehrte gern mit gläubigen Katholiken, hatte große Achtung vor streng-gläubigen Juden und ward von jeder, noch so schwachen, wenn nur aufrichtigen Glaubensäußerung warm im Herzen berührt. Wo er aber eine entschiedene, bewußte *Verachtung* einer dargebotenen *besseren* Heilserkenntniß anzutreffen glaubte, da wandte er sich traurig oder auch innerlich empört ab und mochte keine Gemeinschaft mehr pflegen. So ging es ihm gegenüber jenen Convertiten: sie wurden in seinen Augen *Landesfremdlinge*, von denen für Mecklenburg nichts mehr zu hoffen sei. Denn statt den letzten Ursachen der Bewegung von 1848 durch ernste Vertiefung in die Heilslehre der eigenen Confession gründlich nachzuspüren

und in der Feindschaft des glaubenslosen Proletariats der s. g. Gebildeten gegen die reine Lehre von Gottes Wort jene Ursachen zu erkennen, hätten sie sich durch den trügerischen Schein des eben so wohl vom politischen Radicalismus, als von Römischer Seite behaupteten Satzes blenden lassen, daß die Revolution nur eine Tochter der Reformation sei, — eine Anschauung, gegen die auch denjenigen, der eine tiefere Forschung scheuete, schon die handgreifliche Thatsache schützen müßte, daß gerade die Romanischen Länder, welche sich der Reformation verschlossen, die Brutstätten der Revolution geworden, hingegen die Länder der Reformation ihr am längsten widerstanden hätten. Die Convertiten setzten sich muthwillig in Widerspruch mit dem von Gott geordneten Entwickelungsgange der Kirche, und nicht minder mit dem davon beeinflußten gesammten Entwickelungsgange Mecklenburgs seit 300 Jahren und verlören daher jeden Anknüpfungspunkt zur Einwirkung auf dessen ferneres Gedeihen. Die katholische Kirche des Mittelalters habe die Gedanken, aus denen die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts herausgewachsen sei, fort und fort als ihren eigentlichen rechtgläubigen Kern in sich geborgen, diesen aber mehr und mehr dermaßen mit Aeußerlichkeiten und Irrthümern umhüllt, daß, als er kraft seines göttlichen Gehaltes aus solcher Umhüllung habe emporkeimen wollen und müssen, sie ihn von sich gestoßen, gebannt habe. So sei die ehemalige katholische Kirche in Wirklichkeit jetzt nur noch eine Römische Papstkirche, — die glanzvolle Schaale des ihr entfallenen Kerns. Was an christlichem Glauben dennoch jetzt in ihr lebe, sei durch den theils directen, theils indirecten Einfluß der Reformation erst wieder in ihr erweckt, — eine Wahrheit, welche die Römischen freilich nicht gern hörten. Die weniger scheinbare äußere Gestalt der lutherischen Kirche spräche sicherlich mehr für als gegen dieselbe und könne nur bei denjenigen Anstoß erregen, die Geistiges nicht nach dem Worte Gottes auch geistig zu bemessen im Stande seien.

Sein eigenes Geschlecht vor allem willkührlichen Abschweifen von den von Gott ihm zum zeitlichen Fortkommen und zum ewigen Heile zunächst dargebotenen Verhältnissen zu bewahren, war für Maltzan, als Haupt einer zahlreichen Nachkommenschaft eine als heilig erkannte Pflicht. Im Boden des ihm theuren engeren Vaterlandes, im Boden der ihm theuren lutherischen Kirche sollten seine Kinder die Wurzeln ihrer Kraft suchen. Denn je höher der Mensch das Gute zu würdigen wisse, in das Gott ihn habe hineingeboren werden lassen, je inniger er sich dasselbe aneigne, desto

tüchtiger und charakterfester werde er überhaupt fürs Leben; und wenn er berufen werde, aus dem nächsten heimischen Kreise in weitere Verhältnisse hinauszutreten, so werde solche Festigkeit ihn um so sicherer vorwärts schreiten lassen. Auch alle geschichtlich hervorragenden Männer kennzeichneten sich durch scharfe Ausprägung ihres nationalen, ja ihres Stammes-Charakters.

Mit dem Studium seiner Familiengeschichte, zu dem er zunächst durch die Grubenhagener Erbschaftsregulirung angeregt worden, beschäftigte er sich, zum Besten seiner Nachkommen, nun auch fernerhin gern. Als sein Sohn Albrecht herangewachsen war, fand er an diesem einen ungewöhnlich einsichtigen und eifrig fördernden Theilnehmer an solchem Studium. Gottes Führungen im einzelnen Menschenleben nachzuspüren und kennen zu lernen, ist immer eine sittlich lohnende Aufgabe: — eine lohnendere, wenn der Forscher sie an sich selbst übt und eine nicht minder lohnende in Bezug auf die Generationen des eigenen Geschlechts. Maltzan lernte mit Ehrfurcht und Dank gegen Gott die seinem Geschlechte, bald durch Mildigkeit, bald durch Strafe, zu Theil gewordene segensreiche Gnadenführung erkennen. Es lag ihm daran, diese Erkenntniß allen Lebenden und Kommenden seines Namens zu ihrem eigenen Nutz und Frommen nahe zu bringen. Von dem Gedanken, eine Familiengeschichte zu schreiben, ward zunächst Abstand genommen; denn um diese zu schreiben, mußte noch mehr des Hauptmaterials herbeigebracht werden: eine möglichst vollständige Urkundensammlung. Bei näherer Prüfung ergab sich nun bald, daß, solche Sammlung zu beschaffen, ein großes, schweres und sehr kostspieliges Unternehmen sein würde, und Maltzan mußte nebenbei erfahren, daß er auf pecuniäre Theilnahme Anderer an demselben nicht rechnen könne. So entschloß er sich denn auf eigene Gefahr und Kosten zu dem Unternehmen, beseelt von dem Gedanken, Allen seines Namens, sonderlich den kommenden Geschlechtern, einen Schatz zu erwerben, der mehr werth sei, als die dafür zu bringenden Opfer. Sein Sohn Albrecht — geistvoll, liebenswürdig-originell, allem Edlen begeistert nachstrebend — war durch mancherlei wissenschaftliche Beschäftigungen mit dem verdienstvollen Alterthumsforscher Geh. Archivrath Dr. Lisch in Schwerin näher befreundet; mit diesem ward das Unternehmen, die Urkunden der Maltzan'schen Familie herauszugeben, berathen, und ihm demnächst auch die Herausgabe übertragen. Viele Urkunden lieferte das großherzogliche Archiv zu Schwerin, dessen Benutzung vom Ministerio gern gestattet wurde. Aber da die Familie sich schon früh

stark nach Pommern, später nach Schlesien verzweigt, Beziehungen zu Kaiser und Reich und auch zu einigen auswärtigen Staaten gehabt hatte, so vernothwendigte sich nicht nur eine sehr ausgedehnte Correspondenz mit Vorstehern von Archiven, sondern es ward auch erforderlich, daß Dr. Lisch in manchen auswärtigen Archiven persönlich Nachforschungen anstellte. Dieser bereiste zu solchem Zwecke nach und nach Berlin, Breslau, Dresden, Hannover, Kopenhagen, Stettin und Wien. Es wurden im Laufe von elf Jahren in fünf Bänden 1113 Urkunden zum Abdruck gebracht, von denen nur zwei neuere aus diesem Jahrhundert, die übrigen vom Jahre 1194 bis 1702 reichend. Der erste Band erschien 1842. Den dritten, 1851 erschienenen, widmete Dr. Lisch seinem Freunde und unermüdlichen Mitarbeiter auch auf anderen Gebieten des Wissens, Albrecht Maltzan mit den Worten: „Sie haben mir mit seltener Begeisterung in allen Unternehmungen beigestanden, wie keiner, und meine Schritte oft auf Bahnen gelenkt, die ich allein zu betreten nicht gewagt haben würde. Viele Jahre haben wir zusammen in allen Gebieten der Wissenschaft gearbeitet: wir haben überall zahllose Quellen entdeckt, ihren Zugang erobert und sie zur Befruchtung des heimischen Bodens in unser Vaterland geleitet. Sie, mein Freund, sind keinem Gedanken für die vaterländischen Wissenschaften fern und fremd geblieben und haben mit großen Opfern treu gerathen, befördert und gewirkt. Mag auch erst die Nachwelt die Früchte benutzen: sie muß es wissen, wem ein großer Theil des Dankes für die Urbarmachung wüster Felder in unserem Vaterlande gebührt. Darum übergebe ich diese Zeilen des Dankes und der Freundschaft, welche weder Ziererei noch Schmeichelei kennt, der Oeffentlichkeit und weihe Ihnen diese Arbeit zum Andenken unseres Strebens. Schwerin im October 1851." Dieser Widmung fügt Dr. Lisch als Nachtrag hinzu: „In demselben Augenblicke, in welchem ich diese Zeilen der Presse übergeben will, kommt mir die Trauerbotschaft, daß mein unvergeßlicher, treuer Freund Albrecht von Maltzan in Rostock am 11. October, Abends $5^3/_4$ Uhr, im 38. Jahre seines regen, thatenreichen Lebens, für mich unerwartet, zu seinen Vätern heimgegangen ist. Im tiefsten Schmerze lasse ich, zu seinem Gedächtnisse, diese und die folgenden Zeilen, von denen er noch in seinen letzten Tagen Kunde erhielt, unberührt. Das Vaterland wird schwer Ersatz für ihn finden. Gesegnet sei sein Andenken!" —

Die Vorarbeiten zur Herausgabe der übrigen Urkunden war um diese Zeit schon so weit gediehen, daß im J. 1852 der vierte und 1853 der

fünfte Band erscheinen konnte. In diesem letzten glaubte Dr. Lisch noch einmal das Andenken an seinen entschlafenen Mitarbeiter erneuern zu müssen, indem er dessen Bildniß nach einer Zeichnung beifügte, zugleich mit dessen Namensunterschrift und Motto: „Wie viel Barmherzigkeit und Gnade von Gott!" Charakteristisch für den Kern eines nach außen hin ungewöhnlich thätigen Lebens. —

Maltzan war mit seinem Sohn Albrecht dahin übereingekommen, es müsse, in Anleitung der Urkunden, eine Familiengeschichte demnächst in der Weise bearbeitet werden, daß die Vorfahren möglichst vollständig, je nach dem Material vorhanden, einzeln biographisch skizzirt würden. In Albrecht's schriftlichem Nachlasse fanden sich zwei solche sehr wohlgelungene Lebensabrisse von Männern aus der ausgestorbenen Linie zu Grubenhagen. Dies regte Maltzan an, selbst jene Idee weiter zu realisiren: er bearbeitete das Leben seiner Vorfahren, vom Stammvater beginnend und in directer Linie herabsteigend bis zum eignen Vater, — eine Geschlechtsfolge von 16 Gliedern während eines Zeitraumes von sechs Jahrhunderten. Bis zu seinen heranwachsenden Enkeln konnte er dann 19 Glieder überschauen. Ehrfurchtsvoll blickte er rückwärts auf die Reihe tüchtiger, oft ausgezeichneter Vorfahren, hoffnungsvoll, daß sie derselben sich würdig zeigen möchten, vorwärts auf seine Nachkommen.

Diese Arbeit nebst einer schon früher, im 20. Jahrgange der Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte, von Dr. Lisch veröffentlichten, in jene Reihe gehörenden Biographie des ersten Freiherrn, Joachim Maltzan, und den beiden von Albrecht hinterlassenen Skizzen, ist nach Maltzan's Tode von dessen ältestem Sohne, Adolf auf Groß-Lukow, im J. 1871 als Manuscript zum Druck befördert und Familiengliedern zugänglich gemacht worden.

In Maltzan's häuslichen Verhältnissen veränderte sich nach und nach manches. Als er im J. 1835 in den Engern Ausschuß trat, war es von früher her, wegen der noch mangelhaften Verkehrswege, welche eine mitunter nöthige schleunige Zusammenkunft erschwerten, bräuchlich, daß namentlich die ritterschaftlichen Mitglieder desselben den größeren Theil des Winters in Rostock weilten, und, je nachdem es nöthig war, ab und zu eine Sitzung hielten. Später ward es zweckmäßig erachtet, nur periodisch in Rostock zusammen zu treten, um in hintereinander folgenden Sitzungen die Geschäfte zu besorgen. Maltzan miethete bei seinem Eintritt in den Engern Ausschuß ein geräumiges Quartier in Rostock und pflegte dasselbe

im Herbste, vor Beginn des Landtags mit seiner Familie zu beziehen, diese während des Landtags dort zu lassen, nach dessen Beendigung zu ihr zurück zu kehren und erst mit Beginn der milden Jahreszeit wieder nach Rothenmoor überzusiedeln, wo namentlich die Zeit der Frühlingsblüthe und dann des Rosenflors zu verleben, ihm gar sehr erquicklich war. Diese Weise behielt er auch, als er später aus dem Engern Ausschusse austrat, bis an sein Lebensende bei. Er hatte in Rostock manchen ihm sehr zusagenden Umgang, namentlich mit Universitätsprofessoren und mit Männern an den hohen Gerichten.

Unter den Professoren war ihm zunächst der ehrwürdige, gelehrte, von ihm hochgeschätzte Consistorialrath Wiggers seit lange schon bekannt. Für die Blüthe der Universität gewann er fortan nun immer mehr großes Interesse. Er versprach sich von ihr viele gedeihliche Früchte für Mecklenburg. Die Besetzung der Lehrstühle, namentlich der theologischen und juristischen Facultät, durch geeignete tüchtige Männer lag ihm daher sehr am Herzen und er verfehlte nicht, mit mehr oder minder Erfolg, geeigneten Orts bald den Einen zu empfehlen, bald von einem Anderen abzurathen. In seinen letzten Lebensjahren schätzte er unter den Theologen den Professor Philippi besonders hoch und verkehrte gern mit ihm. Dessen classisches Werk über die kirchliche Glaubenslehre las er, so weit es damals schon erschienen war, wiederholt mit großer Befriedigung. Von dem Werthe unserer höheren Gerichte, namentlich des Oberappellationsgerichts, welches er als den Hort unpartheiischer Rechtspflege im Lande ansah, hatte er eine hohe Meinung. Jede Besetzung erledigter Stellen bei diesen Gerichten war ihm daher eine wichtige Landesangelegenheit, um so mehr, wenn Stände bei einer Besetzung concurrirten. Neben dem Verkehr mit Gelehrten blieben ihm aber in Rostock auch andere Kreise nicht fremd. Mit dem Wachsthum seiner christlichen Erkenntniß gewann er nicht nur, wie bereits oben erwähnt, für die äußere Mission reges Interesse, es trieb ihn auch zu den Werken der inneren Mission. Mit zwei älteren schlichten Handwerkern, dem Schiffszimmermann Lenk und dem Rademacher Simon, beide sehr gereifte Christen, trat er in ein wahres Freundschaftsverhältniß. Die gemeinsame Heilserfahrung ließ in ihrem Umgange auf der einen Seite, bei aller Bescheidenheit, jede Schüchternheit verschwinden, auf der anderen allen Anspruch auf höhere sociale Stellung und wissenschaftliche Bildung vergessen. Maltzan wußte diese trefflichen Männer anzuregen, junge Schiffer und Handwerker zu guter Lectüre und sittlichem Beisammensein um

sich zu vereinigen und war zu diesem Zwecke in jeder Weise behülflich, — ein Unternehmen, wie es neuerdings in den Jünglingsvereinen und Herbergen zur Heimath mit gesegnetem Erfolge weiter ausgebauet ist und an vielen Orten gepflegt wird. Auch auf einem anderen Gebiete wirkte er missionirend. Zum Gedächtnisse des fünfzigjährigen Jubiläums des Großherzogs Friedrich Franz I. im Jahre 1835 war von christlichen Freunden die Friedrich-Franz-Schule gegründet, eine Armenschule, und unter Leitung des gottesfürchtigen Lehrers Hahn gestellt. Maltzan hatte große Freude an diesem sehr gedeihenden Unternehmen und ließ junge Leute unter Anleitung von Hahn mit bestem Erfolge zu Landschullehrern ausbilden. Als das Rettungshaus in Gehlsdorf, später der Gotteskasten für bedrängte Glaubensgenossen gestiftet ward, nahm er mit regem Interesse thätigen Antheil auch an der Förderung dieser Unternehmungen.

Neben diesen ernsten Beschäftigungen im Dienste des Reiches Gottes bot ihm Rostock manche Erheiterung durch musikalische Genüsse. Er gab Abendgesellschaften, bei denen musikalische Talente sich hören ließen, besuchte Concerte, wenn sie classische Stücke brachten, Mozart'sche Opern, wenn sie leidlich gut besetzt waren. Auch ein gutes Schauspiel, selbst Lustspiel, sah er gern, wenn die Kunst nur nicht in Frivolität ausartete und die Aufführung gelungen genannt werden konnte. Bach, Beethoven und Mozart waren seine Lieblingscomponisten. Kam er nach Schwerin oder Berlin, so verfehlte er gewiß nicht, wenn sich Gelegenheit bot, einer guten musikalischen oder dramatischen Aufführung beizuwohnen, namentlich eines Shakespeare'schen Stückes. Nur in seinen letzten Lebensjahren versagte er sich dergleichen aus Gesundheitsrücksichten, doch konnte er noch im hohen Alter mit einer Art Begeisterung von großen Künstlern und Künstlerinnen erzählen, die er in jüngeren Jahren hatte spielen sehen oder singen hören. Jene strengere Auffassung, daß es sich für einen wahren Christen nicht zieme, das Theater zu besuchen, lag ihm fern. Er polemisirte nicht gegen diejenigen, welche sie hegten, — respectirte ihre Gewissensbedenken, — persönlich aber gab er sich unbefangen solchen Kunstgenüssen hin und ließ sich durch Andere nicht beengen. Sein Christenthum hatte überhaupt nichts Schablonenhaftes, sondern war der freie eigenartige Ausdruck seines innigen Glaubenslebens, deshalb aber auch erschien es um so frischer und wahrer, berührte es im Umgang um so wärmer. So legte er auch seinen Kindern kein äußeres Joch auf, war nur bestrebt, sie innerlich zu Gott zu führen, um die Ausgestaltung ihres innern Lebens dann weiter wenig

besorgt. Daß seine Söhne eifrig Jagd ritten, sah er als eine ritterliche Uebung an und gönnte ihnen das Vergnügen, wiewohl er persönlich nie Geschmack daran gefunden. Er wußte freilich, daß man sich beim Jagdreiten den Hals brechen, aber auch, daß dies beim Spazierenreiten gleichfalls geschehen könne, und glaubte nicht, daß waidliche Lust der Seele gefährlicher sein müsse als stilles Stubensitzen. Leute strengerer Observanz frappirte mitunter Maltzans Weitherzigkeit. Als er einst in Gegenwart der alten ehrwürdigen Erbgroßherzogin Auguste sein großes Wohlgefallen an der Mozart'schen „Zauberflöte" äußerte, verwunderte sich die alte gottesfürchtige Dame darüber, daß ein Mann wie Maltzan seine Freude an solchem Stücke haben könne. Aber er versicherte, er lasse sich durch den albernen Schikaneder'schen Text seine Freude an der schönen Composition nicht stören. Bei späterer Begegnung kam die Erbgroßherzogin regelmäßig auf die Zauberflöte zurück; sie schätzte Maltzan hoch und hätte gern diese Differenz ausgeglichen. Maltzan wehrte sich aber immer, und daß er hier gleichsam als leichtfertiger Mensch erscheinen solle, amüsirte schließlich beide Theile. Als in späteren Jahren einer seiner erwachsenen Söhne einst nach Ludwigslust reiste, ward er beauftragt, der alten Frau Erbgroßherzogin seine Aufwartung zu machen und ihr eine unterthänigste Empfehlung von Maltzan zu überbringen, der ihr sagen lasse, daß er noch immer die Zauberflöte liebe. Die alte Dame lachte herzlich, schüttelte aber den Kopf.

In Rostock bewohnte Maltzan die längste Zeit das bekannte Blücherhaus in der Blücherstraße, damals Altbettelmönch-Straße genannt. Die Verwaltung seiner Güter besorgte von 1838 an sein Sohn Albrecht. Von seinen Kindern erster Ehe starben im J. 1839 Johanne, 14 Jahre alt, und im J. 1844 Ludolf, 21 Jahre alt. Sie schieden, innerlich sehr gefördert, sehr glaubensfreudig und die Ihrigen im Glauben stärkend aus dem Leben. Im Momente als Johanne starb, ward wunderbarer Sphärengesang vernommen und ausathmend rief sie: „Friede, Friede! o welche Seligkeit!" — Als die übrigen Kinder erster Ehe erwachsen waren, entschloß sich Maltzan im J. 1850 zu einer Erbtheilung. Die beiden ältesten Söhne, Adolf und Julius, waren bereits abgefunden, resp. mit Groß-Lukow und Klein-Lukow. Dem dritten, bereits mit dem Holzgute Peutsch belehnten, Albrecht, überwies er noch Peccatel mit den Pertinenzen Jennyhof und Brustorf; der vierte, Bernhard, der sich dem Justizdienste gewidmet hatte, so wie der fünfte, Friedrich, Offizier in österreichischen Diensten, und die vier Töchter, Elisabeth, Auguste, Amalie und Alexandrine, erhielten Geldportionen; der

sechste Sohn, Wilhelm, Moltzow. Für seine noch minorennen Söhne zweiter Ehe, Vollrath und Hermann, behielt er Rothenmoor und einige Capitalien in den an die älteren Söhne gegebenen Gütern. — Die Bauerstellen in dem zu Rothenmoor gehörenden Dorfe Sagel, wie auch die zu Rambow, der Pertinenz von Moltzow, waren in den vierziger Jahren mit örtlichen Veränderungen vererbpachtet. In Folge dessen war eine neue Eintheilung des Hoffeldes nöthig geworden und da der bisherige Hofplatz zu wenig in Mitten der Feldmark lag, die Wirthschaftsgebäude alt und baufällig waren und überdies den Ansprüchen einer verbesserten Wirthschaftsweise nicht mehr genügten, so hatte Maltzan sich zu einer ganz neuen Hofanlage für Rothenmoor entschlossen. Die neuen großen Gebäude wurden jenseits der Gartenanlagen auf einer geräumigen Höhe errichtet und, da eine Verpachtung des Guts beabsichtigt ward, dort auch ein sehr ansprechendes, geräumiges Pächterhaus aufgeführt und ein Garten bei demselben eingerichtet. Alles dies war zu Johannis 1850 fertig, dem Beginne der Verpachtung, die auf 14 Jahre mit Herrn Neumann abgeschlossen ward, einem Manne vom besten Rufe. Das alte Herrenhaus mit einem Nebengebäude und dem anstoßenden großen Garten hatte sich Maltzan reservirt. Die übrigen alten Hofgebäude wurden abgebrochen und ihre Plätze bepflanzt. Alle diese großen wirthschaftlichen Veränderungen hatte sein thatkräftiger Sohn Albrecht ganz nach des Vaters Wunsch ins Werk gesetzt. Als derselbe, im Glauben herangereift, schon am 11. Oct. 1851 starb, erhielt dessen Gutsbesitz der fünfte Sohn, Friedrich, der mit großer Auszeichnung im österreichisch-ungarischen Kriege mitgefochten hatte, nun aber seinen Abschied aus dem Militärdienste nahm.

In dem durch Verheirathung seiner Kinder sich erweiternden Familienkreise waltete Maltzan wie ein verehrter Patriarch. Alle die Seinigen, namentlich an seinem Geburtstage, den 4. August, um sich zu versammeln, war ihm immer eine große Freude. Seine tiefste Seelenstimmung blieb immer Glaubensfreudigkeit, und es konnte kaum ein Gespräch geben, in welchem sie nicht durchgeleuchtet, nicht mahnend, stärkend, erquickend gewirkt hätte. Es war ihm ein köstlich Ding, dem HErrn danken und lobsingen Seinem Namen, des Morgens Seine Gnade und des Nachts Seine Wahrheit verkündigen, denn er hatte es erfahren, daß dem Gerechten das Licht immer wieder aufgeht und Freude den frommen Herzen. Es ward ihm beschieden, um was er gebetet: „Verlaß mich nicht, Gott, im Alter, wenn ich grau werde, bis ich Deinen Namen verkündige Kindeskindern.“ — Alles

Menschliche hat seine Beziehung zu Gott und daher eine sittliche oder unsittliche Seite. Bei seiner tiefen Innigkeit zu Gott hatte Maltzan hierfür eine überaus feine Empfindung. Sie bezeugte sich bei jeder Vorkommenheit und im Umgange mit Jedermann, und auch, wer ihm innerlich fern stand, empfing den Eindruck, daß hier eine höhere Lebensanschauung walte, die Respect heische. Diesen Eindruck machte Maltzan durch seine von Jugend an bewahrte Lauterkeit sogar schon in früheren Jahren, bevor ihn tiefere religiöse Ueberzeugungen durchdrungen hatten. Als er als junger Mann einst in einer großen Gesellschaft sich einer Gruppe von Herren näherte, die lachend der Erzählung des weitaus Aeltesten in ihrer Mitte folgten, verstummte der Erzähler plötzlich. Aufgefordert fortzufahren, erwiderte er verlegen: „Baron Maltzan hört so was nicht gern." Dieser entfernte sich sogleich, um nicht zu stören. Aber Erzählung und Lachen wollten nicht wieder in Fluß kommen, — wie beschämt zerstreuete sich die Gruppe bald. Jener alte Herr liebte es, schmutzige Anecdoten mit komischer Pointe vorzutragen. — Ernster gesinnte ältere Leute wußten den inneren Adel des jüngeren Freundes hoch zu schätzen. Als der Landrath von Oertzen auf Kittendorf, auf der Höhe fast unbedingten Vertrauens Seitens der Stände und fast unbeschränkten Einflusses auf dieselben, einst vom Landtage zu einer wichtigen Berathung mit der Schweriner Regierung deputirt ward, schrieb er, die große Verantwortung erwägend, die er zu tragen habe und davon innerlich bewegt, dem viel jüngeren, damals noch in keinem ständischen Amte stehenden Maltzan: „Geben Sie mir Ihren Segen mit!" —

Doch Maltzan war allmälig selbst ein Greis geworden. Sein in früheren Jahren schwarzes Haar war gebleicht, seine schlanke, über mittelgroße Gestalt etwas kleiner geworden, aber immer noch von gerader Haltung, sein Gang noch immer ziemlich rasch. Das gemeinhin überaus milde schauende blaue Auge spiegelte die innern Gemüths-Vorgänge ungewöhnlich deutlich ab: bald freundlich grüßend, bald verwundert fragend, bald in Thränen schwimmend, bald weit geöffnet unter den hochgeschwungenen starken Brauen wie drohend um sich blickend. Durch und durch natürlich, wahr und anspruchslos in seinem Benehmen, einfach, etwas altmodisch in Kleidung, war über die Erscheinung des Greises eine ihm selbst unbewußte Vornehmheit, etwas Verehrungswürdiges gebreitet. Im Alter von etwa 70 Jahren hatte er einige nicht unbedeutende Krankheitsanfälle zwar glücklich überstanden, neigte seitdem aber zu Erkältungen und empfand größeres Bedürfniß nach körperlicher Ruhe. Indessen fühlte er sich immer

noch kräftig genug, in der anmuthigen Umgebung von Rothenmoor weitere Spaziergänge zu machen. Ein Lieblingsgang war nach dem s. g. Burgthale, welches, von einem bald traulich murmelnden, bald über große Steine hinrauschenden Bache durchflossen, an steilen mit Laubholz bewachsenen Abhängen mit wohlgepflegten Wegen und Ruheplätzen ausgestattet war, die freundlichsten Durch- und Ausblicke darbietend. Dorthin wanderte er nicht selten sinnend allein, — öfter in Begleitung des Einen oder Anderen oder Vieler der Seinigen, und gar mancher Besuch ward dorthin geführt; — manch' heiteres, manch' tief ernstes Wort ward dort gesprochen.

Am 26. Mai 1857 fand in Schwerin, zugleich mit der Geburtstagsfeier der Großherzogin Auguste, das glänzende Fest der Schloßeinweihung statt. Maltzan, der nur noch seltener am Hofe erschien, war diesmal unter der zahlreich versammelten Ritterschaft, welche dem hohen Fürstenpaare in seinem wiederhergestellten wundervollen Ahnenschlosse ihre Huldigung darbrachte. Der anwesende König von Preußen unterhielt sich mit ihm wieder viel und mit bemerkbarem Wohlgefallen; Maltzan konnte sich unumwunden über die bedenklichen Folgen der preußischen kirchlichen Union aussprechen. — Im Herbste desselben Jahrs ließ der Großherzog in der Gegend am Malchiner See eine Truppenübung abhalten. Derselbe fuhr eines Tags in Rothenmoor vor, eintretend mit den Worten: „Ich muß Sie mal besuchen, da Sie jetzt so selten zu mir kommen." — Auch nach Strelitz kam Maltzan jetzt nur noch selten, doch blieb er immer in Beziehungen dorthin und seit Herzog Georg das von Rothenmoor nicht weit entfernte Remplin gekauft hatte, lud derselbe ihn gern zu sich. So wohnte er am 10. Juli 1859 auch der Taufe des Prinzen Georg Alexander in Remplin bei, an dem Datum des Confirmationstags des Herzogs Georg. Superintendent Ohl taufte. Die Großfürstin Helene, der Großherzog Georg und die übrigen nächsten hohen Anverwandten waren gegenwärtig. Maltzan freuete sich mit ihnen des Aufblühens auch dieses Zweiges des Großherzoglichen Hauses und kehrte sehr befriedigt von der Feier heim.

Seine Theilnahme an den Landesangelegenheiten blieb ungeschwächt rege so lange er lebte. Schon im Jahre 1855 waren 50 Jahre verflossen, seit er Landstand geworden, und der Landtag hatte sehr ehrend der Hingebung gedacht, welche der Jubilar den ständischen Pflichten stets so treu gewidmet hatte. In den folgenden Jahren beschäftigten ihn sehr die neu aufkommenden Ideen in Betreff einer eingreifenden Steuerreform und einer Veränderung im Gerichtsverfahren. Die Belästigungen, welche der

städtische Steuermodus mit sich führte, hatten schon seit Jahren zu Klagen Veranlassung gegeben, ohne daß man über den Weg der Abhülfe sich geeinigt hätte. Es ward nun auf mehreren Landtagen darüber verhandelt, diese Abhülfe durch Anlegung eines niedrigen Grenzzolles zu schaffen, und i. J. 1861 ward dieser wirklich beschlossen.. Die näheren Modalitäten wurden commissarisch-deputatischen Verhandlungen vorbehalten, die unterm 18. April 1863 zum Abschlusse kamen. Das Ergebniß ward unterm 15. Mai desselben Jahrs als „Vereinbarung und Gesetze wegen Veränderung des Steuer- und Zollwesens" landesherrlich ratificirt und publicirt. Maltzan war ein sehr entschiedener Gegner dieser Veränderung und hatte sie in den sehr lebhaft geführten Debatten mit Wort und Schrift, wie kein Anderer, bis zu ihrem Abschlusse bekämpft. Freihandel und directe Besteuerung hielt er für Mecklenburgs einfache Verhältnisse und geographische Lage, aber auch für andere nicht finanziell verkünstelt-aufgeschraubte Staaten, — die sich zu scheuen hätten, ihren Bürgern geradeheraus zu sagen, was sie zahlen müßten, und denselben das benöthigte Geld daher lieber aus den Taschen escamotirten, — nationalöconomisch für das Richtigste. Erfüllte sich die Hoffnung derer, welche durch einen vom Publikum kaum empfundenen niedrigen, zum Schmuggel nicht reizenden, darum eine nur wenig kostbare Controlle erfordernden Grenzzoll eine erkleckliche Einnahme erwarteten, die wohlthuend auf Minderung der allemal fühlbaren direkten Steuern wirken würde, so schien es unausbleiblich, daß zur noch weiteren Erleichterung von directen Steuern oder zur Beschaffung größerer Mittel zu allerlei, oft fraglichen Projecten für die Landeswohlfahrt, die Eingangszölle nach und nach erhöhet würden bis zu dem im Voraus nicht zu erkennenden Maße, daß der sich entwickelnde, weil nun gewinnbringende, Schmuggel die zu verschärfende lästige Controlle so vertheuerte, daß die Netto-Einnahme sich wieder verminderte. Die Rückkehr zur direkten Besteuerung sei dann schwer. Aber auch sonst hielt Maltzan den neuen Steuermodus für politisch bedenklich. Einmal befürchtete er durch denselben eine allmähliche Einschränkung des wichtigen ständischen Steuerbewilligungsrechts. Zum andern hielt er dafür, daß der Grenzzoll eine Brücke zum Beitritt in den preußischen Zollverein bilden werde. In solchem Beitritte aber, ebenso wie in dem zur Zeit schon aufkommenden Streben nach Uniformirung der Rechtsprechung in den deutschen Ländern, welche neuerdings so radical und rücksichtslos durchgeführt ist, sah er durchaus kein Heil für Mecklenburg. Er hatte noch das alte deutsche Reich gekannt,

war mit dessen Geschichte sehr vertraut, beklagte dessen Verfall, — den er der falschen Stellung der Kaiser zur Reformation zuschrieb: die Neuzeit schien ihm zur Bildung straff centralisirter Militärstaaten mit ihren dictatorischen, aber auch ochlokratischen Gefahren hinzuneigen, — unheilbringend, wie überhaupt für die Völker, so namentlich für das deutsche. Die Festhaltung und Entwickelung der deutschen Stammes-Art und des Stammes-Rechts galt ihm als Grundzug des deutschen Nationalcharakters, auch als Grundbedingung der ferneren nationalen Wohlfahrt. Indem er den Sinn hierfür zu beleben und dadurch nach Kräften der Gefahr einer deutschen Centralisation und revolutionären Gleichmacherei entgegen zu arbeiten trachtete, war er andererseits auch bedacht, für den Fall, daß dies Uebel dennoch eintreten werde, für Mecklenburg so viel als möglich zu retten. Aus diesem Grunde, nicht blos aus landesverfassungsmäßigem, billigte er auch nicht die neuerdings im schwerinschen Landesantheile beliebte Trennung der landesherrlichen Domänen in Hausgut und Staatsgut, und warnte höchsten Orts davor. Die Großherzoge sollten als Landesherrn die Domänen auch ferner ausnahmslos als ihr Hausgut behaupten und handhaben. Sollten einst die Fürsten der kleineren deutschen Staaten ihre bisherige Souveränität einbüßen müssen, so wäre, — falls es nur nicht überhaupt mit ganz rücksichtsloser Gewalt geschähe, — diese Wandelung doch allemal eine so große, daß die Frage, ob die bisherigen Landesherrn, als fernere große Magnaten, nur einen Theil ihrer Domänen oder solche vollständig im Besitze behielten, eine verhältnißmäßig so untergeordnete sei, daß sie durch geschickte Verhandlung unschwer zu ihren Gunsten ausfallen würde. Und wenn die Fürsten sich dann zugleich die bisherige oberbischöfliche Würde und ihre bisherigen Patronatsrechte reservirten, so behielten sie, als weitaus größte Grundbesitzer und membra praecipua ecclesiae, immer noch einen bedeutenden Theil jenes Einflusses, der für Mecklenburg von Alters her unter der Herrschaft ihres Hauses so segensreich gewesen. Von demselben Gesichtspunkte aus mahnte er auch, die nachgebornen Prinzen nicht lediglich auf die militärische Laufbahn anzuweisen, die sie dem Lande leicht entfremde, sondern Güter für dieselben zu kaufen, sie als primos inter pares landsässig zu machen, ihnen eine, wenn auch anspruchslose, eigne Häuslichkeit zu bereiten und dadurch für das Fortblühen des edlen Geschlechts im Lande Sorge zu tragen.

Seine Besorgniß vor einer undeutschen Centralisation Deutschlands knüpfte sich an das klar von ihm erkannte Streben Preußens nach

Suprematie. Wie er jedoch stets auf Gottes Gnadenführung hoffte, die Alles zum Besten kehren könne, das sprach er bezüglich dieser Besorgniß im März 1860 brieflich gegen eine in der Ferne weilende Tochter aus: Preußens Herrschgelüste seien eine Calamität; doch wie dessen kirchliche Union dazu hätte dienen müssen, die lutherische Kirche zu erwecken, so möge ja, wenn Deutschland durch Preußen geknechtet werden sollte, auch der eingeschlummerte deutsche Geist dadurch wieder wachgerufen werden. Was übrigens die Union betreffe, so habe schon Minister Eichhorn gesagt: „an uns liegt es nicht, daß die Union nicht auch die katholische Kirche umschließt." Das sei ja auch nur consequent: — Papst- und Kaiser-Weltmacht würden sich immer wieder vertragen, denn sie bedürften einander.

Maltzan's Conservatismus beruhete in einer Weltanschauung, die ein selbstständiges Product seiner christlichen Heilserkenntniß und seines historischen Wissens war und hatte daher eben so wenig etwas Schablonenhaftes, als seine Religiosität. Zeitungen, die allgemein conservativ hießen und oft weite Kreise beherrschten, beeinflußten ihn im mindesten nicht. Er las am liebsten die liberale Rostocker Zeitung, weil sie ihm die Nachricht der factischen Ereignisse am schnellsten brachte, — in der Betrachtung der Ereignisse blieb er durchaus selbstständig.

Das Jahr 1862 brachte für Maltzan manches Bedeutungsvolle. Am 16. August konnte er auch in seiner zweiten Ehe die silberne Hochzeit feiern. Die beiden Söhne dieser Ehe waren inzwischen auch herangewachsen und er hatte schon im Jahre vorher die Güter Federow und Schwarzenhof gekauft, um ihnen neben Rothenmoor noch einen zweiten Gutsbesitz hinterlassen zu können. Seine Söhne möglichst alle in die ehrenvolle Mitgliedschaft der Mecklenburgischen Ritterschaft zu bringen, war sein sehnlicher Wunsch. Selbst höchst anspruchslos lebend, für sich sehr entsagend, opferte er hierfür so viel er vermochte. Es ist kaum zu viel gesagt, daß er sich leichter entschloß zu einem Gutskaufe für seine Söhne, als sich einen neuen Rock machen zu lassen. Aber nicht allein seiner Familie diente er in solcher hingebenden Liebe, sein Herz war stets voll Theilnahme auch für Anderer Freud' und Leid, seine Hand stets offen zur Linderung fremder Noth. Ohne wenigstens ein Scherflein konnte er kaum einen Bittenden entlassen. Wo ein erheblicher Betrag nöthig war, um einer Familie hülfreich zu werden, die er dessen besonders werth hielt, für die aber eine directe Unterstützung doch etwas Peinliches hätte haben können, da ließ er gern,

um sich dem Danke zu entziehen, anonym von einem entfernteren Orte her die Zahlung an selbige gelangen. Aber diese große Mildthätigkeit hatte natürlich auch zur Folge, daß er ungewöhnlich stark in Anspruch genommen wurde, stärker oft, als er beim besten Willen leisten konnte. Das war ihm dann bei Nothfällen, die ihm doch besonders zu Herzen gingen, sehr schmerzlich und er scheuete sich nicht, dann andere Leute hülfreich zu stimmen, eingestehend, daß zur Zeit seine Baarschaft erschöpft sei. Den factischen Gebern den ihnen gebührenden Dank zuwendend entzog er seine Einwirkung gern dem Blicke des Empfängers. Im Mai 1852 schreibt er an Eins seiner Kinder: „Gott hat mich mit Vermögen gesegnet, aber es sind bei aller Einschränkung der Ausgaben so viele, daß ich wenig thun kann. Es kommen so manche Ansprachen, wo ich ziemlich taub mich stellen muß. Da werde ich dann freilich getrieben, Fremde anzureden. So ging es neulich für . . . ., der zuletzt reichlich empfing." —

Als an den weitaus Aeltesten seines Geschlechts war von Einem der Pommerschen Vettern, dem Freiherrn von Maltzahn auf Roidin, die Aufforderung an Maltzan ergangen, die Bildung eines Familienvereins in die Hand zu nehmen und sich an dessen Spitze zu stellen. Er war anfangs nicht recht geneigt dazu, weil zweifelhaft, ob die entschiedene, ernste christliche Gesinnung, welche er als unbedingte Voraussetzung und Grundlage für das Gedeihen solches Vereins ansah, auch wirklich von den theils weit von einander wohnenden Gliedern der schon seit Jahrhunderten getrennten Linien der Familie genügend gewürdigt werde. Nachdem er jedoch hierüber einigermaßen beruhigt worden, ging er entschlossen ans Werk und ließ Einladungen zu einer ersten Zusammenkunft in Malchin ergehen. Dieselbe fand am 6. November 1862 statt und war zahlreich besucht. Maltzan eröffnete die Versammlung mit einem Gebete und legte einen Programmentwurf vor, der ein rundes klares christliches Bekenntniß enthielt. Der Entwurf erntete vollen Beifall; Jedermann fand es in Ordnung, daß der greise Senior so und nicht anders reden, so und nicht anders den Verein seiner Geschlechtsgenossen würdig und mit Gewähr für die Zukunft gründen könne. Auf solchem Grunde und in Bewahrung solcher Gesinnung hat der Familienverein dann auch einen sehr guten weiteren Fortgang genommen.

Wenige Tage nach dieser Zusammenkunft erlitt Maltzan, und mit ihm die ganze Familie, einen schmerzlichen Verlust. Sein jüngster Sohn erster Ehe, Wilhelm auf Moltzow, starb am 13. November nach längerem Leiden

mit Hinterlassung einer Wittwe und vier kleiner Kinder. Es hatte dieser Sohn dem Vater ganz besonders viel Freude gemacht. In seiner Kindheit und im beginnenden Jünglingsalter oft kränkelnd, war er fast ganz im elterlichen Hause aufgewachsen, voll Verehrung für den geliebten Vater, für dessen Wort, Wirken und Wandel. Durch den vielen Verkehr mit dem Vater mannigfach angeregt, entfalteten sich seine reichen Anlagen, — Verstand, Gemüthstiefe und Geschick für das praktische Leben — in überraschender Weise, eine vielseitige Bildung und schon früh einen festen Charakter auswirkend. Es war Maltzan die größte Befriedigung, diesen Sohn im nahen Moltzow als Gutsherrn und Familienvater walten zu sehen. Einerseits fand er bei ihm das vollste Verständniß für Alles was ihn selbst geistig bewegte, andererseits imponirte ihm fast des Sohnes weiter wirthschaftlicher Blick und die überaus praktische Handhabung der ihm anvertraueten umfänglichen Gutsverwaltung. Wilhelm's Leistungen in den zwölf Jahren seines Besitzes von Moltzow waren in der That außerordentlich. Maltzan war sehr bewegt über den Verlust dieses Sohnes; aber er trauerte nicht als Einer, der keine Hoffnung hat. Er wußte diesen stets kindlich-frommen und in festem christlichen Glauben entschlafenen Sohn wohl geborgen und war gewiß, ihn dort wiederzusehen, wohin schon so Manche seiner Lieben ihm, der sich längst zum eigenen Abschiede bereitet hatte, glaubensfest voraufgegangen waren. In solcher Seelenstimmung vermochte er unmittelbar vom Grabe des geliebten Sohnes den Landtag zu beziehen, wo ihm, als der Amtsführung nach zweitältesten Landrathe, diesmal wegen Erkrankung des sonst dirigirenden, an Jahren jüngeren Landraths von Blücher auf Kuppentin und Teschow, die Aufgabe ward, den Vorsitz zu führen. Er übte dieses Amt mit der ihm eigenen freundlichen Würde, persönlich jetzt weniger an den Debatten sich betheiligend, mehr auf die Leitung derselben bedacht. Es ward ihm große Achtung und Anerkennung zu Theil. Doch auch noch eine besondere Anerkennung. Es waren fünfundzwanzig Jahre verflossen, seit er und von Rieben auf Galenbeck zu Landräthen erwählt worden. Dessen gedachten die versammelten Stände, und das Landtagsprotokoll vom 6. December 1862 enthält darüber Folgendes:

„Bei der heutigen Wiederkehr des Tages, an welchem vor nunmehr 25 Jahren die Herren Landräthe Freiherr von Maltzan auf Rothenmoor und von Rieben auf Galenbeck zu Landräthen des Herzogthums Güstrow sind erwählt worden, fühlt die Landtagsversammlung sich gedrungen, in

dankbarer Erinnerung der vielfachen Verdienste, welche diese hochverehrten Herren durch rücksichtslose Hingebung und unermüdlichen Eifer für das Wohl des Landes in einer langjährigen ständischen Wirksamkeit sich erworben haben:

Hochdenselben ihre warme Verehrung und ihre lebhafte Freude zu bezeugen, sie noch heute mit ungeschwächten Kräften, die Gott ihnen noch lange erhalten wolle, in ihrer wichtigen Stellung an der Spitze der Stände zu erblicken." —

Es dürfte hier am Platze sein, einen kurzen Rückblick auf Maltzans landständische Thätigkeit zu werfen. Der erste Landtag, den er besuchte, war der vom 2. bis 22. Januar 1813 zu Schwerin abgehaltene. Maltzan schreibt in seinen Lebenserinnerungen: „Der Landtag ward entscheidend für meine Bestimmung; ich entzog mich nun nicht mehr den öffentlichen Geschäften." Nach der Vertreibung der Franzosen und wieder hergestelltem Frieden befanden Regierungen und Stände sich vor großen Aufgaben zu nothwendigen neuen Einrichtungen. Man muß den Männern, die hiefür zu rathen und thaten hatten, nachrühmen, daß sie im Vollgefühle errungener Befreiung, gleichsam siegesbewußt, nun auch mit ganzer Hingebung und großer Treue der wieder aufzurichtenden Wohlfahrt und den Neuordnungen des Landes sich widmeten und daß sie — alle Schwierigkeiten niederkämpfend — hierbei mit ungewöhnlich praktischem Geschicke verfuhren. Die neuen Einrichtungen, welche in jenen Jahren getroffen wurden, haben sich durch ihre Dauer und als Fundamente, auf denen weiter gebauet werden konnte, bewährt. Es seien hier nur einige genannt: die Einrichtung des Landarbeitshauses 1817; des Oberappellationsgerichtes 1818; des ritterschaftlichen Creditvereins 1818; der Hypothekenordnung 1819; die allgemeine Armenordnung 1821; das Landschulwesen 1821; die Beitragspflicht der Patrone und Eingepfarrten zu geistlichen Bauten 1824. Bei den umfänglichen Berathungen, welche diese und andere neue Gesetze und Ordnungen erheischten, war Maltzan stets lebhaft betheiligt und mitwirkend. Eine Seite der ständischen Berathungen, die er unausgesetzt besonders im Auge behielt, betraf die möglichste Einschränkung der öffentlichen Abgaben. Auf dem Convocationstage von 1808 hatten Stände bedeutende Schulden übernommen, mit denen die landesherrlichen Cassen namentlich durch die Kriegsdrangsale belastet worden waren. Zur Tilgung dieser Schulden war im folgenden Jahre die s. g. Recepturcasse in Rostock errichtet. Nur für *diesen* Zweck war diese Casse ursprünglich bestimmt. Als jedoch im

Laufe der Zeit jener Schuldabtrag mehr und mehr vorgeschritten war und inzwischen andere Geldbedürfnisse für die Landeswohlfahrt entstanden, für welche von der Regierung Beisteuern verlangt und von den Ständen bewilligt wurden, da ward es vielfach für leichter erachtet, solche Beisteuer durch die Recepturcasse zu beschaffen, als nach dem alten verfassungsmäßigen Modus, nach dem s. g. Terz-Verhältnisse, wonach Regierung, Ritterschaft und Landschaft je ein Drittheil contribuiren. Aber indem so die Recepturcasse immer neue Auflagen erhielt, schwand mehr und mehr die anfängliche Erwartung, daß bei dem nun auf lange hin befestigten Frieden die Zeit kommen werde, in der Stände von allen Schulden entfreiet sein würden. Die hierauf gerichtete Hoffnung aufzugeben, ward Maltzan sehr schwer. In der Existenz der Recepturcasse sah er eine Versuchung, das Land mit größeren Abgaben zu belasten als nothwendig wäre und als nach dem alten Terz-Verhältnisse ausführbar sein würde. Daher blieb er stets bemüht, jede neue Auflage von der Recepturcasse abzuwenden und immer auf das Terz-Verhältniß, als das eigentlich ordnungsmäßige, hinzuweisen.

Die Tendenz, die alten verfassungsmäßigen Grundlagen unseres öffentlichen Rechtes möglichst ungeschwächt zu bewahren, charakterisirte überhaupt in der Folge mehr und mehr Maltzan's ständische Thätigkeit: er war stets ein Wächter der Verfassung. Die neuen Organisationen, welche in den ersten Jahren nach hergestelltem Frieden geschaffen wurden, bewegten sich durchaus im Rahmen der Verfassung und Maltzan konnte bei ihnen freudig mitwirken. Im Laufe der Zeit aber machten sich nach und nach fremdartige Theorien und Ideen geltend, von denen er sich nichts Gutes versprach und die er deshalb energisch bekämpfte, stets mehr an Grundsätzen festhaltend, als geneigt, s. g. Opportunitätsgründen Gehör zu schenken. Unterlag er, so warf er deshalb nicht das Gewehr in das Korn, sondern stellte sich sofort auf den neuen Gesetzesboden, um das Gute, welches dieser doch etwa darbieten konnte, auszunutzen, weitere Gefahren abzuwenden. Mit demselben Gleichmuthe ertrug er es, wenn, wie es nicht selten vorkam, seine positiven Anträge und Vorschläge, von denen er sich das Beste versprach, vom Landtage oder der Regierung abgelehnt wurden. Er hatte nach bester Ueberzeugung gehandelt und bewegte sich nun mit gutem Gewissen und ungebrochenem Muthe in den gegebenen Verhältnissen weiter. Zu den Gesetzen, denen er lange einen energischen Widerstand leistete, gehört unter anderen das am 12. Januar 1841 publicirte über den Indicien-

beweis im Strafprocesse. Maltzan war besorgt, daß in Folge dieses Beweisverfahrens Unschuldige verurtheilt würden: — lieber sollten zehn Verbrecher von der Instanz absolvirt oder ganz freigesprochen werden, als daß ein Unschuldiger einer leicht fehlsamen Justiz zum Opfer falle.

Mit dem Wachsthum seiner religiösen Erkenntniß und seines inneren Lebens gewannen für ihn natürlich auch die Aufgaben, welche sich aus der kirchenrechtlichen Stellung der Stände ergeben, sehr an Bedeutung, und unermüdlich war er bestrebt, das bei seinen Mitständen vielfach entschwundene Bewußtsein solcher Aufgaben und das Interesse für selbige zu wecken. Wie oft er auch dieserhalb mißverstanden, verkannt, ja verspottet wurde, — er ließ sich nicht abschrecken; er lernte Geduld haben, Geduld aber bringt Erfahrung, Erfahrung aber bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Dies sollte sich auch hier bewahrheiten: Maltzan hatte die Freude, immer mehr Verständniß und Anerkennung für seine kirchlichen Bestrebungen unter seinen Landtagsgenossen zu finden, und auch dies war für ihn eine Bestätigung des Trostes, den er in mancherlei Bekümmerniß gern aus seinem Lieblings-Psalmspruche zog: „ich glaube aber doch, daß ich sehen werde das Gute im Lande der Lebendigen."

Eigentliche Rednergabe besaß Maltzan nicht. Seine Gedanken eilten oft schneller fort, als die Worte folgen konnten. Verbindende Zwischengedanken kamen dann vielleicht nicht zum Ausdruck oder eine Satzbildung nicht zum völligen Ausbau. Auch bei seinen meist schnell geschriebenen Briefen fanden sich stylistisch oft die gleichen Mängel. Immer aber hatte der Hörer oder Leser den Eindruck, daß eine weit über die Alltäglichkeit sich erhebende Lebensanschauung sich kund thue, die, je nachdem sie Empfänglichkeit fand, auch ihre Wirkung nicht verfehlte. Und wenn es wahr ist, daß auch die Handschrift den Menschen charakterisire, so kann man sagen, daß der nach oben strebende Schwung von Maltzan's Gemüth sich in seinen Schriftzügen abspiegelte: die Buchstaben, unten gerundet, schwangen sich alle leicht aufwärts, als wollten sie, gleich den Gedanken, so wenig wie möglich in Niedrigkeit sich aufhalten, — wie man ja andererseits bemerkt haben will, daß in oben gerundeter, unten recht fest stehender Schrift eine geistige Richtung Ausdruck fände, die sich leichter von den Dingen dieser Welt fesseln lasse.

Seinen Genossen in der fruchtreichen Arbeit der ersten Jahre nach dem Befreiungskriege schenkte Maltzan stets ein pietätvolles Andenken. Mehrere derselben hat er biographisch sehr anmuthig, kurz und treffend,

skizzirt, wie sie in die Sammlung „einiger guter Mecklenburgischer Männer“ aufgenommen werden sollen.

Der Ausdruck der Freude des Landtags von 1862, daß Maltzan noch „mit ungeschwächten Kräften“ seines Amtes waltete, hatte auch für den nun fast Achtzigjährigen seine volle Berechtigung. Noch immer folgte er mit regem Interesse allen Verhandlungen des Landtags, aufmerksam und mit Bezeugung des eigenen Urtheils auch der Verlesung langer, mitunter etwas trockner Berichte, sorgfältig prüfend, ob sich auch etwas den Principien der Landesverfassung Feindliches einschleichen möge, — immer bereit, für diese Principien mit Nachdruck einzutreten. Im Alter geistig stumpf zu werden, war ihm stets ein schrecklicher Gedanke gewesen. Was ihn davor bewahrte, war sein Gebetsleben, sein steter Umgang mit Gott. „Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an Dich; wenn ich erwache, so rede ich von Dir.“ Und Gott krönte ihn mit Gnade und Barmherzigkeit und machte seinen Mund fröhlich, zu rühmen und zu preisen und ließ ihn immer wieder „jung werden wie ein Adler“. Die Furcht Gottes ist aller Weisheit Anfang, auch der höchsten staatsmännischen.

Wohl gestattete Maltzan sich jetzt, — was er früher nie that, — sich im Landrathssessel etwas anzulehnen, auch über den üblichen Directorialfrack mitunter einen Ueberzieher zu tragen, und dies bezeugte, daß der Körper doch einiger Schonung bedürfe und gegen Erkältung empfindlicher geworden sei. An den Mittagstafeln der landesherrlichen Commissarien oder im Wirthshause hatte er schon seit Jahren nicht mehr theilgenommen; er pflegte sehr einfach auf seinem Zimmer zu speisen. Wenn er dann ein wenig geschlummert hatte, war er für den Abend körperlich und geistig gemeinhin wieder frischer als junge Leute, die nach einer mehr oder minder opulenten Mahlzeit und entsprechend genossenem Wein einer gewissen Trägheit sich kaum erwehren konnten. Seit der im J. 1850 von ihm vorgenommenen Erbtheilung konnte er vier Söhne zum Landtage stellen. In einem sehr geräumigen Quartier wohnte er dann für mehrere Wochen mit ihnen zusammen, und der gegenseitige Ideenaustausch über Landesangelegenheiten, über allgemeine politische und kirchliche Fragen oder Familienangelegenheiten war für Maltzan eine große Freude und bot den Söhnen reichen geistigen Gewinn. Einer oder der Andere derselben pflegte Abends bei dem Vater zu bleiben, während — was letzterer selbst wünschte — die übrigen zu den landesherrlichen Commissarien in Gesellschaft gingen. Maltzan ließ sich dann von dem Sohne vorlesen, — bald Leichtverständlich-wissen-

schaftliches, wie etwa „der innere Gang des deutschen Protestantismus“ von Kahnis, bald rein Unterhaltendes, wie Fritz Reuters „Stromtid“. Die besseren Sachen dieses originellen Schriftstellers gewährten ihm großen Genuß: sie konnten ihn bis zu Thränen zum Lachen bringen und wieder fast bis zu Thränen rühren.

Maltzan's zweite Gattin war von schwacher Gesundheit und kränkelte oft. Sie hatte häufig das Verlangen ausgesprochen, vor ihrem, doch so viel älteren, Manne zu sterben, was dieser ihr stets auszureden gesucht. Aber an schnell zunehmender Schwäche starb sie, fast unerwartet, am 16. April 1863. In Maltzan's Aufzeichnungen aus seinem Leben spricht es sich in rührender Weise aus, wie wehmüthig ihn dieser Tod stimmte. Seine älteste Tochter Elisabeth, die stets fürsorgend um ihn geblieben war, widmete sich jetzt um so ausschließlicher dem theuren Vater, der, weil überall Gottes Gnadenführung nachspürend, auch in Trauer seine friedliche, fröhliche Herzensstimmung nie ganz verlor und in ihr bald wieder erstarkte.

Im Herbste dieses Jahres, 1863, ward ihm eine große Freude. Sein Sohn Fritz auf Peccatel hatte an Stelle der dortigen alten baufälligen Kirche eine neue gar stattliche, massiv-gewölbte erbauet, die mit ihrem hohen Thurme von einem ansehnlichen Hügel inmitten des Dorfs weit in das Land hinaus schauet. Zu ihrer Ausschmückung hatten der Vater, wie die Geschwister es sich nicht nehmen lassen, Alle etwas beizusteuern. Auf dem die Kirche umgebenden, ebenfalls hoch gelegenen Kirchhofe ruheten Maltzan's beide Gattinnen und vier seiner Kinder, — Wilhelm war in Moltzow bestattet; — er wußte ja, daß er, nach nun vollendetem 80. Jahre, bald zu ihnen gebettet würde. Bewegten und doch freudigen Herzens wohnte er am 11. October der feierlichen Kirchweih bei.

Auf dem Sternberger Landtage desselben Jahres, 1863, führte er, nachdem der Landrath von Blücher am 26. August gestorben war, als nunmehr wirklich Amtsältester, wiederum den Vorsitz. Mit der ihm eigenen großen Anspruchslosigkeit rühmt er in den Aufzeichnungen aus seinem Leben die große Rücksicht, mit der die Landtagsversammlung ihm alten Manne die Directorialgeschäfte erleichtert habe. Er selbst dachte immer von seiner geistigen Begabung durchaus nicht hoch und pflegte wohl zu sagen: „ja, wenn ich die Gaben hätte, die Der und Der hat, — wie wollte ich damit wuchern!“ Und doch besaß er einige ganz vorzügliche Gaben gerade für sein jetziges Amt: er blieb immer sachlich, ward nie persönlich in den

Berathungen. Als gründlicher Kenner und aufrichtiger Verehrer des Verfassungsrechts nahm er, — damit manches Uebel abwehrend und Manchem zu ernster Mahnung, — zu allem Sachlichen immer eine sehr bestimmte, von einer hohen sittlichen Rechtsanschauung getragene Position ein. Denn alle die Landeswohlfahrt berührenden Fragen bemaß er zunächst nicht sowohl nach der practisch erscheinenden Opportunität, als nach ihrem sittlichen Werthe in Beziehung auf den Grundcharakter der Landesverfassung und auf Gottes Wort. Andererseits blieb er gegen Personen, mochten sie noch so sehr von seinen Ansichten abweichen, stets in versöhnlicher Stimmung, — alles Gute, Tüchtige, was er bei ihnen fand, jedes redliche Streben mit aufrichtigem Herzen freundlich anerkennend. Diese Mischung des großen sittlichen Ernstes im Sachlichen und der persönlichen Mildigkeit gegen Andere breitete über das Wesen des Greises einen Zauber, den Alle empfanden, die mit ihm in Berührung kamen, den auch die Landtagsversammlung empfand, die ihrem alten vorsitzenden Landrathe mit größter Ehrerbietung begegnete.

Aber es war dies Maltzan's letzter Landtag. Vor Beginn des folgenden sollte der treue Knecht Gottes seine irdische Wallfahrt und sein Tagewerk beschließen, um sein himmlisches Erbe zu empfangen. Ueber diesen Lebensabschluß berichtete sein Sohn Bernhard an schlesische Freunde und Verehrer des Entschlafenen und diese brachten unterm 1. Jan. 1866 den Bericht, der hier folgen möge, zum Abdruck in dem Kirchenblatte für die evangelisch-lutherischen Gemeinen in Preußen.

„Die Wintermonate verlebte er in gewohnter Weise in Rostock. Als er im Frühjahr 1864 aufs Land zurückgekehrt war, schenkte der Herr ihm die Freude, der Hochzeit seines ältesten Enkels beiwohnen zu dürfen. Selbst eine Nachtfahrt blieb hierbei für ihn ohne Nachtheil. Bei einem geschäftlichen Aufenthalte in Schwerin lernte er auch die jugendliche Großherzogin Anna, welche wenige Wochen zuvor in unser Land eingezogen war, und inzwischen, am 16. April 1865, gleichfalls bereits heimgegangen ist, kennen.

Der Herr gewährte es ihm, vor seinem Abschiede auch seine äußeren Angelegenheiten in jeder Beziehung zu ordnen. Zu Johannis nahm er nach gerade beendeter 14jähriger Pachtperiode das Gut Rothenmoor von dem Pächter zurück. „Das Zuschauen, wie Adolf (der älteste Sohn) meine Wirthschaft bestens fördert, ist mir eine angenehme Unterhaltung, ich bin blos Zuschauer." So schrieb er am 18. Juli — wohl ahnend, daß der Feierabend ihm nahe sei. Um diese Zeit hörte man ihn auch öfters am

Abend vor dem Schlafengehen leise eine Choralmelodie spielen. — „Lobt Gott ihr Christen" — „Herr Jesu Christ Dich zu uns wend" — u. s. w.

Am 24. Juli, an einem schönen Sonntag-Morgen, fuhr er mit seinen Kindern Elisabeth und Hermann nach dem nahen Basedow, wo der Pastor Pistorius, sein Beichtvater, ihnen das heil. Abendmahl reichte. Es war sein letzter Gang zur dortigen Kirche, eine erquickende Feier. Unterwegs, bei der Fahrt durch das dichte Laubholz, welches hin und wieder einen Blick auf den im hellen Sonnenlichte glänzenden See gönnte, ward manches erbauliche Wort geredet.

Gegen Ende Juli hatte er einen Besuch in dem fünf Meilen entfernten Peccatel, dem Wohnsitze seines Sohnes Friedrich, zugesagt. Von dort aus gedachte er am 1. August die 60jährige Hochzeitsfeier eines seiner ältesten Bekannten, des Ministers v. Dewitz in Neustrelitz, mit zu begehen. Auch wollte er das dort naheliegende liebe Werder, seinen Geburtort, besuchen, wohin ihn die Erinnerungen seiner Kindheit zogen. Endlich wünschte er in Peccatel selbst die Gräber der Seinen zu sehen, auf dem stillen Kirchhofe, inmitten des Dorfes. Peccatel, wo er früher mit unserer Mutter gelebt, war ihm gar lieb und werth. Wegen dieser Reisepläne konnte er der Feier des Geburtstages seines Schwiegersohnes, des Majors v. Bülow auf Tessenow, am 28. Juli nicht beiwohnen. Zu einer Vorfeier war er am 25sten dort; auf der Rückfahrt gewährte bei heftigem Regenwetter der halboffene Wagen keinen hinreichenden Schutz, — am folgenden Morgen war Vater heiser. Die Reise nach Peccatel wurde dennoch am 28sten unternommen; dort ward er aber ernstlich unwohl; Ohnmachtsanfälle traten ein, und die beabsichtigten Ausfahrten unterblieben. Am Sonntage, den 31. Juli, hatte er noch den Gottesdienst in der schönen neuerbauten Peccateler Kirche besucht, es war sein letzter Kirchgang. An demselben Tage erhielt er die erschütternde Trauerkunde von dem Heimgange seines Enkels Achim, der am 30. in Berlin einer kurzen Krankheit im blühenden Alter von $21^1/_2$ Jahren erlegen war; er beeilte deshalb seine Rückkehr nach Rothenmoor, wo er schon am 1. August wieder eintraf. Dort fiel sein trübes, verändertes Aussehen auf; die Heiserkeit hatte zugenommen, er war sehr weich und weinte leicht. Am 2. August unternahm er, trotz des rauhen Wetters, einen Spaziergang ins Feld zu den Erndtearbeitern. — Am 3. Morgens wollte er zu Achims Beerdigung. Der Wagen hielt vor der Thüre, als Vater ohnmächtig ward. Er hoffte seine Schwäche zu überwinden. Zurückgelehnt saß er im Lehnstuhle vor seinem Schreibtische,

das Haupt mit dem silberweißen Haar so müde, so blaß, das Auge so trübe. „Ich möchte doch so gerne hin," sagte er — gab aber den Bitten der Kinder nach, und blieb zurück. Einen großen rothen Rosenkranz sandte er, ihn auf Achims Sarg zu legen. „Er ist jung," — sagte Vater — „ich werde ihm einen Rosenkranz machen lassen." — Die schönen Rosen im Garten waren in diesem Sommer seine ganz besondere Freude gewesen. — Er blieb den ganzen Tag auf dem Sopha liegen; starkes Fieber stellte sich ein, doch ohne Schmerzen. Zu Mittag kamen Achim's Eltern, was ihn tief ergriff. Am Abend, bevor er sich zu Bette legte, hielt er, wie gewöhnlich, seine Abendandacht. Einer der Söhne mußte lesen. — Fast laufend, aber mit keuchendem Athem, eilte er die zu seinem Schlafzimmer führende kleine Treppe hinauf. Im Bette überfiel ihn ein heftiger Frost; er klagte über Stiche, und hustete Blut. Ein Senfpflaster verschaffte Linderung. Die Nacht verlief ruhig. Am Morgen des 4. Durst und wieder Fieber. Er stand nicht auf. An diesem Tage vollendete er sein 81. Lebensjahr. Das Erste, wonach er verlangte, war Gottes Wort. Es ward ihm vorgelesen. „Ich habe es immer so gehalten," sagte er — „ich bin nie aus meiner Stube gegangen, bevor ich nicht ein Wort Gottes gelesen habe." — Kinder und Enkel vereinigten sich in Rothenmoor. Mit großer Freundlichkeit, wie stets, nahm er ihre Glückwünsche entgegen, und hatte ein theilnehmendes Wort für jeden, aber seine Kräfte waren recht erschöpft. Der herbeigerufene Arzt erkannte die Krankheit als Lungenentzündung. Zu dem gleichfalls erschienenen Pastor Pistorius äußerte Vater: er erinnere sich nicht, an seinem Geburtstage — abgesehen etwa von der Jugendzeit — krank gewesen zu sein; doch es sei Alles Gottes Gnade. Während der Nacht vom 4. zum 5. blieb eine der Töchter bei ihm. Er war so still, so freundlich, und legte wiederholt segnend die Hand auf sie mit den Worten: „mein Kind!" Als sie ihn um Verzeihung bat, daß sie so oft sich versündigt, antwortete er: „Wir sind allzumal Sünder!" —

Gegen Morgen veränderte sich sein Aussehen auffallend — er ward kalt; im Laufe des Tages besserte sich der Zustand, doch die Nächte verschlimmerten sich immer mehr. Am 5ten früh wurde ihm auf sein Verlangen das Lied vorgelesen. „Wenn mein Stündlein vorhanden ist" 2c. — Gottes Wort war sein Trost, regelmäßig ließ er sich aus seiner Bibel vorlesen; doch machte er keine bestimmte Aeußerungen über seinen Tod. — Als an einem Morgen die Sonne hell ins Fenster schien, ließ er die Gardinen aufziehen, wünschte Bericht über die Erndte und sagte, als dies geschehen

war: „Es ist genug, ich habe meine Freude gehabt, es ist die Zeit der Erndte!“ —

Viel lag er mit geschlossenen Augen, halb leise auswendig gelernte Gesänge wiederholend. Als Elisabeth ihm am Sonntag, den 7. bemerklich machte, daß er sehr krank sei, sagte er nach anfänglichem Schweigen: „So, meinst Du? Nun, Gott wird mir ja gnädig sein“ — und verlangte fortan noch viel mehr nach seiner Bibel. Oft wünschte er einen Psalm, namentlich aber das Evangelium St. Johannis. Dies, meinte er, habe er sich vorgenommen, besonders in Krankheit lesen zu lassen. Schon von früher her besaß Elisabeth ein von ihm selbst geschriebenes Verzeichniß seiner auswendig gelernten Lieder*), und hatte sie ihm versprechen müssen, wenn es mit ihm zum Tode ginge, ihm davon vorzusagen. Dies legte sie in sein Gesangbuch, und es las ihm der Eine oder der Andere vor — namentlich das Lied: „Herzlich lieb hab ich Dich, o Herr.“ — Am 5. ließ er einen Choral spielen, und sprach seine Tochter Ina dann das Lied: „Nun lob' mein' Seel' den Herren. ꝛc.“

---

*) Nachstehend das Liederverzeichniß:

Wir glauben all' an einen Gott.
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'.
Allein zu Dir, Herr Jesu Christ.
Herr Jesu Christ, Dich zu uns wend'.
Komm, heil'ger Geist, Herre Gott.
Ach bleib' bei uns, Herr Jesu Christ.
Vom Himmel hoch da komm' ich her.
Es ist das Heil uns kommen her (Vers 1—5 und die beiden letzten Verse.)
Christ, unser Herr, zum Jordan kam.
Nun lob' mein' Seel', den Herrn.
Mitten wir im Leben sind.
Herzlich lieb hab' ich Dich, o Herr.
Liebster Jesu, wir sind hier.
Wachet auf! ruft uns die Stimme.
Ein Kindlein so löblich.
Ein' feste Burg ist unser Gott.
Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren.
Aus tiefer Noth.
Straf mich nicht in Deinem Zorn.
Alle Menschen müssen sterben.
Wenn mein Stündlein vorhanden ist.
Herzlich thut mich verlangen.
In Dich hab' ich gehoffet, Herr.
Lobt Gott, Ihr Christen.

Das Fieber raste fort und die Beklemmungen steigerten sich, besonders in den Nächten, wenn auch ohne sonstige erhebliche Schmerzen. Indessen verlief die Nacht vom 7. zum 8. August erträglich, und nachdem er das Frühstück verzehrt, verlangte er nach einem Packet öffentlicher Werth-Dokumente, welche seiner Unterschrift harrten. Trotz des ärztlichen Einspruches setzte er es durch, seinen Namen 51 Mal zu unterzeichnen. Seine Kräfte waren jedoch sehr erschöpft, die Nächte wurden immer angstvoller. Nur Gottes Wort konnte ihm Ruhe geben. In der Nacht vom 8ten zum 9ten ward er für eine Weile ruhiger, als sein Sohn Fritz ihm mit gedämpfter Stimme das Lied: „Nun ruhen alle Wälder" vorsang. Dann begehrte er wieder Lieder, auch das: „Es ist das Heil uns kommen her." Fritz rief Ina, es zu sagen, als sie falsch sagte, half der Kranke ein und bemerkte, daß sie Strophen eines andern Liedes eingemischt hätte. In dieser oder der folgenden Nacht bemerkte er in Bezug auf das Lied „Christus, der ist mein Leben": „Ein schönes Lied, das ist gut zur Vorbereitung, wenn's zum Sterben gehen wird." Zu dem Liede „Nun sich der Tag geendet hat" meinte er: „Das paßt gut. Gedenke, Herr, doch auch an mich in dieser schwarzen Nacht, in einer Nacht, wo es so stürmt, wie in dieser." Es war in der That eine finstere stürmische Nacht. — Einmal sagte er zu Ina: „Ich habe deiner Schwester Elisabeth ein Verzeichniß gegeben von den Liedern, die ich auswendig gelernt; wenn man sie selbst auswendig weiß, dann kann man besser dem Vorsagen folgen, wenn schon die Organe schwach werden."

Am 10. gegen Abend brach ein heftiger Schweiß aus mit erneuerten Beklemmungen. Ein Senfpflaster auf Brust und Füßen half wenig. Er meinte, der Schweiß könne kalt werden. Nach öfterem Abreiben schien er sich zu beruhigen. Allein nach Mitternacht steigerten sich die Beängstigungen, verbunden mit geistlichen Anfechtungen. In seiner Angst rief er unabläßig zum Herrn: er dankte Gott, daß er seine Kinder habe. „Ach, meine Kinder, meine Kinder! ach, welch ein Segen, daß ich meine Kinder habe! Eure Mutter hat mich zu Gottes Wort angehalten, ich bin viel zu sicher gewesen!"

Durch Gebet und Gottes Wort beruhigte er sich, namentlich hörte er öfter sein Lieblingslied: „Herzlich lieb hab' ich Dich, o Herr." — Als Ina aber allein mit ihm war, äußerte er: „Nehmt nur die Bibel und leset immer eins nach dem andern; es hilft doch weiter nichts gegen diese Gedanken." Ina wußte nicht, was zu lesen sei, — da fiel ihr das hoheprieſterliche

Gebet ein; sie las einige Verse; Vater sagte: „nur immer weiter" — sie las bis zu Ende — es schien ihm wohl zu thun. —

Am Morgen war das Befinden wieder besser, so daß er auf seinen dringenden Wunsch umgebettet wurde. Er lag viel mit geschlossenen Augen, und sprach im Halbschlummer. Wenn er aber die lieben Augen aufschlug, hatte er ein freundliches Wort für jeden und Theilnahme für Alles. Noch am 11. wurde ihm seine kleine Bella (ein Hündchen) gebracht; er streichelte das Thier, welches sich zu ihm freuete, und sagte selbst wenige Stunden vor seinem Ende: „Elisabeth nimm Bella zu Dir." — Der 11. August verging ohne wesentliche Aenderung; das Sprechen im Schlafe nahm zu, es war kein erquickender Schlaf. Die geringste Handreichung erkannte er mit unendlicher Liebe. „Meine Kinder" — sagte er wiederholt — „wie soll ich es Euch danken, daß Ihr Alle mich so pflegt!" — Nun kam die letzte Nacht. Als es 12 Uhr schlug, fragte er: „Nun fängt wohl der 12. August an? — Man wird des Tages in Strelitz gedenken! Was sind für Pläne mit dem Erbgroßherzog?" — Es war der oft gefeierte Geburtstag des vor wenigen Jahren hochbetagt verstorbenen Großherzogs Georg von Strelitz (des Bruders der hochseligen Königin Louise v. Preußen), an welchem der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. so gern nach Strelitz zu kommen pflegte, jener „schöne 12. August", wie ihn ein Brief des Königs an unseren Vater bezeichnete, wo beide einander begegnet und näher getreten waren.

Die zunehmende Mattigkeit, welche auch nach dem Genusse von Fleisch nicht weichen wollte, ließ ihn nicht schlafen. Morgens gegen drei Uhr ließ er alle Kinder zusammenrufen — er fühlte sein Ende nahen. Der Tod stand auf dem ehrwürdigen Antlitz geschrieben. Voll Frieden und Freundlichkeit lag er da, das Auge groß und klar um sich schauend, die Züge noch feiner und schärfer geworden, das lange silberweiße Haar von der hohen Stirne zurückgestrichen. — Der im Hause anwesende Arzt ward gerufen; er stand zu Häupten des Bettes, Julius daneben. Als Vater etwa sagte: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist, so will ichs wissen" — glaubte Elisabeth, er wolle das so beginnende Lied hören; sie wiederholte daher die Anfangsworte, und sah umher, wer dies Lied sagen könne. Ina begann es; da sagte Vater: „das weiß ich ja Alles, ich meine: wenn mein Stündlein vorhanden ist, Doctor, so will ich's wissen." — Die Antwort war Ja. — „Woran erkennen Sie das?" — Antw. „an der zunehmenden Schwäche." — „Wie lange kann es noch dauern?" — Antw. „Bis gegen

Mittag." — „Dann soll zu Pistorius geschickt werden, ich will das heil. Abendmahl nehmen und mein Sohn Adolf soll kommen." — Die Stimme klang schon gebrochen und undeutlich. — Zu Adolf war bereits geschickt; nun eilten Boten auch zu den übrigen abwesenden Kindern. Vollrath konnte nicht unter fünf Stunden zur Stelle sein; Ina schrieb ihm einige Worte. Später fragte Vater: „Was hat Vollrath für Nachricht?" — Als Ina ihm entgegnete, sie habe ihm geschrieben, — öffnete er hell die lieben Augen und sagte: „ich danke, danke Dir." — Vater ordnete nun Vieles an, Julius mußte Papiere hervorsuchen, Vater selbst gab an, wo sie zu finden seien, ließ sich dann vorlesen, was Julius in seinem Namen geschrieben, änderte daran und bereitete Alles vor, damit seine beiden jüngsten Söhne Vollrath und Hermann über den Besitz der Güter Rothenmoor und Federow losen könnten. Zu Elisabeth äußerte er: „Nun sagt mir Bibelsprüche und Lieder in Zwischenräumen und nicht zu laut." — Dies geschah abwechselnd. Inzwischen ließ er alle versammelten Kinder und Enkel einzeln an sein Bette treten; jedem legte er besonders die Hand auf das Haupt, und segnete ihn mit lauter Stimme, mit den stets wiederkehrenden Schlußworten: „Gott segne dich zur ewigen Seligkeit." — Da sein Sohn Bernhard im Seebade bei seiner Frau abwesend sein mußte, so ließ er sich dessen kleinen dreijährigen Fritz aufs Bette setzen, und segnete „seines Bernhards Geschlecht in seinem Sohn". Es war ein reicher Segen für Zeit und Ewigkeit, — das Kind solle in der Furcht Gottes aufwachsen, und gesegnet sein zur ewigen Seligkeit. Zum Schluß sagte er freundlich zu dem Kleinen: „ich gehe zu den lieben Engeln." — Es war vor 5 Uhr Morgens.

Als dann die Lichter zur Feier des heiligen Abendmahls angezündet waren, und der Pastor in Amtstracht eintrat, während die Kinder sich im Zimmer versammelt hatten, sprach der Kranke eine ergreifende Beichte, worin er sich als armen Sünder bekannte, dessen alleinige Zuflucht der Herr Jesus sei. Er erwähnte, wie er die Nacht vorher große Anfechtungen gehabt, und sich auf kein Bibelwort habe besinnen können, aber ihm sei viel „Gnade widerfahren, ja viel Gnade, lauter Gnade!" — Es war auch der wiederkehrende Tag seines Gnadenbundes mit Gott, — seines Tauftags vor 81 Jahren. —

So empfing er das heilige Abendmahl, und Elisabeth mit ihm. Alsdann wies er andere Speise und Trank zurück; aber manch' erbaulich Wort ging noch über seine Lippen. Unter anderen äußerte er: er habe

sich nie auf besonders erhöhete Stimmungen verlassen, aber beim Bibellesen stets die Ueberzeugung festgehalten: es ist Gottes Wort, da steht es.

Endlich erschien Vollrath, und die Losung erfolgte. Vater horchte mit aufmerksamem Blick und zitternden Lippen. Als das Loos entschieden, daß Hermann Federow erhalte, wandte er sich zu ihm mit den Worten: „Es wird zu Deinem ewigen Heile sein!"

Nachdem er nun noch allein mit Adolf gesprochen, trug er ihm einen Gruß für den Großherzog auf, äußernd: „er habe es treu gemeint, wenn er auch oft unbequem gewesen." — Zu Elisabeth sagte er: „Grüß' mir Philippi!" — Dann zu seinen Söhnen: „Man habe sein Bild auf dem Familientage gewünscht, aber man habe es am besten in seiner Gesinnung" — u. s. w.

Sich nach den um sein Bette Versammelten umsehend, sprach er: „Das Sterben ist doch schwer, wenn man so viel Liebes zurückläßt!" — Doch machte er sein Herz von dem Irdischen los. „Ach es dauert so lange" — sagte er dem Pastor; dann zu Elisabeth: „Was kein Ohr gehört" — und sie mußte fortfahren — „und kein Auge gesehen, das hat Gott bereitet denen, die Ihn lieben." — Er lag so still, so geduldig seiner Erlösung harrend — da schlug er die Augen auf mit den Worten: „So schön habe ich es mir nicht gedacht!" — Als ihm jetzt der Spruch gesagt wurde: „Tod wo ist Dein Stachel, Hölle, wo ist Dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christ!" — erwiederte er: „Das ist ein Lobspruch!" —

Der Morgen rückte vor, da trat Todesunruhe ein — auch ward das enge Stübchen, in welches überdies die Sonne schien, durch die größere Zahl der Versammelten wohl zu beklommen. Nur einige der Kinder blieben deshalb zurück. Als die Anderen im Nebenzimmer den Choral: „Nun danket alle Gott" — anstimmten, so secundirte der Sterbende laut, mit schon gebrochener Stimme. Er lag fortwährend mit gefalteten Händen. Der Leib war sehr geschwollen und die Beängstigungen steigerten sich in solchem Maße, daß fast die Besinnung schwand, wiewohl er Alle kannte. Als ihm gesagt wurde: „Deine Kinder sind bei Dir" — antwortete er: „Ja, meine Kinder sind bei mir, weil sie bei Gott sind, sie wären nicht bei mir, wenn sie nicht bei Gott wären!" — Die Todesnoth wuchs, er bat seine Kinder flehentlich um Hilfe, er weinte — doch Menschenhülfe war verloren — das irdische Haus dieser Hütte sollte zerbrechen; — aber als die Angst des Herzens am Höchsten gestiegen war, da gab der Herr,

der Fürst des Lebens, der des Sterbenden unaufhörliches Rufen: „Herr hilf, Herr erbarme Dich!“ — gehört, Ruhe, Stille und Frieden. Das Antlitz verklärte sich, während von den Lippen das leise Rufen: „Herr hilf, Herr erbarme Dich!“ — fort und fort ertönte. Dazwischen schlug er das brechende Auge groß auf und rief einmal: „O Ludolf!“ (Der Name eines schon 20 Jahre früher selig heimgegangenen Sohnes.) Weiter betete er mit jedem Athemzuge: „Herr hilf, Herr erbarme Dich!“ — Etwa 12½ Uhr richtete er sich hoch empor — er saß, von den Söhnen gestützt — man meinte es sei aus, allein das Gebet ging weiter. Endlich noch ein lautes „Ach!“ — dann so viel Zeit, daß Alle eintreten konnten, — die Sprache war verstummt, die Hände gefaltet, das edle Haupt zur Rechten geneigt. Noch einige leise Athemzüge und die theuren Augen schlossen sich, um sich hier nicht wieder zu öffnen. Der Herr hatte sie ihm zugedrückt; denn der Tod Seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn. Heller Mittagsglanz leuchtete in das Sterbezimmer. Es war ein Uhr 10 Minuten — um die Sterbezeit unserer seligen Mutter. Pastor Pistorius knieete mit den Anwesenden nieder, dem Herrn zu danken.

Bis zum 15. ruhete die Leiche unter Blumen in Rothenmoor — erst in dem Sterbezimmer, dann in der großen Wohnstube — dem bekannten Lokal der in den Jahren 1850—58 in Rothenmoor gehaltenen kirchlichen Conferenzen — dort, wo auch unsere Mutter im Sarge geruht hatte. „In meinem Beisein“ — schreibt Elisabeth — „schloß Adolf den Sarg, indem er ein Vaterunser sprach, und ich einen letzten Blick auf die geliebte Leiche warf, auf die theuren Züge, welche in stillem Frieden vor mir ruhten und die ich nicht mehr sehen sollte.“ — Der Sarg ward am 15. Nachmittags auf den unteren Hausflur gesetzt. Vor einer zahlreichen Versammlung sprach Pastor Pistorius über den 27. Psalm. Dann ging der Leichenzug unter vollem Glockengeläute durch die Lindenallee, welche der Entschlafene so sehr liebte, über Dahmen nach Peccatel. An der dortigen Grenze ward der Sarg von Fritz und den Dorfbewohnern empfangen und in die neuerbaute schöne Kirche vor den geschmückten Altar geleitet. Pastor Müller redete über die Worte: „Herr, wohin sollen wir gehen, Du hast Worte des ewigen Lebens.“ Es wurden die Lieder gesungen: „Herzlich lieb hab' ich Dich, o Herr“ — und: „Christus, der ist mein Leben.“ Nach beendetem Gottesdienste trug man den Sarg auf den Kirchhof, dort, wo unsere Mutter und vier seiner Kinder ruhen. Im Gefolge vertrat der anwesende Minister von Oertzen den Großherzog. Der Sarg ward in die

Erde gesenkt, zur Seite des Sarges unserer Mutter. Zur anderen Seite hatte man an diesem Tage auch den Sarg unserer Stiefmutter gesetzt, der bisher in einer Grabkapelle geruht hatte. Dieser und Vaters Sarg wurden jetzt gleichzeitig zur Erde bestattet — an dem Tage der im Jahre 1862 begangenen zweiten silbernen Hochzeitsfeier!"

„Ich blieb stehen" — schreibt eines der Kinder — „und schaute nach, bis die letzte Blume des Sarges mit Erde bedeckt war, und mußte der Worte gedenken, die Vater mir oft im Leben, wenn ich ihn bat, zu ruhen, erwiderte: „Ach Kind, ich werde noch lange genug schlafen!"

Ja, selig sind, die in dem Herrn sterben von nun an — sie werden ruhen von ihrer Arbeit! — Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gnade! — Amen!

XXIX.

Albrecht von Maltzan auf Peccatel,

geb. 19. Sept. 1813, gest. 11. Oct. 1851.

I.

(Aus dem Norddeutschen Correspondenten, Jahrgang 1851, No. 249. Verfasser: Geh. Archivrath Dr. Lisch.)

Am 11. October 1851 verlor das Vaterland einen seiner verdienstvollsten Männer, Albrecht Maltzan, Reichsfreiherrn zu Wartenberg und Penzlin, auf Peccatel 2c., nach eben vollendetem 38. Lebensjahre. — Schon früh, auf der Universität, wandte er sich zur Nebenbeschäftigung mit Liebe der Naturgeschichte und Heraldik zu und pflegte beide Wissenschaften durch eifriges Sammeln und Beobachten. Eine Reise in das südliche Frankreich bestärkte ihn in diesem Bestreben; namentlich für die Naturkunde. Mit dem Forschen erweiterten sich immer mehr seine Kreise, in welche er mit glühendem Eifer Alles hineinzog, was sie berührte. Und so stand er in der Naturkunde und in der Geschichtsforschung bald auf festem Boden, auf welchem er unaufhaltsam und unablässig forschte, wirkte und förderte. Auch die Kunst in allen Zweigen, obwohl er sie nicht selbst übte, war ihm Bedürfniß geworden. Aber das Feld war für Lieblingsbeschäftigungen zu groß; daher wußte er sich mit Weisheit und Festigkeit selbst zu beschränken, und wandte alle seine Kraft auf die Erforschung und wissenschaftliche Bereicherung des Vaterlandes; galt es aber das Vaterland, so war ihm auf dem Gebiete der Wissenschaft

und der Kunst Alles von Werth. So wirkte er sammelnd, forschend, fördernd in allen Zweigen geistiger Thätigkeit, und brachte stets mit Freude, ja mit Begeisterung und treuer Freundschaft und Gastlichkeit große, ja bedeutende Opfer. Sein Haus und seine Kräfte, sowie seine reichen Sammlungen standen jedem wissenschaftlich Gebildeten zu Gebote, und er gab aus diesen eben so gern, als er für dieselben nahm, um seine Kenntnisse zu bereichern.

Der Kreis von wissenschaftlich gebildeten Männern und Künstlern, die seiner Anregung und Beförderung viel verdanken, und von denen ihm viele wahre Freunde wurden, ist sehr groß. Er ist es, der unendlich viele wissenschaftliche und künstlerische Werke angeregt und befördert hat. Vor Allen aber trauern um ihn zwei vaterländische Institute, die in ihm ihren allertreuesten Freund und freigebigen Beförderer verloren haben: der Verein für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde und der Verein der Freunde der Naturkunde in Mecklenburg. Der letztere Verein verdankt ihm allein seine Entstehung und, neben dem verdienstvollen Secretair des Vereins, E. Boll, einem Freunde des Verewigten, seine rasch zunehmende, anerkennenswerthe Blüthe. Der historische Verein verdankt seinen Bemühungen einen großen Theil seiner Mitglieder, seiner bedeutenden Sammlungen und zahllosen Forschungen, die er mit großen Opfern pflegte. Die Jahrbücher beider Vereine sind voll von Beweisen seiner rastlosen, aufopfernden Thätigkeit. Als Selbstforscher in der Naturkunde galt er in den Studien über die Süßwasser-Molusken, auch in der Ornithologie als Autorität.

Mecklenburg hat sehr wenige Männer gehabt, welche so bereitwillig und selbstentsagend, so dauernd und fruchtbringend wirkten wie er, und sein Verlust wird für die Wissenschaft und das Vaterland leider sehr fühlbar werden. Mäcene sind so selten, daß sie einen historischen Namen erlangen. Mochte unser so früh hingegangener Freund auch, nach dem Charakter seiner Familie, eine scharf ausgeprägte politische und kirchliche Gesinnung haben: nie entfremdete ihm diese im Geringsten die treuen Freunde und Mitarbeiter, wenn es das Vaterland und die Wissenschaft galt. Er war ein edler Mensch. Er ruhe im Frieden Gottes, in dem er ergeben starb, und im gesegneten Andenken! —

Anmerkung des Herausgebers. Der Verstorbene war ein Sohn des Landraths Friedrich von Maltzan auf Rothenmoor, der ihm im J. 1837 das Gut Peutsch, 1850 das Gut Peccatel abtrat.

2.

(Seine naturhistorische Wirksamkeit geschildert von Ernst Boll. Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. 6. Heft. 1852.)

Der Baron Albrecht von Maltzan, welcher im vorigen Jahre unserem Vereine durch den Tod entrissen ist, ward am 19. Sept. 1813 zu Brustorf geboren. Er war der vierte Sohn des Landraths Friedrich Maltzan auf Rothenmoor; seine Mutter, Friederike von Dewitz, war eine Tochter des Geheimraths-Präsidenten Otto von Dewitz auf Miltzow.

Als Kind war A. v. Maltzan durch Kränklichkeit zwar in seiner körperlichen Entwicklung sehr gehemmt, für seine geistige Entwicklung aber war dies von keinen nachtheiligen Folgen. Mit reichen geistigen Anlagen ausgestattet, entfalteten dieselben sich schnell, aber in eigenthümlicher Weise: für systematische Belehrung und systematisches Wissen war er sehr wenig empfänglich, aber einzelne ihm besonders zusagende Zweige des Wissens eignete er sich mit wunderbarer Schnelligkeit an, und er setzte sich in denselben, fast ohne fremde Beihülfe, in einer Weise fest, welche weit über seinen Jahren und seinem sonstigen Wissen stand. Dies war namentlich in Bezug auf die Naturwissenschaften der Fall, welche ihn von Kindheit an lebhaft interessirten. Im J. 1823 siedelte sich seine Familie von Brustorf nach Rothenmoor am Malchiner See hinüber, welches der Vater nebst mehreren anderen Gütern ererbt hatte. Um Michaelis des Jahres 1827 verließ Albrecht das väterliche Haus und bezog das Gymnasium zu Neustrelitz, welches er $5^1/_2$ Jahr besuchte. Seine eigenthümliche Geistesanlage machte sich auch hier geltend. Während er nämlich in manchen Lehrgegenständen, die auf Gymnasien hauptsächlich getrieben werden, sehr zurückblieb, machte er in seinen Lieblingsstudien beträchtliche Fortschritte. Zu Ostern des Jahres 1833 bezog er die Berliner Universität, und da der Vater wünschte, daß er sich ein bestimmtes Fachstudium wählen möchte, so entschloß er sich zum Studium der Medicin. Er verweilte in Berlin zwei und darauf in Göttingen ein Jahr und besuchte medicinische und naturwissenschaftliche Vorlesungen. Nach Ablauf dieser Zeit konnte er aber dem Vater nicht länger verhehlen, daß er der praktischen Seite seines Studiums durchaus keinen Geschmack abgewinnen könne und daß er es daher aufgeben müsse

diese Wissenschaft fernerhin als sein Hauptstudium zu betreiben. Es wurde daher beschlossen, daß er sich dem landwirthschaftlichen Berufe widmen solle, in welchem er auf den väterlichen Gütern leicht eine angemessene Beschäftigung finden könne. Zu seiner vollständigeren Ausbildung, demnächst auch als Landstand, sollte er aber erst noch einige juristische Collegia hören, dann eine kleine Reise machen und etwa nach einem Jahre heimkehren. Um ersteres ins Werk zu setzen, begab er sich Ostern 1836 nach Heidelberg, und unternahm um Michaelis von dort aus sodann eine Reise in das südliche Frankreich, auf welche er den Herbst und einen Theil des Winters verwendete. Er begab sich zunächst nach Montpellier und von dort nach Cette, wo ihn das Sammeln der Conchylien des Mittelmeeres so fesselte, daß er dort fast die ganze zu seiner Reise bestimmte Zeit verblieb. Er begnügte sich aber nicht damit blos am Strande zu sammeln, sondern er fuhr auch so oft sich ihm Gelegenheit darbot, mit den Austerfischern auf das Meer, um die Conchylien zu erlangen, welche zufällig durch die Fangapparate der Fischer aus der Tiefe zu Tage gefördert wurden. Die Ausbeute, welche er an Meeresconchylien, sowie an Südfranzösischen Land- und Süßwasserconchylien nach Mecklenburg zurückbrachte, war sehr beträchtlich; seinen Aufenthalt in Montpellier hatte er außerdem auch noch dazu benutzt, mit dortigen Naturaliensammlern Bekanntschaft zu machen (z. B. mit Ambiel, Salzmann u. A.), mit welchen er auch noch später in Verkehr blieb.

Nach Mecklenburg zurückgekehrt, ging er zu seiner praktischen landwirthschaftlichen Ausbildung in das Haus des Domanial-Pächters Meyer zu Mandelshagen bei Ribnitz, wo er ungefähr 8 Monate lang verblieb und um Pfingsten 1837 eine lebensgefährliche Krankheit überstand. Seine Mußezeit daselbst verwendete er zum Sammeln von Mineralien und Petrefakten; täglich begab er sich mit einem schweren Chausseehammer bewaffnet zu Felde um Gerölle zu zerschlagen, und er steckte fast alle seine Hausgenossen mit seinem regen naturhistorischen Sammeleifer an. — Zu Johannis 1837 aber berief ihn der Vater schon wieder nach Hause, weil sich durch Abgang eines Gutsinspektors Gelegenheit fand, ihn zweckmäßig in Rothenmoor zu verwenden. Von einer anfänglichen Special-Bewirthschaftung dieses Gutes, der er sich mit großem Eifer widmete, dehnte sich durch das wachsende Vertrauen seines Vaters sein Berufskreis bald weiter aus, zu einer Controlle über die Wirthschaften aller übrigen Güter. Er blieb in diesen Verhältnissen bis zu Johannis 1850, obgleich ihm der Vater schon

im Jahre 1837 das Gut Peutsch tradirt hatte; denn dies geschah nur damit er durch diese Stellung landständische Rechte erhielte.

Durch unsern gemeinschaftlichen Freund Herrn Archivar Dr. Lisch in Schwerin ward ich im Jahre 1844 zuerst mit A. v. Maltzan bekannt. Er besuchte mich mit Lisch im Herbst jenes Jahres und von dieser Zeit an sind wir in beständigem regen Verkehr geblieben.

Im Juli des Jahres 1845 machte ich ihm einen Besuch in Rothenmoor, wo er damals seinen Wohnsitz hatte. Da sein Vater sich nach Rostock übergesiedelt hatte, so führte er dort für sich allein eine sehr einfache Lebensweise; seine Gäste, deren er sehr viele zu sich einlud, wurden so zuvorkommend und freundlich bei ihm aufgenommen, daß sie sich dort wie zu Hause fühlten. Alle seine Sammlungen wurden ihnen zur Benutzung geöffnet, und sie konnten die Zeit ihres dortigen Aufenthaltes durchaus nach Belieben benutzen, und gewiß nicht wenige Männer in unserm Vaterlande sind es, welchen die in Rothenmoor verlebten Tage sehr angenehme Rückerinnerungen gewähren. Die Mußezeit, welche ihm seine landwirthschaftlichen Angelegenheiten übrig ließen, widmete er gänzlich wissenschaftlichen Beschäftigungen. Diese waren ungemein vielseitig. Außer den naturwissenschaftlichen Studien beschäftigten ihn vorzugsweise Geschichtsforschung, Alterthumskunde, Theologie und Politik; auch Malerei und Baukunst hatten für ihn großes Interesse. — Unsere Berührungspunkte lagen nur auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete, indem ich theils mit seinen anderen Lieblingsstudien zu wenig vertraut war, wir aber theils auch in denselben auf zu verschiedenen Standpunkten uns befanden, als daß wir hier in nähere Berührung hätten treten können; wir begegneten uns daher nur auf dem neutralen Boden der Naturwissenschaften. Daher bin ich denn auch nur im Stande seine Wirksamkeit nach dieser einen Richtung hin etwas ausführlicher zu schildern. Es ist schon oben gesagt worden, daß v. Maltzan von Jugend auf für naturwissenschaftliche Dinge ein ganz besonderes Interesse gehabt habe, daß er aber die naturwissenschaftlichen Disciplinen nicht systematisch studirte, sondern sich nur nach und nach eine große Menge Kenntnisse in diesen Fächern aneignete, je nachdem ihn seine Liebhaberei auf den einen oder anderen Gegenstand geführt hatte. Wenn ihm daher auch der rechte Zusammenhang und die Einheit in diesem Wissen fehlte, so war doch der Umfang seiner Kenntnisse sehr beträchtlich. Er wurde dabei durch ein treffliches Gedächtniß unterstützt, und es hat mich oft in Verwunderung gesetzt, wie schnell er einzelne Pflanzen, Thiere

u. dergl., denen er anscheinend wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, wenn er sie nur einmal in seinem Leben gesehen hatte, sogleich genau wiedererkannte, sobald sie ihm zum anderen Male zu Gesicht kamen. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Ornithologie, Conchyliologie und Mineralogie, und in diesen Fächern, namentlich in den ersteren beiden, hatte er sich sehr ausgebreitete Kenntnisse erworben, von denen er in unserer Vereinsschrift mehrere Beweise gegeben hat. Sein eigentliches Element aber auf diesem Gebiet, wie auch auf dem der Alterthumskunde war: geistig anzuregen und mit dem größten Eifer zu sammeln. „Sie wissen (schreibt er am 23. Sept. 1846 an mich), daß es mir darum zu thun ist, die Naturwissenschaften bei uns im Allgemeinen mehr gepflegt zu sehen, und daß ich die Schwäche habe, Naturalien nicht liegen lassen zu können. Deshalb achte ich jetzt auch auf Petrefakten und schleppe davon zusammen. Mein Zweck dabei ist, wie bei allen meinen Sammlungen, theils mich in meiner Einsamkeit zu unterhalten, theils ein Material zu beschaffen, welches das Studium der heimischen Natur erleichtern kann." „Ich weiß zuweilen nicht," heißt es an einer anderen Stelle, „ob ich den Mangel an Zeit zum Arbeiten und Studiren bedauern soll oder nicht. Da ich aber eigentlich kein Sitzfleisch habe, so ist es wohl besser meinen Beruf nicht darin zu suchen, sondern zu sammeln, wie es mir kommt." Er sammelte daher Conchylien, Nester und Eier der Vögel, Insekten, Mineralien, Petrefakten und in der letzten Zeit auch Algen. Mit Ausnahme der Conchylien und Algen aber beschränkte er sich darauf nur einheimische Naturalien zu sammeln; diese suchte er möglichst vollständig zusammenzubringen, und zwar aus der wissenschaftlichen und patriotischen Absicht, ein ausreichendes Material zur Bearbeitung der mecklenburgischen Naturgeschichte herbeizuschaffen. Er theilte daher auch auf die bereitwilligste und freigebigste Weise aus seinen Sammlungen an jeden mit, von dem er erfuhr, daß er sich besonders für einzelne Zweige unserer Naturkunde interessirte, und von dem er eine wissenschaftliche Bearbeitung dieser Zweige erwarten durfte. Von seinen Sammlungen war die Conchylien-Sammlung die bedeutendste; sie enthielt über 1200 Species, zumeist in einer großen Anzahl von Exemplaren, und ihren hauptsächlichsten Stamm bildeten Land- und Süßwasser-Conchylien, sowie die Conchylien des Mittelmeeres. Einen besondern wissenschaftlichen Werth erhielt diese Sammlung dadurch, daß bei den meisten Stücken die Fundorte genau feststanden. Er scheuete keine Mühe und Kosten dieselbe zu vergrößern; er sammelte daher nicht allein

selbst mit dem größten Eifer, sondern setzte sich zu diesem Zwecke auch mit Conchyliologen und Sammlern nicht blos in ganz Deutschland, sondern auch in Schweden, Frankreich, Dalmatien, Nord- und Süd-Amerika, Vorderindien und Singapore in Verbindung um Conchylien zu kaufen oder von ihnen auszutauschen. Zu diesem und anderen wissenschaftlichen Zwecken führte er eine so ausgebreitete Correspondenz, wie wohl kaum ein anderer Privatmann in Mecklenburg. — Ebenso eifrig war v. Maltzan in Bezug auf die Ornithologie, obgleich er sich hier die Grenzen weit enger gezogen hatte. Er sammelte nur die Nester und Eier einheimischer Vögel, um dadurch zu ermitteln, welche Arten wir in Mecklenburg als wirklich ansässig zu betrachten hätten. Daher gab er sich alle mögliche Mühe nur ganz authentische Exemplare zu erlangen, bei denen der Vogel, von welchem sie herrührten, selbst gesehen worden war. Zu diesem Zwecke unterrichtete er die Jäger auf den verschiedenen unter seiner Leitung stehenden Gütern selbst aus dem großen Naumannschen Kupferwerke über diejenigen Vogelspecies, auf die er zur Zeit gerade sein Augenmerk besonders gerichtet hatte. Auch machte er den Versuch einen seiner Dorfknaben zum Ornithologen einigermaßen heranzubilden, um ihn zum Sammeln benutzen zu können; dies schlug aber fehl, da der Zögling an wissenschaftlichen Dingen kein Gefallen fand, und bat, ihn lieber beim Aufladen des Mistes zu verwenden. Die wissenschaftlichen Resultate seiner Forschungen auf diesem Gebiete hat er selbst in unserem Archive niedergelegt. Insekten sammelte er, da seine Zeit schon so sehr in Anspruch genommen war, nur gelegentlich, einheimische Mineralien aber sehr eifrig, von Petrefakten hauptsächlich nur das, was er auf seinem eignen Grund und Boden fand. Wenn daher auch seine Petrefaktensammlung dem Umfange nach nicht bedeutend war, so war sie doch dadurch von großem Interesse, daß sie eine vollständige Collection der Moltzower Kreidepetrefakten enthielt, die erste und einzige, welche bis jetzt aus einem mecklenburgischen Kreidelager zusammengebracht ist. Moltzow, welches an Rothenmoor grenzt, gehörte gleichfalls zu den unter seiner Aufsicht stehenden Gütern, und obgleich die Versteinerungen in dem dortigen Kreidelager, welches zum Kalkbrennen benutzt wird, nur selten sind, so brachte v. Maltzan durch jahrelange Aufmerksamkeit auf dieselben, doch endlich eine hübsche Sammlung davon zu Stande, indem er den Kalkbrenner instruirte, auf jedes Petrefakt bei seiner Arbeit zu achten und an ihn abzuliefern. Auf diese Weise wurden z. B. die zahlreichen schönen Exemplare von Spatangus suborbicularis und Galerites cylindricus dem

Feuertode entrissen, welche jetzt, durch v. Maltzan's Freigebigkeit, in verschiedenen mecklenburgischen Sammlungen aufbewahrt werden. Im Juni des Jahres 1846 ließ er sogar nicht allein bei Moltzow, sondern auch bei Rothenmoor Bohrversuche unter meiner Leitung anstellen, um im Interesse der Wissenschaft die Lagerungsverhältnisse der Kreide zu ermitteln.

Leider waren v. Maltzan's reichhaltige Sammlungen bis kurz vor seinem Tode wenig übersichtlich geordnet. Im Frühling und Sommer nahm ihn das Sammeln selbst zu sehr in Anspruch, im Herbst und Winter kamen wieder andere Störungen, namentlich die Landtagsversammlungen. Er klagte darüber am 13. December 1846 von Malchin aus: „Für die Naturforschung ist zur Zeit draußen das Buch zugemacht, wenn man nicht die Blicke zu den Sternen richtet. Der Moment, das Gesammelte zu ordnen und zu sichten ist dafür jetzt gekommen, aber ich muß ihn auf dem Landtage vergessen, wo so viele schöne Zeit vergeudet wird. Leider finde ich dabei nicht einmal den Trost, daß sich viele Leute hier für die Naturwissenschaften interessiren, und bei wenigen nur glückt es, Auskunft über ihre nächste Umgebung zu erhalten. Unbescheidener als ich kann aber Niemand in seinem Begehren sein, denn ich fordere sofort auf, Petrefakten, Conchylien, Alterthümer für mich anzuhalten und zu beobachten. Sie wissen, wie viele Freude es macht, wenn man einmal etwas erreicht, zumal wenn es recht sauer geworden."

Ebenso liberal, wie v. Maltzan in Betreff seiner Sammlungen war, war er dies auch hinsichtlich seiner Bibliothek. Dieselbe war zwar nicht sehr bändereich, enthielt aber sehr gute und theure naturwissenschaftliche Kupferwerke, deren Benutzung er mit der größten Uneigennützigkeit gestattete. Denn wenn er erfuhr, daß irgend Jemand bei seinen Studien eines dieser Werke benöthigt war, derselbe mochte ihm näher bekannt sein oder nicht, so überließ er diesem sogleich die Bücher, oft zu jahrelanger Benutzung; ja manche sehr kostbare Werke, welche er selbst nie gebrauchte, schaffte er allein zu diesem Zwecke an.

Wenn Albrecht v. Maltzan auch auf diese Weise vielseitig anregend zur Belebung naturwissenschaftlicher Studien und zur sorgfältigen Erforschung der vaterländischen Natur wirkte, so hat er sich doch noch ein viel größeres Verdienst dadurch erworben, daß er durch Stiftung des Vereins der Freunde der Naturwissenschaften einen Zusammenhang in die bisher vereinzelten

naturwissenschaftlichen Bestrebungen brachte und diese auf ein bestimmtes Ziel hinleitete. Die erste Idee zu diesem Verein entsprang einem Gespräche, welches ich bei meinem ersten Besuche in Rothenmoor im Jahre 1845 über die damalige Lage der Naturwissenschaften in Mecklenburg mit ihm hatte. Es wurde dabei erörtert, wie so viele wissenschaftliche Kräfte im Lande durch die Isolirtheit, in welcher sie sich befänden, in ihrem Wirken gelähmt wären, und wie bei der großen Anzahl von Naturfreunden doch nur verhältnißmäßig erst wenig in der Erforschung unserer Natur geleistet sei. Diesem Uebelstande sei nur dadurch abzuhelfen, daß alle einzelnen Forscher sich zu gegenseitiger Unterstützung verbänden und sich die Aufgabe stellten, nicht wie bisher vorzugsweise nur nach einer Seite hin die Naturgeschichte Mecklenburgs zu erforschen (nämlich in botanischer Hinsicht), sondern alle verschiedenen Zweige dieser Wissenschaft möglichst gleichmäßig zu bearbeiten. — Diese Idee ergriff v. Maltzan mit seinem gewohnten regen Eifer, und er beschloß sogleich Schritte zu thun, einen solchen Verein ins Leben zu rufen. Da er es für nöthig hielt, daß sich an die Spitze dieses Unternehmens Männer stellten, deren Namen schon durch Leistungen auf diesem Gebiete der Wissenschaften bekannt wären, so suchte er solche für seinen Plan zu gewinnen. Obgleich dies mißlang, so entmuthigte ihn dies doch keineswegs.

„Von N. im Stiche gelassen (schrieb er am 4. Juni) müssen wir nun selbst handeln. Hier meine Idee: die Freunde der Naturforschung in Mecklenburg werden aufgefordert, am 1. Juli in Mecklenburg zusammen zu kommen. Zweck ist: persönliche Bekanntschaft herbeizuführen und den Sinn für Naturwissenschaften im Vaterlande zu beleben. Eine solche Aufforderung würde ich mit Ihnen und Herrn Dr. Grischow unterzeichnen und in die Anzeigen der Rost. Ztg. einrücken lassen. Ich denke wir sind am 1. in Malchin und machen, wenn Theilnehmer vorhanden, am 2. eine Excursion nach Basedow und Burg Schlitz, oder nach Rothenmoor, wenn es beliebt wird. Wenn das erste Mal nur Wenige kommen, ist es, der leichteren Verständigung wegen, mehr förderlich als nachtheilig. Die Zeit ist leider jetzt ungünstig, aber später in der Ernte und Herbstsaatzeit sind alle Prediger gebunden, sowie jetzt die Schulmänner; es bleibt deshalb für die Zukunft die Pfingstwoche wohl die beste Zeit. Ich denke wir machen keine Statuten, aber jedesmal einen Vorsitzenden und zwei bleibende Sekretäre, welche die Herausgabe zwangloser Hefte besorgen, je nachdem durch geringe Beiträge die Druckkosten gedeckt werden. Möglichst wenige

Formalitäten! .... Dies Unternehmen muß mit Lust und Liebe betrieben werden, und die kleinen Lichter dürfen nicht mißachtet werden, weil sie nicht weit leuchten. Jedenfalls, hoffe ich, wird sich viel anregen lassen. Mögen in Malchin auch nur ein halbes Dutzend Naturforscher zusammenkommen; die Zahl macht es nicht, sondern der Geist, der diese wenigen beseelt." — Diese Versammlung kam in Folge unserer Aufforderung auch wirklich zu Stande. Sie ward von 17 Theilnehmern besucht, und Maltzan's Plan fand allgemeine Zustimmung; die Stiftung eines Vereins erfolgte jedoch damals noch nicht, sondern Herr Dr. Grischow, Herr Apotheker F. Timm in Malchin und ich selbst wurden von der Versammlung beauftragt, Statuten für einen naturwissenschaftlichen Verein zu entwerfen und dieselben einer im nächsten Jahre gleichfalls in Malchin zusammen zu berufenden Versammlung zur Beschlußnahme vorzulegen. Auf dieser Versammlung, welche am 26. Mai 1847 stattfand, wurde nun die Stiftung des Vereins auf Grund der berathenen Statuten beschlossen und 14 der Anwesenden traten demselben sogleich als Mitglieder bei. Wenn die ersten, allerdings nur sehr schwachen Hoffnungen, welche wir für das Gedeihen und die Wirksamkeit des jungen Vereins hegten, sehr bald weit übertroffen wurden, und derselbe bis jetzt, selbst in den allen wissenschaftlichen Bestrebungen so nachtheiligen Jahren 1848 und 1849 fortwährend im inneren und äußeren Wachsthum begriffen gewesen ist, so ist dies vorzugsweise wieder Albrecht v. Maltzan's Verdienst, welcher unabläßig bemüht gewesen ist, neue Mitglieder für den Verein zu gewinnen, die Mitglieder desselben in näheren Verkehr mit einander zu bringen, wissenschaftliche Arbeiten anzuregen und zu unterstützen und Verbindungen mit auswärtigen Vereinen ähnlicher Tendenz anzuknüpfen.

Schon vor der zweiten Malchiner Versammlung im Februar des Jahres 1847 erkrankte v. Maltzan lebensgefährlich und noch am 6. April, als ich ihn besuchte, traf ich ihn im Bette sehr leidend an. Auf ärztliche Verordnung sollte er, sobald er im Stande sein würde eine Reise zu unternehmen, das Bad in Aachen besuchen. Für diese Reise machte er auf dem Krankenlager sehr angenehme Pläne. „Ich denke über Holland zu gehen (schrieb er am 23. März) und im Texel die Vögel am Brutorte zu beobachten. Wenn Aachen mich herstellt, so daß ich die Tour wagen kann, beabsichtige ich den Rhein hinauf zu schwimmen nach Mannheim, bis Freiburg die Eisenbahn zu benutzen, über Geringen, Schaffhausen durch die Schweiz bis nach Venedig zu reisen und sodann über Tyrol, Salzburg, Baiern und

Sachsen in die Heimath zurückzukehren. Ob ich aber die Kräfte haben werde, davon wird die Modifikation der Reiseroute abhängen. Die Bekanntschaft mit interessanten Leuten, die Alpennatur, schöne Aussichten, das Sammeln von Cryptogamen, Conchylien und Mineralien, sowie Alterthümer und Kunst sind die Gegenstände, von denen ich mir Vergnügen verheiße." Gegen Ende des Mai war seine Genesung soweit vorgeschritten, daß er die Malchiner Versammlung besuchen konnte, und bald nach derselben reiste er nach Aachen ab. Wie er auch dort stets unseres neu geschaffenen Vereins gedachte und wie thätig er überhaupt dort seine Mußezeit verwendete, darüber lasse ich ihn selbst sprechen. „Meine Gedanken (schreibt er von dort am 11. Juli) beschäftigen sich vielfach mit unserem naturhistorischen Vereine, um so mehr, da ich hier Kenntniß von einem ähnlichen Vereine in den Rheinlanden genommen habe, der nun mit Westphalen vereint an 300 Mitglieder zählt, und außer den jährlichen Heften noch einzelne Arbeiten seiner Mitglieder besonders edirt. Solchen Erfolg dürfen wir schwerlich hoffen, aber ich wünsche doch sehr, daß wir zum wirklichen Leben kommen und dies durch Zeichen bezeugen. Als solches ist das beabsichtigte Heft (nämlich das erste unseres Archivs) das beste Mittel. Wir werden, nachdem unser Dasein bewiesen ist, eher auf Betheiligung hoffen dürfen. . . . Jedenfalls nur bald gedruckt! Hier habe ich die sehr interessante Bekanntschaft des Oberlehrer Dr. Müller gemacht, der, die hiesigen Kreidepetrefakten bearbeitend, speciell aus der Kreideformation sammelt, aber auch aus allen Formen Repräsentanten hat, was mir sehr instruktiv ist, da er kein Geld scheuet, sich Gutes zu verschaffen; ich sah hier namentlich herrliche Sachen aus der Tertiär-Formation, welche ich für noch lebende Formen hätte halten mögen, so schön waren sie erhalten. Die ungeheure Menge von Rubus, welche bei Aachen vorkommen, hat mich bestimmt, davon einzulegen, da man auch ohne näheres Studium wohl sieht, daß es verschiedene Arten sein müssen. Ich hoffe noch die Bekanntschaft des Lehrers Kaltenbach zu machen und von ihm das Gesammelte bestimmen zu lassen, da er die hiesige Flora und speciell die Rubus bearbeitet hat. Ich hoffe dadurch Materialien zusammen zu bringen, welche vielleicht Betcke bei seiner Arbeit, welche er uns über die mecklenburgischen Rubus verheißen hat, nützlich sein können. Wir haben bei uns noch so Mannigfaches, was der Bearbeitung harrt, daß wir des Stoffes wegen nicht verlegen zu sein brauchen. Zweckmäßig scheint mir, wie in Malchin schon Aehnliches angeregt ward, ein Verzeichniß unserer Pflanzen, nebst

Angabe des Standortes. Hier am Rhein ist ein Ueberblick der Flora in den Vereinsheften auf solche Art begonnen, was ich als nützliche Vorarbeit für eine vollständige Flora halte, und was zugleich für die Pflanzengeographie Licht bringend ist. Meine Absicht ist, im Winter eine Uebersicht unserer Vögel zusammenzustellen. Ich denke es so einzurichten, daß die Vögel nach der Ordnung aufgeführt werden und als Bemerkung dabei gegeben wird, ob und wo sie in Mecklenburg regelmäßig nisten, oder nur ausnahmsweise, ob sie regelmäßige Durchwanderer sind, oder nur seltene Gäste. Zugleich würde dabei zu berücksichtigen sein, wie sie in den benachbarten Provinzen erscheinen. Unser größerer Reichthum an Vögeln fällt mir gegen die hiesige Gegend sehr auf, wenn schon auch hier Sänger genug in den Büschen sich hören lassen, aber nicht in der Mannigfaltigkeit, wie bei uns; die Wasservögel fehlen mit dem Wasser natürlich auch. — Das Bad bekommt mir sehr gut, doch werde ich hinterher keine große Tour machen können, da ich meine Kräfte nicht zu sehr anstrengen darf. Ich denke jedenfalls Stuttgart zu berühren und die Zietensche Sammlung zu sehen und mich an dem Anblick des Jura zu weiden, der bei Boll und Aalen betrachtet werden soll. Ich bin sehr neugierig darauf. — Während ich hier im Schreiben pausirt, habe ich Kaltenbachs Bekanntschaft gemacht und die Zusicherung erhalten, daß er meine Rubus bestimmen will. Er hat eine hübsche Insektensammlung aus allen Ordnungen des Einheimischen angelegt und dieselbe der Gesellschaft für Wissenschaften und Gewerbe geschenkt, welche auch an Mineralien, Petrefakten und Vögeln eine artige Sammlung besitzt. Kaltenbach zeigte mir seine Käfer, welche sehr vollständig das Einheimische umfassen. Sein Studium ist jetzt, die Feinde der Pflanzen zu entdecken. Er zieht daher alle möglichen Insekten aus Larven, die er an den Pflanzen sammelt, und es ist erstaunlich, welche Menge sich da auf einer Pflanze oft vorfinden soll; seine Larvenzucht habe ich noch nicht gesehen. Jedenfalls ist dies Studium der Art, daß die Wissenschaft dadurch gefördert und der Sache möglichst auf den Grund gegangen wird. Da sieht man aber recht anschaulich, wieviel wir noch zu erforschen haben, wie alle unsere bisherige Kenntniß der Natur unbedeutend ist, im Vergleich zu dem, was noch verschlossen ist. Das macht Muth zum Forschen, indem man die Gewißheit hat, immer noch Neues an's Tageslicht fördern zu können! Ich bin nach Lüttich gewesen und habe das großartige Etablissement in Seraing gesehen. . . . In Lüttich ward ich durch meinen Begleiter leider verhindert, dortige Gelehrte aufzusuchen. De Koningk lieset an der

dortigen Universität über Paläontologie und ich hätte seine Sammlung gerne gesehen." In der letzten Hälfte des Juli verließ v. Maltzan darauf Aachen und reiste nach Stuttgart, wobei er unterwegs das petrefaktenreiche Boll berührte, dort aber leider die wichtigste Fundstelle durch einen angeschwollenen Bach unzugänglich fand. In Stuttgart besah er die schöne Petrefaktensammlung des 1845 verstorbenen Major v. Zieten und bemühete sich die Herausgabe der zweiten Auflage von Zietens Petrefakten Württembergs zu beschleunigen. In Erlangen machte er sodann die Bekanntschaft des Professor Küster, mit welchem er auch später in lebhaftem Verkehr blieb, und kehrte darauf in den ersten Tagen des August wieder in die Heimath zurück. In Folge dieser Badereise befand sich v. Maltzan in den nächsten viertehalb Jahren bei leidlicher Gesundheit, und obgleich vermehrte landwirthschaftliche Geschäfte, wie z. B. ein Neubau der sämmtlichen Hofgebäude in Rothenmoor, und sodann in den Jahren 1848 und 1849 die politischen Angelegenheiten seine Zeit sehr stark in Anspruch nahmen, so fand er doch noch immer einige Muße, um auch in seinen naturwissenschaftlichen Forschungen keine Unterbrechung eintreten zu lassen. Bald nach seiner Rückkehr von Aachen fing er mit erneuertem Eifer an Insekten zu sammeln, insbesondere Wanzen. „Da Küster diese zu bearbeiten wünscht (schreibt er am 18. August 1847) so wäre dies eine Hülfsarbeit und hätte einen Zweck. Ich kann das Gewürm doch nicht ungeschoren fliegen lassen. Da ich so viele Geschäfte auf dem Halse habe, ist die Freude an solchen Allotriis oft störend, oft erheiternd. — Lebhaft (heißt es in einem andern Briefe vom 5. September 1847) beschäftigt mich jetzt der Gedanke, da ich selbst nicht überall hinkommen kann, mir einen Reisenden auszubilden, den ich zum Sammeln, zunächst von Bivalven, aussenden kann: einen Buben mit langen Beinen und etwas Mutterwitz, der geeignet ist die Teiche und Seen auszufischen. Einen Versuch mache ich noch diesen Herbst, und glückt es, so lasse ich im nächsten Frühling Muscheln sammeln, daß es eine Art hat. Dann wollen wir schon erfahren, was wir an Species im Lande haben. Gründlich muß die Sache angefaßt werden, damit das Material beschafft werde, welches bearbeitet werden soll. Ich habe schon ein Subjekt im Sinne, welches meinen mistsüchtigen Vogelcommissarius ersetzen soll." Im September 1847 besuchte er die Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in Kiel, konnte sich aber nur sehr kurze Zeit dort aufhalten. „In Kiel (schreibt er am 17. September) war ich nur sehr flüchtig, machte aber doch Boies Bekanntschaft, welcher mich sehr interessirte. Er studirt

und sammelt alle Insekten Holsteins, worauf er bei seinen Untersuchungen über die Nahrung und Lebensart der Vögel gekommen ist, über welche er eine Arbeit unter den Händen hat, die nach Mittheilung eines Bruchstücks sehr gründlich zu sein scheint, wenn sie nur je fertig wird."

Die politischen Bewegungen, welche darauf in den Jahren 1848 und 1849 erfolgten und welche so manches Freundschaftsband lösten, thaten unserem freundlichen Verkehr keinen Abbruch. Wie v. Maltzan in diesem Falle dachte, erhellt aus einem Briefe vom 1. April 1849, worin er unter anderem schreibt: „Politisch müssen wir ebensoweit auseinander stehen, als wir es im Fundament der Politik und des Glaubens schon sind. Wir kennen uns aber beide wohl so viel, daß wir vom Anderen wissen, er erstrebe das Edlere, Höhere, er gehe ohne Eigennutz nur seiner Ueberzeugung nach und trachte in der Erkenntniß fortzuschreiten. Dann können wir uns sogar politisch bekämpfen, aber dies wird die gegenseitige Achtung nicht verringern".

Selbst in dieser stürmischen Zeit betheiligte er sich an den Versammlungen unseres Vereins zu Sternberg (1848), Güstrow (1849) und Neubrandenburg (1850). Einige Wochen nach dieser letzteren, zu Johannis 1850, siedelte sich v. Maltzan von Röthenmoor nach Peccatel in der Nähe von Neustrelitz über, da ihm Peccatel nebst den daran stoßenden Gütern Peutsch, Jennyhof und Brustorf von seinem Vater bei einer Erbauseinandersetzung als Eigenthum überwiesen ward. Bald darauf im Juli trat er auf Anrathen seiner Aerzte eine größere Reise an und begab sich über Prag und Wien zunächst nach dem Badeorte Ischl im Erzherzogthum Oesterreich. Dort hielt er sich sechs Wochen lang auf, sammelte, machte Bekanntschaft mit dort verweilenden Naturforschern (Sektionsrath W. Haidinger aus Wien, dem Direktor des Wiener botanischen Gartens Fenzl, dem Custos am naturhistorischen Museum in Klagenfurt F. Simony u. m. A.) und suchte durch dieselben Verbindungen in Oesterreich für unseren naturhistorischen Verein anzuknüpfen. Da ihm die Kur daselbst sehr gute Dienste geleistet hatte, so begab er sich zu Anfang des September von dort in Gesellschaft des bekannten Reisenden Kohl über Gratz nach Triest, knüpfte auch dort naturwissenschaftliche Bekanntschaften an (Apotheker Dr. Biasoletto, Koch, Direktor des dortigen zoologischen Museums) und kaufte daselbst eine sehr werthvolle Sammlung von Algen aus dem adriatischen Meere an, welche er nach seiner Rückkehr unserer Vereinssammlung schenkte. Von dort aus besuchte er im Anfange des Oktober die malerischen und conchylienreichen

Küsten Dalmatiens und drang selbst bis nach Montenegro hinein vor. Auf der Rückreise über Triest und Wien hospitirte er an letzterem Orte bei den Vorlesungen, welche Professor Kollar († 24. Januar 1852) fünfstündig wöchentlich über die Prillwitzer Götzen der Neustrelitzer Sammlung hielt, machte dann einen Abstecher nach Ungarn hinein, um einen seiner Brüder daselbst zu besuchen, und gelangte sodann in der Mitte des November wieder in Peccatel an.

Außer den vielen Annehmlichkeiten, welche ihm diese Reise gewährt hatte und den großartigen Naturschönheiten, welche er gesehen und für welche er einen sehr empfänglichen Sinn hatte, war er noch ganz besonders eingenommen von dem regen wissenschaftlichen Leben, welches in Bezug auf die Naturwissenschaften in Oesterreich blühete. Manche neue Pläne zur Erforschung der vaterländischen Natur hatte er von seiner Reise mit zurückgebracht. Oben an stand darunter eine durch ganz Mecklenburg vorzunehmende barometrische Höhenmessung, zu welcher er in Wien zwei schöne Reisebarometer nebst den dazu gehörigen Thermometern hatte anfertigen lassen. Er wollte dieselbe mit Herrn Pastor Prozells und meiner Beihülfe ausführen, und damit sollte von uns zugleich eine naturwissenschaftliche Entdeckungsreise durch ganz Mecklenburg verbunden werden, wobei vorzüglich diejenigen Landestheile berücksichtigt werden sollten, welche bis jetzt noch wenig oder gar nicht wissenschaftlich erforscht sind. Eine solche Rundreise durch Mecklenburg hatte er schon seit Jahren beabsichtigt; schon vor seiner Reise nach Aachen (1847) schrieb er: „Wenn ich meiner Gesundheit wegen nicht außer Landes gehen müßte, so würde ich im Lande reisen und Untersuchungen anstellen. Ich werde aber auch im nächsten Jahre immer wohl noch früh genug kommen, um an vielen Orten der erste zu sein, und ich hoffe, Sie werden mir bei solchen Expeditionen in Zukunft zu Zeiten Gesellschaft leisten. Eigentlich müßte es eine Fußreise sein, mit einem Frachtwagen im Hintergrunde! Wer weiß wie wir noch hier im Lande herumpilgern und forschen werden.“ — Dieser, wie so mancher andere schöne Plan, welchen v. Maltzan noch für die Zukunft gefaßt hatte, sind nicht mehr zur Ausführung gekommen! Schon in den ersten Monaten des Jahres 1851 erkrankte er sehr heftig; als ich ihn am 17. Mai besuchte, fand ich ihn, meiner Ansicht nach, schon hoffnungslos darnieder liegen. Doch fing er bald darauf an sich wieder so weit zu erholen, daß er um die Mitte des Juni eine Reise nach Doberan unternehmen konnte, um die dortigen Stahlbäder zu benutzen. Die Kur schien ihm gute Dienste

zu thun, so daß er am 2. August von dort über Peccatel nach Berlin reisen konnte, um daselbst einen Arzt zu consultiren. Dieser schlug ihm den Gebrauch von Seewasser vor und rieth ihm, sich auf einige Zeit nach Boulogne oder der Insel Wight zu begeben. Da ihm eine Reise dahin bei seiner großen körperlichen Schwäche zu angreifend war, wählte er den heiligen Damm zu seinem Aufenthalt. In den letzten Tagen des August reiste er dorthin ab, und seine Kur schien auch ferner guten Fortgang zu haben. Noch am 24. September schrieb er mir, daß er im Laufe des nächsten Monats völlig hergestellt zu sein hoffe, und daß er am 27. sich nach Rostock übersiedeln wolle, um dort in aller Muße seine Kur zu vollenden. Dort ereilte ihn, seiner ganzen Umgebung völlig unerwartet, am 11. Oktober Abends der Tod. Seine Leiche ward am 16. Oktober in Peccatel beerdigt.

Noch während dieses letzten, schmerzvollen Krankenlagers verminderte sich seine große geistige Regsamkeit durchaus nicht, und er nahm an naturhistorischen Forschungen noch fortwährend den lebhaftesten Antheil. So schickte er z. B. noch im August seinen Kutscher nach dem 25 Meilen entfernten Schaalsee um den Unio Mülleri für ihn aufzusuchen, den er dort selbst vor einigen Jahren gesammelt und an Roßmäßler mitgetheilt hatte, ohne ein Exemplar für sich zurückzubehalten. — „Wenn Graf Hoffmannsegg" so schrieb er über dies Unternehmen scherzend, „seinen Diener nach Brasilien senden konnte, um dort für ihn zu sammeln, so wird auch mein fidus Achates schon nach dem Schaalsee hinfinden." Alle seine Briefe, welche er noch vom Krankenbette aus an mich gerichtet hat, geben Zeugniß davon, wie sehr ihm bis zu seinen letzten Augenblicken hin, das Gedeihen unseres Vereins am Herzen lag. Fortwährend trug er sich mit Plänen denselben zu fördern und die Existenz desselben auch für die Zukunft sicher zu stellen. Unermüdlich in seinem Eifer, unerschöpflich in seinen Plänen und Hülfsmitteln, hat er in der kurzen Dauer seines Lebens anregend ungemein viel zur Entfaltung eines wissenschaftlichen Lebens auf dem Gebiete der Naturwissenschaften in Mecklenburg gewirkt. Dies verdient um so mehr Anerkennung, da in den Kreisen der Gesellschaft, welchen v. Maltzan angehörte, die Naturwissenschaften bei uns bis jetzt nur wenig Theilnahme gefunden haben, und es daher wohlthuend ist zu sehen, wie ein Mann, den seine weltliche Stellung mit dieser Wissenschaft nicht in Berührung brachte, sich ihr dennoch, allein um der Sache selbst willen, mit dem lebendigsten Eifer widmete. Bedenkt man endlich, daß die im Vorstehenden

geschilderte Wirksamkeit v. Maltzan's nur die eine Seite seiner Thätigkeit darlegt, und daß er auch noch auf anderen Gebieten in ähnlicher Weise wirksam war, so wird man eingestehen müssen, daß sehr große und umfassende Talente mit ihm zu Grabe getragen sind. — Möge daher sein Andenken unter den Freunden der Naturforschung in Mecklenburg geehrt werden und recht lange lebendig bleiben! Dies ist wenigstens der Wunsch dessen, der den Manen des so früh Dahingeschiedenen diese Zeilen widmet.

XXX.

Major von Grävenitz auf Waschow und Zühr,

geb. 18. Oct. 1792, gest. 25. Dec. 1870.

(Rede, gehalten am Sarge des Majors von Grävenitz, am Sylvestertage 1870, vom Präpositus Sostmann.)

O Herr Jesu Christe, zu Dir schauen wir auf aus der Tiefe der Sünde und des Todes, der Du bist ein König der Gerechtigkeit und des Lebens. Du hast es uns verschafft, daß wir auch trotz unserer Sünde ruhig und getrost sein können; denn Du bist zur Sünde geworden, auf daß wir würden in Dir die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Du hast es uns verschafft, daß wir auch am Grabe stille, ja fröhlich sein können; denn Du hast dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht. O schaue uns an auch in dieser Stunde, laß uns leuchten Dein Angesicht, daß wir von Herzen sprechen können: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Amen.

Christus, der ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn, so haben wir eben gesungen. Wer so singen kann, der soll nicht klagen am Grabe. Es hieße des Herrn und seiner großen Thaten, die er Weihnachten und Charfreitag, Ostern und Himmelfahrt an uns und für uns gethan, vergessen, wollten wir am Grabe klagen. Wie kann der klagen, der den Tod als Gewinn, als die Geburtsstunde zum wahren Leben erkannt hat?

— Wir sind hier auch nicht zusammen gekommen, um mit einander zu klagen, weder über die Vergänglichkeit des Lebens im Allgemeinen, noch über den Tod dieses unsers Bruders im Besondern. Wir sind vielmehr zusammen gekommen, um einerseits Gott die Ehre zu geben um den Sieg, den er uns auch über den Tod gegeben und um alle seine Güte und Herrlichkeit und Macht, die er uns auch an dem Entschlafenen gezeigt; andererseits wollen wir dem in die Ewigkeit abgerufenen Bruder, den wir im Leben hochgeachtet, auch noch im Tode unsere Hochachtung und Liebe beweisen. Wie könnten wir das aber besser, als indem wir noch einmal das Bild des Entschlafenen vor den Augen unseres Geistes vorüber gehen lassen? So geben wir Gott die Ehre; denn von Allem, was ein Mensch in seinem Leben ist und wird und hat, gebührt Gott die Ehre, der da wirket Alles in Allen. So erweisen wir dem Entschlafenen die Ehre, indem wir sein Bild und sein Wirken in einem liebevollen Herzen festzuhalten suchen.

Carl von Grävenitz wurde geboren zu Marien bei Penzlin am 18. October 1792. Noch kaum dem Knabenalter entwachsen, noch nicht 14 Jahre alt, trat er schon ein in die preußische Armee und machte am 14. October 1806 die Schlacht bei Auerstädt mit. Als nun Preußens Macht durch diese unglückliche Schlacht bei Auerstädt und Jena völlig gebrochen war, und der französische Imperator mit eisernem Fuß ganz Deutschland zertrat, da litt es den muthigen Jüngling nicht mehr in dem ruhigen Vaterhause, in das er zurückgekehrt war. Thatendurst auf der einen, Patriotismus auf der andern Seite bewog ihn, nach Rußland zu gehen, das damals die letzte Hoffnung der Patrioten war, und dort in die Armee einzutreten. Dies geschah im Jahr 1809. Von 1809 bis 1812 nahm er nun an dem Kriege Rußlands gegen die Türkei Theil, und stieg durch seine Tapferkeit, seinen Muth und seine Energie von Stufe zu Stufe. Als im Jahre 1812 der russisch-französische Krieg ausbrach, wurde die Armee, bei der er sich befand, nach Rußland zurückgerufen. Er kämpfte mit in der blutigen Schlacht bei Borodino, die Napoleon den Weg nach Moskau öffnete, und wurde in dieser Schlacht leicht verwundet, doch konnte er bei der Armee bleiben, sah Moskau brennen, machte die Verfolgung der Franzosen und den Uebergang über die Beresina mit. Mit der Truppe nach dem ersehnten Deutschland gekommen, kämpfte er die Schlacht bei Lützen den 2. Mai 1813 mit, erhielt einen Schuß in das linke Auge, und muß seine Rettung und Erhaltung als eine große Gnade Gottes angesehen werden. Nachdem er zuerst in

Teplitz, dann im Vaterhause Heilung seiner schweren Verwundung gesucht und gefunden hatte, konnte er noch zu seinem Regiment, das mittlerweile in Frankreich eingerückt war, zurückkehren, und machte den siegreichen Einzug der verbündeten Armeen in Paris mit. Bis nach Beendigung des Krieges blieb er noch Militair. Da aber durch seine schwere Verwundung ihm die weitere Verfolgung der militairischen Carriere unmöglich gemacht war, nahm er im Jahre 1816 seinen Abschied, und wurde mit Auszeichnung entlassen; er wurde zum Major ernannt, behielt die Uniform und bekam Pension.

Schon dieser kurze Ueberblick über seine militairische Laufbahn läßt uns in dem Jüngling die ganze Anlage und Eigenthümlichkeit des Charakters erkennen, die wir später an dem Manne zu beobachten und schätzen zu lernen Gelegenheit hatten. Der Eintritt in die Armee in den Jahren, die sonst das Kind noch unter der Hut des Vaterhauses verlebt, läßt uns schon die Selbstständigkeit seines Charakters ahnen. Und wenn wir sehen, daß es dem Jüngling gelingt, sich in dem kurzen Zeitraum von sieben Jahren, noch dazu in ganz fremden Verhältnissen, zum Major hinauf zu arbeiten, so bezeugt sich uns hierin dieselbe Energie, Thatkraft und Tüchtigkeit seines Wesens, die wir in seinem ganzen späteren Leben an ihm kennen gelernt haben.

Nach Deutschland zurückgekehrt, mußte er sich nun einen neuen Wirkungskreis suchen. Anerbietungen, die ihm von verschiedenen Seiten gemacht wurden, wies er ab, weil sie ihn in enge und kleine Verhältnisse geführt hätten. Er fühlte in sich die Kraft, mit Gottes Hülfe sich selbst einen Weg zu bahnen. Im Jahre 1823 kaufte er ohne Vermögen die Güter Bibow und Hasenwinkel. Durch großen Fleiß, selbstständige Thätigkeit und Energie gelang es ihm, dieselben so zu verbessern, daß er sie im Jahre 1828 mit Vortheil verkaufen konnte. Er kaufte nun das größere Gut Zühr, zu welchem er im Jahre 1844 die Familiengüter Waschow und Dodow durchs Loos erhielt. Jetzt hatte er das rechte Feld seiner Thätigkeit gefunden. Er sah nun seine Lebensaufgabe darin, diese Güter durch eiserne Thätigkeit und Umsicht auf eine möglichst hohe Stufe der Cultur, des Werthes und der Schönheit zu erheben. Bis in sein hohes Alter arbeitete er an der Erfüllung dieser Aufgabe, die er sich gestellt. Wie sehr ihm gelungen, was er gewollt, liegt vor unser Aller Augen. Auf Schritt und Tritt begegnen dem Kundigen die Spuren seines Geistes, seiner Thätigkeit, seiner Energie und seiner Ordnung.

Aber er vergaß auch nicht, daß ihm mit dem Besitz der Güter eine Aufgabe an den ihm untergebenen Menschen zugefallen war. Nicht bloß, daß er für das leibliche Wohl und Fortkommen derselben aufs Beste sorgte, er suchte sie auch moralisch zu heben, er suchte den ihm innewohnenden Geist der Zucht, der Ordnung, der Mäßigkeit auch in seine Leute hinein zu pflanzen. — Auch an den öffentlichen Angelegenheiten des Landes nahm er, so lange seine Kräfte es ihm erlaubten, regen Antheil. Mit großer Treue hing er an seinem angestammten Fürstenhause, und mit der ihm eigenen Zähigkeit vertrat er die Interessen des Standes, dem er durch Geburt und Besitz angehörte.

Wohin wir sehen, überall tritt uns an dem Entschlafenen ein einheitliches Bild entgegen, das Bild eines festen, ganzen, klarblickenden, seinen Zielen mit Energie nachgehenden Mannes, ich möchte sagen, eines Ritters ohne Furcht und Tadel.

Mit diesem Bilde stimmt auch ein anderer uns Allen wohlbekannter Zug in dem Leben des Verstorbenen, seine große Mildthätigkeit. Er strebte nicht nach Stellung und Besitz, um nun darauf auszuruhen und es zu genießen. Das widersprach schon seinem ganzen Naturell, das nicht auf Ruhe und Genuß, sondern auf Wirken und Schaffen angelegt war. Das widersprach auch seiner ganzen Lebensanschauung. Man findet es gerade bei stark angelegten Naturen am meisten, daß sie darin den Halt wider sich selbst suchen und finden, daß sie sich als Diener und Haushalter ansehen über das, was sie sind und haben. So auch der Entschlafene. Einerseits sah er sich als Diener an des größeren Ganzen seiner Familie, für die er zu schaffen und zu wirken habe; andererseits als Diener der Armen und Nothleidenden. Mit welchen Opfern er für die Kranken und Nothleidenden seiner eigenen Begüterung gesorgt, ist uns bekannt; dazu waren besonders die nahe liegenden Städte Gegenstand seiner fürsorgenden Liebe. Mancher Noth hat er daselbst abgeholfen. Man kann fast sagen: wer ihn bat, dem gab er. Er hat vielleicht Manchen mit Worten abgewiesen, mit der That einen Bittenden wohl selten. Und auch weit hinaus über seine nächste Umgebung war seine Wohlthätigkeit bekannt; aus fernliegenden Gegenden Mecklenburgs, ja über Mecklenburgs Grenzen hinaus kamen an ihn Bittschriften, die selten ohne Erfolg blieben. Die Dankbarkeit derer, denen er im Leben geholfen, wird ihn auch ins Grab begleiten.

Doch wir haben das Bild eines Menschen nur halb, und noch dazu

zu seiner geringsten Hälfte, wenn wir ihn bloß nach den Gaben, die ihm für diese Welt gegeben, und nach seinem Wirken in der Welt ins Auge fassen. Da haben wir nur das Vergängliche an ihm, nicht das Bleibende, Ewige. Das liegt in dem Verhältniß des Menschen zu seinem Gott. Der Mensch ist für ein Leben in Gott, für die Ewigkeit erschaffen. Und wenn wir ein volles, ganzes, allseitiges Bild von einem Menschen haben wollen, so müssen wir auch fragen, wie derselbe zu seinem Gott, zu dem in Christo geoffenbarten Gott sich gestellt hat. Und da können wir Gottlob von dem Entschlafenen sagen, daß er über seiner irdischen Lebensaufgabe diese seine ewige Aufgabe nicht vergessen hat. Wohl lag es nicht in seiner Art, Jedermann einen Blick thun zu lassen in das Heiligthum seines innern Lebens. Wohl mag das religiöse Leben in ihm seiner ganzen Charaktereigenthümlichkeit nach weniger nach Seiten der Erkenntniß und des Gefühls ausgebildet gewesen sein; er war nicht ein Mann des sinnenden Forschens, nicht ein Mann des Gefühls, sondern ein Mann des Willens und der That. Aber daß da drinnen im Herzen ein Altar des lebendigen und heiligen Gottes stand, trat doch in den mannichfaltigsten Aeußerungen hervor. Er bezeugte stets seine Liebe und Achtung gegen die Kirche in regelmäßiger Theilnahme an ihren Gottesdiensten. Er feierte alljährlich mit der Gemeinde das Mahl seines Herrn. Als Leibesschwachheit es ihm unmöglich machte, die Kirche zu besuchen, erbaute er sich täglich mit den Seinen aus Gottes Wort. Wie tief er in die Erkenntniß der christlichen Wahrheit eingedrungen ist, weiß allein der Herzenskündiger. Aber das wissen wir, so weit Menschen überhaupt etwas wissen können, daß er sein Lebenlang an der Wahrheit des Wortes Gottes und dem Glauben der christlichen Kirche festgehalten und darin festgestanden hat. Und das ist wahrlich schon eine große Gabe Gottes, wenn er einen Menschen sein Lebenlang in der Liebe zur Kirche und in dem Glauben an sein Wort erhält. Aber wir als evangelische Christen verlangen doch noch etwas Anderes; wir verlangen ein persönliches Verhältniß zum Herrn. Und daß es auch hieran dem Entschlafenen nicht völlig gefehlt hat, dafür liegen mancherlei Zeugnisse vor. Wie oft hat er die Geschichte vom Pharisäer und Zöllner für seine Lieblingsgeschichte und das Gebet des Zöllners: Gott sei mir Sünder gnädig, für sein Lieblingsgebet erklärt, an welches er sich halte. So hat er auch den 25. Psalm besonders geliebt, und ihn für seinen Psalm erklärt; und es waren gewiß nicht bloß die Worte dieses Psalms: Schlecht und Recht, das behüte mich, sondern gewiß auch die weiteren: denn ich harre dein, und besonders die

Worte des 6. und 7. Verses: gedenke, Herr an deine Barmherzigkeit und an deine Güte, die von der Welt her gewesen sind; gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uebertretung; gedenke aber meiner nach deiner Barmherzigkeit um deiner Güte willen, die ihn so zu diesem Psalm hinzogen. Und wenn er auf seinem Krankenlager kurz vor seinem Ende das Vaterunser laut gebetet, und den christlichen Glauben zu beten versucht hat, so ist uns das ein Zeugniß, daß er in dem Glauben der christlichen Kirche, in dem er sein Lebenlang gestanden, auch den Todesweg hat gehen und vor das Angesicht seines Gottes hat hintreten wollen. — Am 25. December, dem ersten Weihnachtstage, hat ihn Gott von seinen letzten, kurzen, aber schweren Leiden erlöst, und wir wollen's als ein Zeichen hinnehmen, daß durch den Christus, der in Bethlehem geboren, auch sein Sterbetag zum Geburtstage des wahren, ewigen Lebens geworden ist. Heute am letzten Tage des Jahres, stellen wir seine Gebeine an einen Ort, wo sie ruhen sollen, bis auf den Tag der Auferstehung. Wir wollen es als ein Zeichen hinnehmen, daß, wie das alte Jahr wohl vergeht, eben um alsbald neu zu beginnen, so an dem Entschlafenen wohl das Alte vergangen, aber Alles neu geworden ist durch Den, der da spricht: Siehe, ich mache Alles neu. Der Herr schenke nun seinem Leibe eine ungestörte Ruhe, seiner Seele die Zöllnergnade, die er begehrt hat! Wir aber wollen Alle ihm ein Gedächtniß in Liebe bewahren, bis wir im Reiche des Herrn von Neuem mit ihm vereinigt werden. Besonders die, denen er wohl gethan, mögen ihm ein Gedächtniß in treuer Dankbarkeit bewahren. Und wir Alle wollen noch den Segen mitnehmen von seinem Sarge, daß wir gedenken, wie wir nicht bloß leben sollen für die Zeit, sondern für die Ewigkeit, und wie wir nicht leben, um uns zu leben, sondern um uns zu verläugnen und zu dienen, vor Allem dem Herrn und durch Ihn den Brüdern.

Lasset uns beten: Herr Gott, himmlischer Vater, wir danken Dir für alles Gute und für alle Barmherzigkeit, die Du dem Entschlafenen erzeigt von seiner Geburt bis zu dieser Stunde. Vor Allem danken wir Dir, daß Du Deinen Sohn auch für ihn hast in diese Welt gesandt, auf daß er nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe, und daß Du ihn durch Dein Wort und durch den heiligen Geist sein Lebenlang gelehret und gesuchet hast. Wir bitten Dich nun, Du wollest ihn ein barmherzig Gericht finden lassen vor Deinem Throne und ihn hingelangen lassen zu der fröhlichen und seligen Auferstehung vom Tode. Der Familie, der Du mit dem

Entschlafenen ein theures Glied und ihr Haupt genommen, wollest Du nun nahe sein mit Deinem Troste, wollest auch aus diesen Tagen ihr einen Segen hervorgehen lassen und ihr in Gnaden ersetzen, was Du ihr genommen. Uns Alle aber wollest Du auch durch diese Stunde erwecken, daß wir in der Zeit die Ewigkeit suchen, und daß wir nicht uns selbst leben, sondern Dir und den Brüdern. Erhöre unser armes Gebet, Du reicher Gott, der Du bist ein König der Gnade, der Gerechtigkeit und des Lebens. Amen.

XXXI.

Pastor Wilhelm Flörke,

geb. 1. Dec. 1814, gest. 6. August 1874.

I.

(Beilage zu den Mecklenb. Anzeigen 1874. No. 223. Von Professor Dieckhoff.)

Am 6. August ist Pastor Wilhelm Friedrich Heinrich Carl Flörke, wie bereits in Nr. 185 der Mecklenburgischen Anzeigen vom 11. August kurz mitgetheilt wurde, gestorben. In ihm hat unsere Landeskirche eines der hervorragenden Glieder ihrer Geistlichkeit, einen ausgezeichneten Theologen und einen Vertreter der heiligen Sache der Kirche verloren, dessen Einfluß weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes reichte. —

In Camin bei Wittenburg, wo sein Vater Präpositus war, am 1. December 1814 geboren, hat Flörke in den Jahren 1835—1838 in Rostock und Bonn seine theologischen Studien gemacht. Seit 1845 war er Pastor in Grambow, seit 1853 in Lübz und seit 1862 in Toitenwinkel. Wissenschaftlich hoch begabt, hat er sich durch eine Reihe von Schriften einen ehrenvollen Namen unter den lutherischen Theologen der Gegenwart erworben. Wir heben unter seinen Schriften die folgenden hervor. „Zur Lehre von der Kirche und ihrem Amt“ (Zeitschrift für die Lutherische Theologie und Kirche, Jahrgang 1852); „Die Menschwerdung Gottes

abgesehen von der Sünde" (ebendaselbst 1854); „Die Lehre vom tausendjährigen Reiche", 1859; „Ueber die letzten Dinge", 1866; „Vom hochwürdigen Sacramente", 1869; „Das Summepiscopat, seine Bedeutung und sein Fall", 1872. Die literarische Thätigkeit Flörke's war vornehmlich den Fragen des Dogma's und denen der Kirche und ihrer Verfassung zugewendet. Zur Behandlung dogmatischer Aufgaben war er durch seinen speculativen Scharfsinn und durch sein tiefes und reiches Glaubensleben in hohem Grade befähigt. In kirchenpolitischer Hinsicht hat Flörke stets und unverrückt die positiven Principien gegen die moderne Auflösung vertheidigt, wie er denn überhaupt ein durch und durch conservativer Charakter war. Charakteristisch für die Stellung, welche er in der kirchlichen Bewegung der Gegenwart eingenommen hat, war gleich die erste unter den angeführten Abhandlungen. Im Gegensatze zu der Höfling'schen Theorie trat er in derselben dafür ein, daß die Kirche als „die Stätte der Offenbarung Christi", als „die Hütte Gottes unter den Menschen" nicht Product der Gläubigen, sondern „institutum divinum" sei, und daß auch das Amt der Kirche nicht von der Gemeinde der Gläubigen hervorgebracht, von derselben aus sich herausgesetzt werde, sondern auf göttlicher Einsetzung beruhe. Wie es bei der unauflöslichen Beziehung, in welcher die Entwickelung des modernen Staats zu der Kirche und ihrer Stellung im Leben unseres Volks steht, nicht anders sein konnte, verfolgte Flörke auch die Entwickelungen des Staatslebens mit dem regsten Interesse. Zu der Politik, welche seit 1866 in Deutschland die Herrschaft gewonnen hat, stand er im entschiedensten Gegensatze. Mit dem tiefsten Schmerze erfüllte ihn die Stellung, welche der Staat zur Kirche eingenommen hat, die Entchristlichung des Staats und die Unterwerfung der Kirche unter die Omnipotenz desselben.

Bei seiner auf das Ganze der Kirche gerichteten Thätigkeit hat Flörke sein Pastoramt nicht vernachlässigt. Er hat sich desselben mit aller Treue angenommen, und auch in der Ausrichtung seines nächsten Berufs haben sich die Gaben, welche ihn auszeichneten, reichlich erwiesen. Besonders eignete ihm die Gabe der erbauenden Lehrpredigt. Daß seine Arbeit in seinen Gemeinden nicht ohne Segen geblieben ist, bezeugt die viele Liebe, die er in denselben gefunden hat.

Schon seit längerer Zeit war Flörke leidend. Erst seit Ostern jedoch erweckte sein Gesundheitszustand ernstliche Besorgnisse. Rascher noch als zu erwarten war, ist der Tod eingetreten. In Andreasberg auf dem Harze, wohin er sich seines erkrankten Sohnes wegen mit seiner Familie begeben

hatte, ist Flörke nach mehrtägigen schweren Leiden an der Darmschwindsucht gestorben. Seine Leiche ist auf dem Kirchhofe zu Toitenwinkel zwischen den Gräbern seiner ihm vorausgegangenen Kinder zur Erde bestattet. Pastor Kliefoth aus Volkenshagen hielt den Leichengottesdienst, zu welchem, obwohl die Zeit des Begräbnisses nur unsicher und Vielen zu spät hatte bekannt werden können, doch die Gemeinde, die an dem Abgeschiedenen so viel verloren hat, zahlreich versammelt war. —

2.

(Nach Mittheilungen von Verwandten und Freunden des sel. Pastor Flörke läßt sich über dessen Lebenslauf noch Folgendes berichten. Von J. v. M.)

Flörke's Großvater war gebürtig in der Priegnitz und starb 1787 als Präpositus zu Bützow. Dessen jüngster Sohn wurde im Mai 1813 zum Pastor in Camin bei Wittenburg gewählt und heirathete am 17. Januar 1814 Wilhelmine Bruger, eine Tochter des Domschulrectors Bruger in Schwerin, welcher Ehe sechs Kinder entstammen. Wilhelm Friedrich Heinrich Carl, geb. den 1. December 1814, war der älteste Sohn dieses Pastors, späteren Präpositus, Flörke. Er besuchte die Domschule in Schwerin und studirte in den Jahren von 1835—1838 Theologie in Rostock und Bonn. Seit Michaelis 1838 war er Hauslehrer, erst zu Leisten bei Plau, dann zu Boizenburg. Im Jahre 1844 erhielt er vom Grafen Bernstorff auf Wedendorf, dem Patron der Kirche zu Grambow bei Rehna, die Aufforderung, wegen der dortigen vacanten Pfarre eine Probepredigt zu halten. In Folge derselben compräsentirt, wurde er den 20. Juli 1845 zum Pastor in Grambow gewählt und im Herbste desselben Jahrs in sein Amt eingeführt, dessen er dort bis zu seiner Versetzung in eine andere Pfarre, im J. 1853, mit treuem Eifer und vielem Segen waltete. Sein Vorgänger, der nachherige Kirchenrath Salfeld, hatte in der Gemeinde, — nachdem vor ihm lange Zeit von der Grambower Kanzel nur Rationalismus gepredigt worden, — bereits einen guten Grund gelegt. Dem jungen Pastor Flörke fielen bald Aller Herzen zu. Auch im Hause des Patrons war viel Fragens nach reiner Lehre, um die Herzen fest und gewiß zu machen. Schöne, tiefanregende Unterhaltungen über Glaubensgegenstände fanden Abends im nahen, nur durch schöne Parkanlagen von der Pfarre getrennten Hause

des Patrons statt. Flörke lebte und webte in der Lehre des lutherischen Bekenntnisses und drang darauf, das Heil Gottes recht objectiv aufzufassen. Der Wedendorfer Hauslehrer, Candidat Eduard Rabe, so wie der im Glauben erfahrene Küster Herbert in Grambow, ein älterer Mann, waren seine innig verbundenen Freunde. Mit ihnen las er Abends im Pfarrhause die heilige Schrift, so namentlich den Römerbrief, mit regem Austausche ihrer Auffassungen. Sehr eifrig war er, besonders Kranken und Sterbenden den Trost des Glaubens zu bringen. Hier sprach er in einfacher, kindlicher Weise, — auf der Kanzel sehr begeistert, vielleicht etwas zu hoch für den geringen Mann. Mit den benachbarten jungen gläubigen Pastoren wurden Conferenzen gehalten, abwechselnd in den verschiedenen Pfarrhäusern. Hier seien genannt: die Pastoren Magnus Staak und Gustav Kliefoth, sowie der in Roggendorf zum Pastor erwählte geliebte Eduard Rabe. Für die jungen, großentheils ausländischen Candidaten der Umgegend wurde Flörke ein Helfer und Leiter, indem er sie aus ihrem subjectiven Gefühlschristenthum zum gesunden Glauben der lutherischen Kirche führte.

Flörke verlobte sich zu Ende des Jahres 1845 mit seiner längst im Stillen geliebten Louise Claren, Tochter des Getreidehändlers Georg Claren zu Boizenburg. Die Hochzeit fand am 11. Juni 1846 statt. Schon im April des folgenden Jahres starb die junge Frau nach der Geburt eines todten Sohnes. Für Flörke einer der am tiefsten empfundenen Schmerzen seines Lebens! Doch trug er denselben in rührend kindlicher Weise, ihn demüthig als Schlag aus seines himmlischen Vaters Hand nehmend. Nun gehörten Herz, Liebe und Kraft allein der Gemeinde: er opferte sich fast auf. Nach mehreren Jahren fanden die Bitten der Seinen allmälig Gehör und er fing an, Gott um eine zweite Lebensgefährtin zu bitten. Diese ward ihm in Franzisca Monich, Tochter des Pastor Monich zu Lübsee, mit welcher er sich am 14. September 1851 vermählte. Sie schenkte ihm nach Jahresfrist einen Sohn.

Die nur gering dotirte Grambower Pfarre ließ Flörke, der jetzt für eine Familie zu sorgen hatte, nach einer besser dotirten ausschauen. Er ward nach Lübz versetzt und am 16. December 1853 dort eingeführt. Das Feld der Thätigkeit, das ihn hier erwartete, war, verglichen mit dem, das er in Grambow aufgegeben hatte, ein ungleich schwierigeres. Er fand eine Gemeinde von nahezu 3500 Seelen; neben einem zweimaligen Gottesdienste in der Stadtkirche galt es an jedem Sonntage noch in zwei Filialen

alternirend zu predigen; später nach Wiederaufrichtung des Sophienstifts, kam auch noch ein regelmäßiger Wochengottesdienst hinzu. Indeß wurde dem Pastor durch Abtrennung der Hülfspredigerstelle von dem Rectorat und Einrichtung einer besonderen Pfarr-Collaboratur eine wesentliche Hülfe geschaffen. Aber auch in anderer Beziehung boten die Verhältnisse in Lübz größere Schwierigkeit. Die Gemeinde, welche bisher von Flörke bedient war, gehörte zu den kirchlichsten des Landes; diejenige, die er jetzt übernahm, war der kirchlichen Sitte entfremdet. Flörke's Nachfolger im Pfarramte zu Lübz berichtet über dessen Amtsführung und die dortigen Verhältnisse Folgendes:

„Bekanntlich fiel ganz vorzüglich in dem vierten und fünften Jahrzehnte des gegenwärtigen Säculums der Kirche unseres Landes die Aufgabe zu, die Schäden, die unter dem zersetzenden Einflusse des Rationalismus in die Gemeinden eingerissen waren, zu heilen und in den letzteren den Sinn für kirchliche Dinge auf's Neue zu wecken. Wer aber die Verhältnisse einer kleinen mecklenburgischen Landstadt kennt, der weiß, daß die Hindernisse, die sich da dieser Aufgabe entgegenstellen mußten, vielleicht bedeutender waren, als irgend wo anders. Die in der Regel abgeschlossene Lage, die Beschäftigung und Lebensweise der Bevölkerung, das vorherrschende kleine Handwerk, welches das Uebrige seiner Zeit und Sorge auf den Ackerbau verwendet, eine Honorationenschaft, deren Bildung nur in beschränkteren Fällen das Maß kleinbürgerlicher Anschauungen übertrifft, — dies Alles bezeichnet eben so viele Gründe, weshalb es in den kleineren Städten an jener geistigen Regsamkeit zu fehlen pflegt, ohne welche doch einmal auch das Evangelium seinen weckenden Einfluß nicht zu üben vermag. Ein tüchtiger Vorgänger Flörke's hatte vier Jahre lang Kraft und Eifer daran gesetzt, die Lübzer Gemeinde aus ihrer kirchlichen Indifferenz emporzuziehen, aber umsonst. Flörke ging mit freudigem Muthe an die Arbeit, vor die er sich gestellt sah. Freilich sollte es auch ihm nicht vergönnt sein, seine Mühe mit befriedigendem Erfolge gekrönt zu sehen. Aber immerhin konnte die Wirksamkeit einer so bedeutenden Persönlichkeit nicht ohne sichtbare Segensspuren bleiben. Flörke's Predigten haben sich nie nach der erwecklichen Seite ausgezeichnet. Seine speculative Begabung, die ihn zur Vertiefung in der Lehre so außerordentlich befähigte, verleugnete sich auch auf der Kanzel nicht, und die Folge war, daß seine Rede nicht für Alle und Jeden zugänglich ward. Aber der tiefe sittliche Ernst, der seine Predigten durchzog und der das im persönlichen Glauben festgegründete Herz des

Mannes verrieth, verfehlte nicht, selbst in weiteren Kreisen Eindruck zu machen; und die Zahl der Gemeindeglieder, welche anfingen, sich regelmäßig um seine Predigten zu sammeln, war eine nicht unerhebliche, namentlich aus den gebildeteren Ständen. Die specielle Seelsorge, für welche er ein großes Geschick hatte, betrieb Flörke mit dem gewissenhaftesten Fleiße und nicht ohne bedeutende Erfolge. Er besaß eine herzgewinnende Freundlichkeit; dadurch wurde es ihm leicht, das Vertrauen seiner Gemeindeglieder zu gewinnen, besonders am Krankenbette; und wenn er Jemanden in das Angesicht zu strafen hatte, wie er denn in dieser Hinsicht kein Ansehn scheuete, so kam es wohl vor, daß man ihm heftig zürnte, aber niemals zweifelte man an der Rechtschaffenheit seiner Gesinnung. Ganz vorzüglich nahm sich Flörke der Armen an. Sein Wohlthätigkeitssinn, der ihn bewog, wenn es eine Noth zu lindern galt, auch das Letzte hinzugeben, war in der Gemeinde fast sprichwörtlich geworden. Die Theilnahme, welche er für die Armen empfand, bewog ihn auch, für den kirchlichen Armenkasten in Lübz, ein schon seit der Reformation bestehendes Institut von nicht unbedeutendem Besitz an liegenden Gründen und baarem Vermögen, eine zweckmäßigere Organisation in Aussicht zu nehmen. Sein Gedanke war, der Verpflegung aus demselben eine ausgeprägtere kirchliche Gestalt zu geben; und wenn auch seinem Plane zum Ankauf kleinerer Häuser, um darin Arme untadeligen Christenstandes unterzubringen und zu versorgen, Hindernisse in den Weg traten, so erreichte er doch die Einrichtung besonderer Pfleglingsstellen. So ist auch seiner hervorragenden Betheiligung an der Wiederaufrichtung des Sophienstifts zu Lübz rühmend zu gedenken. Mit diesem Stifte hat es folgende Bewandtniß. Die Herzogin Sophie von Mecklenburg, eine geborne Prinzessin von Schleswig-Holstein, residirte nach dem frühzeitigen Tode ihres Gemahls, des Herzogs Johann, in Lübz. Sie hatte die Noth des Wittwenstandes in reichlichem Maße zu erfahren; auch erlebte sie die Vertreibung ihrer beiden Söhne, der Herzöge Adolf Friedrich und Johann Albrecht, durch Wallenstein. Das Unglück aber, das sie traf, diente ihr nur zur Befestigung ihrer Frömmigkeit; und als die Vertriebenen zurückkehrten, bauete sie, wie sie es in ihrem Unglück gelobt hatte, ein Haus, in welchem neun arme Wittwen evangelisch-lutherischen Bekenntnisses und unanstößigen, rechtschaffenen Wandels Kost und Unterhalt finden und unter einer Vorsteherin aus dem Bürgerstande ein gemeinsames Leben in täglicher Erbauung aus dem Worte Gottes führen sollten. Mit dem Hause verband sie eine Kirche, richtete eine eigene Stiftspredigerstelle ein

und erwarb außerdem in der Stadt mehrere Häuser, in welchen auch Wittwen aus dem adeligen und höhern Bürgerstande ihren Lebensabend in auskömmlicher Weise beschließen sollten. Das Ganze aber dotirte sie reichlich mit Schenkungen und Verschreibungen aus dem Amte Lübz, ja sogar mit den Gütern Bergrade und Neuhof, die sie zu diesem Zweck ankaufte. Die Herzogin starb ein Jahr nach Aufrichtung des Stifts. In der Folge ist ihre Stiftung den mannigfachsten Störungen, Abbrüchen und Schmälerungen schon während des dreißigjährigen Kriegs und auch in späteren Kriegsnöthen ausgesetzt gewesen; nicht zum Wenigsten aber hat sie unter nachlässiger Verwaltung zu leiden gehabt. Schließlich stand zwar noch das Wohnhaus und die Kirche; auch war ein Rest liegender Gründe geblieben: aber der Gedanke, den die fromme Herzogin mit ihrer Einrichtung verbunden gehabt hatte, war vergessen, — die Kirche verfallen, das Haus bewohnt von Leuten, die die Amts-Armencasse unterzubringen hatte; und es hätte wenig gefehlt, so wäre zum Vortheil der letzteren Haus und Kirche auf Abbruch verkauft worden, wenn nicht um dieselbe Zeit, als die betreffenden Anträge dieserhalb vorlagen, der Oberkirchenrath eingesetzt worden wäre. Auf Vortrag dieser Behörde bestimmte Seine Königliche Hoheit der Großherzog, daß die Stiftung nicht unter den Hammer gebracht, sondern in dem Sinne der Herzogin Sophie wieder hergestellt werden solle. Da gab es denn Arbeiten der mannigfachsten Art: Haus und Kirche mußten ausgebauet, der noch vorhandene Besitzstand mußte festgestellt, Rechtsansprüche mußten durchgefochten werden. Und an allen diesen Arbeiten hat sich Flörke in rastloser Thätigkeit betheiligt. Dafür erlebte er auch die Freude, daß im Jahre 1857 die würdig ausgebauete Kirche geweihet und das Gemeinhaus von neun Wittwen und einer Vorsteherin bezogen werden konnte. Später, nach der Ansammlung eines hinlänglichen Baarvermögens, sind, ganz im Sinne der Herzogin, auch noch Präbenden für Wittwen aus dem adeligen und höheren Bürgerstande eingerichtet. In Lübz aber wird das Andenken Flörke's immer mit der Restauration des Stiftes verbunden und in Ehren bleiben. — Bei aller Arbeit, die das Pfarramt von ihm forderte, fand Flörke dennoch auch in Lübz Zeit zu mannigfacher literarischer Thätigkeit. Er schrieb damals z. B. seine umfangreiche Schrift über die letzten Dinge. Auch fiel in die Lübzer Zeit sein ausgezeichneter, später im Mecklenburgischen Kirchenblatte abgedruckter Vortrag: „Ueber das Gewissen, als bloßes Formalprincip," den er auf der Pastoralconferenz zu Gadebusch gehalten hat." —

Am 15. Aug. 1862 ward Flörke in das Pfarramt zu Toitenwinkel berufen, welches er Michaelis desselben Jahres antrat und in welchem er bis an sein Lebensende verblieb. — Aus seiner zweiten Ehe entsprossen ihm sieben Kinder; aber nur eine Tochter, verheirathet an Conrad Bachmann, Pastor der lutherischen Kirche in Preußen, ist von ihnen noch am Leben. Es waren sehr schwere Prüfungen für Flörke, so manches liebe Kind vor sich ins Grab sinken zu sehen. Als auch der letzte hoffnungsvolle Sohn, angehender Student der Theologie, an der Schwindsucht hinsiechte, da brach dem Vater das Herz. Er war zu des Sohnes Erholung und wegen seiner eigenen, schon längst schwachen Gesundheit mit seiner Familie nach Andreasberg am Harz gegangen: dort starb er, noch sieben Wochen vor seinem Sohne, am 6. August 1874. Die Leiche ward nach Toitenwinkel gebracht und auf dem dortigen Kirchhofe bestattet. Pastor Kliefoth zu Volkenshagen hielt ihm die Leichenpredigt über Offenb. Joh. 3,12:

> „Wer überwindet, den will ich machen zum Pfeiler in dem Tempel meines Gottes und soll nicht mehr hinausgehn; und will auf ihn schreiben den Namen meines Gottes, und den Namen des neuen Jerusalems, der Stadt meines Gottes, die vom Himmel herniederkommt, von meinem Gott, und meinen Namen den neuen." —

Flörke's schriftstellerische Thätigkeit betreffend, so ist das darüber schon Gesagte noch dahin zu ergänzen, daß er fleißiger Mitarbeiter an der Rudelbach-Guerikeschen, so wie an der Kliefoth-Mejerschen und Kliefoth-Dieckhoffschen theologischen Zeitschrift war, auch seit 1848 politischen Zeitungen manche Aufsätze lieferte. Denn der Zusammenhang der politischen Fragen und Ereignisse mit den Fragen und der Lage der Kirche beschäftigte ihn seit jenem Jahre fort und fort, — mehr noch seit 1866, dem Beginne der deutschen Umgestaltung. Mit dem Reichthum seines Wissens, seines Scharfsinnes und Gemüths durchforschte er diesen Zusammenhang, vertiefte er sich in denselben und erhob er dann, sei es belehrend, sei es warnend seine Stimme. In zwei Brochüren hat Flörke die Summe solcher Forschungen auf diesem Gebiete niedergelegt, gleichsam sein kirchenpolitisches Testament. Die Eine, 1870 bei Schumann in Schneeberg anonym erschienen, ist betitelt:

> „Wider Herrn Professor Dr. Scheele. Eine Deutsche Antwort auf eine Preußische Frage von einem Mecklenburgischen Geistlichen."

Professor Scheele zu Berlin hatte in mehreren Schriften mit großem Freimuthe manche Gebrechen der preußischen Landeskirche gegeißelt, aber

verlangt, daß die preußischen Annexionen außerhalb der Discussion bleiben sollten. Dem gegenüber hebt Flörke mit schneidiger Dialectik und in glaubensmuthiger Sprache die Gefahren und die Schmach hervor, wenn die Kirche jegliche Staatsaction, als dem Richtscheid des göttlichen Worts enthoben, kritiklos acceptire.

Die andere Schrift erschien 1872 bei Carl Brandes in Hannover, betitelt:

„Das Summepiscopat, seine Bedeutung und sein Fall. Von W. Flörke, Pastor in Toitenwinkel."

Der Verfasser zeichnet fest und klar die Grundlinien für eine zu erstrebende Verfassung der lutherischen Kirche. „Die Staatskirche an sich ist das gänzlich Geistlose und nur die unter ihrer Herrschaft befindliche wirkliche Kirche erhält uns noch, hält die Gerichte Gottes noch auf." Schrift und Bekenntniß, sagt Flörke, fordere episcopale Regierungsform. „Das Episcopat gehört zu den Gütern, die unter allen Umständen erhalten werden müssen, ohne welche die Kirche nicht die apostolische mehr ist." Das Summepiscopat verdanke seine Entstehung nur geschichtlicher Veranlassung, — es komme und gehe; es setze voraus: christliche Obrigkeit, christliches Volkswesen und Mitgliedschaft zur Kirche; es sei nur zu toleriren, wenn es den großen Grundsatz von der Trennung der beiden Schwerter aufrecht erhalte; — weder aus der Natur des Staats, noch aus der Natur der Kirche sei es zu erklären. Die landesherrliche Kirchenregierung sei daher an sich durchaus nicht die correcte Sache, sondern nur ein an Bedingungen geknüpftes Provisorium. Die moderne Staatsentwickelung bringe das göttliche Recht der Kirche und das formelle Recht des Summepiscopats in ein immer schreienderes Mißverhältniß, wenn schon dieser Proceß sich nicht überall gleichmäßig vollzogen habe. „So, Gott sei Dank," — sagt Flörke — „auch in Mecklenburg noch nicht, und es ist mir Bedürfniß, auch hier auszusprechen, wie viel die Kirche bei uns unserem regierenden theuren Herrn und den von ihm erwählten Räthen dankt. Und nur der schnödeste Undank könnte das vergessen, wie viel wir auch den altständischen Reversalen zu danken haben." — Was aber überall die Kirche als stiftungsmäßig und ihrem Wesen und Gedeihen entsprechend zu erstreben habe, sei die episcopale Ausgestaltung ihrer Verfassung, und zwar, um anzuknüpfen an vorhandene Verhältnisse und Beziehungen, eine apostolische Superintendentur-Verfassung, verstärkt und umgeben durch Synoden. Nämlich: bereits bestehende größere landschaftliche

kirchliche Verbände unter General-Superintendenten, qua Bischöfen, die theils unter sich, theils mit den ihnen untergebenen Superintendenten und Pastoren Synoden abzuhalten haben, — für gewisse Fälle General-synoden mit Zuziehung von Laien, und zwar solchen, die ein Helferamt im Dienste der Kirche bekleiden.

Für die Lösung der immer näher rückenden Verfassungsfrage der Kirche liefert Flörke's Schrift über das Summepiscopat einen hochschätzbaren Beitrag, — nicht genug Allen zum Studium zu empfehlen, die sich mit dieser Frage beschäftigen.

XXXII.

Claus Detloff von Oertzen,

Geheimerath und Oberhauptmann,

geb. 11. April 1736, gest. 4. August 1822.

(Von Geh. Legationsrath von Oertzen auf Leppin.)

Der Vater: Claus Detloff von Oertzen auf Gorow und Kl. Bölkow, K. Dänischer Hauptmann a. D., geboren den 3. December 1698, starb zu Rostock in seinem 92. Lebensjahre am 4. Mai 1790.

Die Mutter: Eva Susanna, geboren 1708 (Tochter des K. Dänischen Etatsraths und Herzoglich Mecklenburgischen Landraths Friedrich von Oertzen auf Roggow, Altenhagen, Gerdshagen, Nienhagen, Wakendorf und Brunshaupten und der Susanna Franzina von Bülow aus dem Hause Gudow), ward vermählt zu Gudow am 3. Juni 1724 und starb den 27. April 1747, nachdem sie 15 Kindern das Leben gegeben, von denen nur ein damals elfjähriger Sohn und vier Töchter sie überlebten.

Letztere verheiratheten sich: die beiden Aeltesten 1749 mit dem Kammerjunker Baron von Forstner und dem Herrn von Moltke auf Schorßow, später auf Walkendorf, die Dritte 1750 mit dem Herrn von Koppelow auf Möllenbeck und die Vierte 1756 mit dem Kammerjunker von Bibow. Die Hochzeiten der drei älteren Schwestern wurden bei den Großeltern in Roggow, die der Vierten, nachdem der Großvater 1754 gestorben war, in Gorow gefeiert.

Claus Detloff's Geburt ist von der Hand seiner Mutter in die zu Leppin aufbewahrte Familienbibel mit folgenden Worten eingetragen:

„Anno 1736 den 11. April des Abends ümb 6 Uhr ist unser drittes Söhnlein geboren und den 12. April zur heiligen Tauffe befördert, wir haben ihn den Nahmen Claus Dethloff, nach den sehligen Herrn Obrist von Örtz, als mein Mann sein Vaterbruder, geben lassen, die Taufzeugen waren mein ältester Bruder, die Frau von Bülaun von Bölckau, meine Frau Schwiegerin, die Frau von Halberstadten. Der liebe Gott gebe zu dieses lieben Kindes Erziehung seine Gnade, damit er täglich in allen christlichen Tugenden möge wachsen und zunehmen, auf das wir an ihn auch mögen Ehre und Freude erleben, ümb Christi willen."

Gemahlin: über seine Verheirathung enthält die erwähnte Familienbibel folgende Eintragung von der Hand der jungen Frau:

„Anno 1762 den 24. November ist Herr Claus Detloff von Oertzen, Ober-Cammerjunker am Schwerin'schen Hofe, mit Charlotte Ernestine Juliane von Weitershausen zu Ludwigslust durch priesterliche Einsegnung zusammengegeben worden. Gott der Herr guter Herzen lasse sich dieses Band gefallen ewiglich, er cröne es mit zeitlichen und ewigen Segen; er lasse uns seine Güte allezeit fühlen und empfinden, daß wir seinen Nahmen dafür loben und ihn mit unserm Wandel preisen, bis wir endlich nach vollbrachtem Ziel ihm ein ewiges Halleluja bringen können. Wozu er uns um Christi willen aus Gnaden verhelfen wolle. Amen."

Diese Frau stammte aus Franken, aus einem dort noch blühenden Geschlechte, war geboren am 15. Februar 1737, erzogen im adligen Stifte zu Altenburg, dann Hofdame der Prinzessin Charlotte Sophie von Sachsen-Coburg-Salfeld geworden und mit dieser nach Mecklenburg gekommen, als dieselbe im Jahre 1755 dem zweiten Sohn des Herzogs Christian Ludwig, dem Prinzen Ludwig, Vater des Großherzogs Friedrich Franz I., vermählt wurde. Ihr nahes Verhältniß zu dieser Fürstin wurde später von Neuem dadurch befestigt, daß ihre Tochter Charlotte, später vermählt an den Obermarschall von Bülow auf Düssin, Retgendorf, Schlagsdorf und Flessenow, Hofdame der „Herzogin Frau Mutter" — so wurde die im Jahre 1778 verwittwete Fürstin nach dem Regierungsantritte ihres Sohnes genannt — und ihr Sohn Friedrich deren Hofchef wurde.

Sie war eine Frau von lebhaftem Verstande und festem Charakter. Ihre noch in der Familie erhaltene kleine Bibel, anscheinend ein Confirmationsgeschenk des Stiftspfarrers Thienemann zu Altenburg aus dem

Jahre 1754, trägt zahlreiche Spuren ihres fleißigen Gebrauchs; viele der tröstlichsten und wichtigsten Schriftstellen sind von ihrer Hand unterstrichen.

Die schönen Portraits des jungen Paares sind noch in der Familie erhalten.

Von den in dieser Ehe geborenen acht Kindern sind vier ganz jung gestorben. Die beiden überlebenden Söhne sind Jasper, als Landdrost zu Güstrow 1827 verstorben, und Friedrich, der spätere Ober-Appellations-Gerichts-Präsident; von den zwei überlebenden Töchtern wurde die Aeltere, Charlotte, die zweite Gemahlin des Obermarschalls von Bülow, die Jüngere, Sophie, starb als Domina des Klosters Ribnitz am 23. Januar 1837.

Ob das junge Paar sogleich nach der Heirath seinen Wohnsitz in Rühn genommen, oder wann es denselben dorthin verlegt hat, liegt nicht klar vor. Im Jahre 1776 führt der erste Staatskalender schon Claus Detloff von Oertzen als Oberhauptmann der Aemter Sternberg, Tempzin, Warin, Bützow und Rühn auf. Daraus, daß die Familienbibel mehrere Mitglieder der Herzoglichen Familie und des Hofes als Gevattern der Kinder nennt, wird sich ein Schluß auf nähere Beziehungen zum Hofe nicht machen lassen, vielmehr ist anzunehmen, daß die Stellung als Ober-Kammerjunker damals nur, wie heutzutage die der dienstthuenden Kammerherren, zu periodischen kurzen Dienstleistungen am Hofe verpflichtete. Die väterlichen Güter hatte Claus Detloff schon in jungen Jahren übernommen vom Vater, der nach dem im Jahre 1747 erfolgten Tode seiner Frau und der Verheirathung seiner vier Töchter nicht mehr lange dort gewohnt zu haben scheint. Da im Jahre 1756 noch die Hochzeit seiner jüngsten Schwester mit dem Kammerjunker von Bibow zu Gorow gefeiert ward, im Jahre 1757 aber Claus Detloff schon im herzoglichen Dienste angestellt ward, scheint er selbst in Gorow nicht mehr als Besitzer gewohnt, vielmehr die Güter vom Vater, der nach Rostock zog, nur zu dem Zwecke übernommen zu haben, um eine Ordnung der verwickelten Vermögensverhältnisse zu versuchen. Es gehörte zu den schmerzlichsten Prüfungen seines Lebens, daß ihm diese Aufgabe nicht gelang, er vielmehr genöthigt war, den ererbten Besitz seiner Vorfahren zu veräußern. Er vertauschte im Jahre 1767 Gorow, Kl. Bölckow und Clausdorf an seinen Vetter, den Erblandmarschall von Bülow auf Gudow, gegen das im Hannover'schen Amte Neuhaus am rechten Elbufer belegene Gut Preten, ohne jedoch dadurch seine Vermögensverhältnisse zu verbessern, vielmehr mußte auch

Preten, das durch Ueberschwemmungen der Elbe vielen Schaden litt, später wieder verkauft werden.

Aus Claus Detloff's Jugendzeit ist nur bekannt, daß er in Jena studirt hat. Die Cameral-Wissenschaften, National-Oekonomie und Landwirthschaft scheinen ihn stets besonders interessirt zu haben. Er führte später Notizbücher, in welche er besonders solche Notizen aus der Praxis, aus Zeitschriften und Büchern eintrug, die für die Verwaltung ein praktisches Interesse zu haben schienen. Ebenso machte er bei verschiedenen Reisen, z. B. nach Franken, wohin ihn die verwandtschaftlichen Verbindungen seiner Frau mehrmals führten, zahlreiche Notizen über die Verhältnisse von Land und Leuten. Ein ziemlich vollständiges Tagebuch liegt vor über eine Reise nach „Hoff im Voigtlande", die er im Jahre 1775 mit seiner Frau zum Besuche eines ihrer Brüder unternahm. Die Abreise von Rühn erfolgte am 1. Juli, man fuhr in kleinen Tagereisen über Havelberg, Zerbst, Leipzig, Gera — erst am 17. Juli gelangte man von Schleiz über Gefelde, „welches schon Baireuthisch ist", bis Hoff. Der Aufenthalt in Hoff und Umgegend dauerte bis Ende August, dann erfolgte die Rückreise über Altenburg, Leipzig, Cöthen, Magdeburg, Stendal und die Heimkehr in der Mitte des Septembers. Die meisten Tagebuchs-Bemerkungen von dieser Reise beziehen sich auf Bodenkultur, Meliorationen, wirthschaftliche Verhältnisse und Sitten der Bevölkerung, zuweilen werden auch politische Verhältnisse berührt. Einige kurze Auszüge mögen hier folgen; sie charakterisiren den Mann und seine Zeit.

„Leipzig den 15. Juli. Bei dem äußeren Glanz dieser Stadt und dem großen Reichthum vieler Einwohner klaget man doch sehr über den Verfall der Handlung, in Entgegenhaltung voriger Zeiten, und zwar vor dem Englischen Kriege. Das Publikum selbst soll in großen Schulden stecken, die Verlegenheit machen, und den niederen Stand drücken, dessen Abgaben enorm sein sollen. Von diesen ist es schon zur Klage nach Dresden gekommen. Von daher ist eine Commission niedergesetzt, die die Ursachen des Verfalls untersuchen und Mittel zur Abhelffung aufsuchen soll. Die Commission soll den Hauptgrund in der übeln Administration setzen und es soll derselben auffallend sein, wie es auf rechtmäßige Art möglich sei, daß ein regierender Bürgermeister, der in mäßigen Umständen gewesen ist, während seines Regiments, welches nur jedesmal zwei Jahre dauert, bei einem Gehalt von circa zwei bis drei Tausend Thalern große Reichthümer erwerben kann. Commissio hat auch ein ziemlich wirksames

Mittel gegen diese Krankheit gefunden, nämlich eine Repartition der Stadtschulden so zu machen, daß die reichsten Einwohner zur Erleichterung des niedrigen Standes viel bezahlen sollen. Einen Banquier soll allein auf sein Theil 80,000 Thaler treffen. Der Richtigkeit halber hat man diesem eine Verschreibung auf 50,000, so die Stadt ihm schuldig ist, abgenommen und wegen der alsdann noch übrigen 30 Mille ihm Termine gesetzt. Magistrat und viele Reiche sollen mit dieser herrischen Kur etwas unzufrieden sein und wirklich dieserhalb ad Caesarem appelliret haben. Die französische Colonie hieselbst, die der Sage nach den zwanzigsten Theil der Häuser in Leipzig besitzt, soll sehr darüber alarmirt sein und gar mit einer Auswanderung gedrohet haben." u. s. w.

„Bei dem großen Handel und Reichthum hieselbst ist kein großer luxe. Der Kaufmann macht es sich zur Regel und zum Gesetz hier in gewissen Schranken zu bleiben. Die reichsten Kaufleute haben keine équipage, ja sogar sehr viele keine Bedienten in livrée. Es soll schwer halten, von beiden hier so viel als in Rostock zu finden. Man hält es schon dem Credit eines Kaufmanns nachtheilig, wenn er anfängt äußerlichen Aufwand zu machen." — —

„Den Abend trafen wir spät in Zeitz ein. Die Gegend ist ein wahres Paradies in Ansehung der Güte des Ackers. — — Schade ist es, daß durch ganz Sachsen die Hauswirthe nicht wissen Abzugs-Ackergräben zu machen. Der Beweis ist deutlich an der Wintersaat zu sehen, daß in ebenen Stellen und an den Furchen Alles ertrunken ist. Anstatt man die Furchen zwischen die Ackerstücke wenigstens aufackern und vertiefen sollte, so läßt man solche ungeackert liegen, macht Wiesen daraus und sichelt sie ab. Dieses sieht bei dem herrlichen Acker erbärmlich aus. Man schont hier den Acker um ihn nicht zu vergraben, sowie in Mecklenbung der Bauer die Ueberzweige der Obstbäume, die bis auf die Erde wachsen." —

Der Aufenthalt in Hof ist gleichfalls zu sorgfältiger Beobachtung der dortigen Landesverhältnisse benutzt. Längere Ausführungen „Von der Beschaffenheit der ritterschaftlichen Freiheiten", „Von Landständen hieselbst" und dgl. wechseln mit landwirthschaftlichen Bemerkungen aller Art. Auf das Eingehendste beschreibt er einige von ihm besuchte Gutswirthschaften der Umgegend, namentlich die des Gutes Hofeck, dem Geh. Rath von Beulwitz gehörig („er passirt in dieser Gegend für einen der besten Oekonomen"), und des Gutes Zetwitz, im Besitz des ehemaligen preußischen Ministers in Regensburg von Plotho, wobei besonders die Verhältnisse

der Bauern und der ländlichen Arbeiter sehr genau geschildert werden. Zwischendurch finden sich oftmals Bemerkungen über Württemberg, namentlich über die forstlichen und kirchlichen Verhältnisse dieses Landes, auf Grund der Mittheilungen eines Schwagers, des württembergischen Oberforstmeisters v. Weitershausen aus Stuttgart, der gleichzeitig mit ihm den Bruder in Hof besuchte. Als besonders vorzüglich hebt er die württembergischen Einrichtungen zur Ausbildung der Theologen heror, sowie die verfassungsmäßige Unabhängigkeit der Kirche vom Landesherrn, der damals katholisch war.

Bei der Rückreise wird in Altenburg — damals zu Sachsen-Gotha gehörig — ein mehrtägiger Aufenthalt gemacht, das Fräulein-Stift mit seinen lieben Erinnerungen besucht und auch am Hofe Aufwartung gemacht. Wir entnehmen dem Tagebuch darüber Folgendes:

„Am Mittag trafen wir in Altenburg ein, wo Landtag und der ganze Gothaische Hof war. Der Hof ist jetzt lange so glänzend nicht, als ich ihn unter voriger Regierung in den Jahren 1755 und 1756 gekannt habe. Die Begeisterung, die die damalige Herzogin demselben gab, scheint mit derselben erloschen zu sein. Der Herzog brilliren und preveniren auf keine Art; ob Sie es nicht wollen oder nicht können, davon konnte ich in der Kürze der Zeit zu wenig Licht erhalten. Daß er ein guter und billig denkender Fürst ist, verspricht sein Aeußerliches schon, und alle Welt bestättiget dieses. Daß diese Regierung auf mehr soliden Grundsätzen gebauet ist als die vorige, zeiget die vernünftige und gute Oeconomie, die doch nicht so weit getrieben ist, daß der Anstand dadurch leidet, oder daß die Unterthanen dadurch Gefahr laufen oder verlieren." — —

„Seit dem vor zwölf Jahren gewesenen letzten Landtage ist kein Hof in Altenburg gewesen. Stadt und Schloß verdienten es, daß es öfter geschähe. Letzteres ist sehr anständig eingerichtet und wohl unterhalten. — — Das Land von der Seite nach Gera und nach Leipzig, soweit ich solches gesehen habe, giebt den fruchtbarsten und am besten bebauten Gegenden vor Leipzig nichts nach. Domainen, Ritter- und Bauergüter sind hier größer als in Vogtland und Francken." — —

„Die Frau Oberhofmeisterin v. X., eine Dame nahe an 80 Jahren, hat noch dasselbe Feuer und den Geist, womit sie ehemals das ganze Land regierte. In gekörnten Worten und Ausdrücken sagt sie der ganzen Welt viel Verbindliches, woran ihr Herz gar keinen Antheil nimmt. Sowie sie und ihre Verdienste jetzo weniger als vormals gesucht und geschätzet werden,

so scheint ihr empressement zuzunehmen sich verdient zu machen, und als eine kluge Frau erreicht sie auch dadurch, daß äußerlich zu urtheilen ihr an den vormahligen Vorzügen nichts abgehet."

In weiterem Verlauf der Rückreise werden besonders die Anhalt'schen Lande als gut cultivirt gerühmt, desgleichen die Gegend vor Magdeburg, jedoch in letzterer ein Mangel an Weiden, Wiesen und Holz, sowie ein außerordentlich starker Anbau von Kohl und Wurzeln zum Ersatz der fehlenden Weiden bemerkt. „Aus Mangel an Hölzung wird hier Stroh zur Feuerung gebraucht, ja ich habe sogar an Gärten Befriedigungen von Stroh gefunden". In der Altmark wurde ein Dorf berührt, das kurz vor der Erndte abgebrannt war und jetzt wieder aufgebaut wurde. „Die Unterthanen beschwerten sich, daß der König ihnen in nichts bei diesem Unglück zu Hülfe käme, auch nicht einmal mit Holz, welches sie baar ankaufen müßten. Ein Unterthan, der eben sein Haus richtete, hatte es von lauter Eichenholz gebauet, das seiner Angabe nach hier wohlfeiler als Tannenholz ist. Gleich daneben wurde ein Pfarrhaus auf Königs Rechnung gebauet, welches inwendig und auswendig bis zur Sohle ganz von Tannen gebauet wurde. Da ich hierüber meine Verwunderung äußerte, erhielt ich zur Antwort, eine caprice der Förster und Mangel der Aufsicht für des Königs Interesse sei die einzige Ursach dieser Bauart."

Im Jahre 1778 unternahm Oertzen eine Reise nach Hannover, um seine älteste Tochter, damals 14 Jahre alt, zur Vollendung ihrer Ausbildung dem Hause des Hofrath Rudloff zu übergeben. Auch von dieser Reise ist ein Tagebuch erhalten. Die erste Tagereise ging von Rühn bis Toddin, „wo wir mit Freundschaft und Güte aufgenommen wurden", die zweite bis zu seinem Gute Preten, die dritte bis Lüneburg, — „hier gab Herr v. Oldershausen uns ein Souper" — u. s. w. Die dann bald folgende „elende Heidegegend machte einen traurigen Anblick für das ökonomische Auge"; doch meint er, die Heide könnte zu einem großen Theil für den Ackerbau brauchbar gemacht werden, besonders wenn die zu nassen Niederungen entwässert würden. Daneben erregt Aufmerksamkeit die vorzügliche Cultur der Eichen, freilich gemischt mit dem Bedauern, daß die Obstbaumzucht, für die Oertzen sich besonders interessirte, darunter zu leiden schien. „Die Kammer in Hannover sucht aber diesen Fehler durch eine große und nachzuahmende Veranstaltung zu verbessern. Es werden auf königliche Kosten große Plantagen der besten Obstarten von königlichen Gärtnern angelegt, die Bäume werden den Unterthanen umsonst gegeben

und von Gärtnern gepflanzet". In Hannover angekommen, „lieferte ich meine liebe Gefährtin in die Hände ihrer künftigen Pflegemutter, der Frau Hofräthin Rudloff, von welcher sie mit offenen Armen aufgenommen ward."

Der Aufenthalt in Hannover dauerte vier Tage, die unter Führung des Hofrath Rudloff bestens genutzt wurden. Am ersten Tage besuchte man das hinter Herrenhausen stehende Hannöversche Lager von sechs Bataillonen Infanterie und vier Regimentern Cavallerie. „Obgleich durch widrigen Zufall heute kein maneuvre gemacht ward, wurde meine Neugierde doch einigermaßen befriedigt, da ich nie ein Lager gesehen hatte. Dem commandirenden Prinz Carl, der in Stöker sein Hauptquartier hatte, machte ich die Cour, sowie dessen Bruder, Prinz Ernst." (Es waren dies zwei mecklenburgische Prinzen aus dem Strelitz'schen Hause, Brüder der damaligen Königin von England und Hannover; Prinz Carl gelangte 1794 zur Regierung, war der Vater der Königin Luise von Preußen und der Königin Friderike von Hannover und starb als Großherzog im Jahre 1816, sein Bruder Prinz Ernst im J. 1814). An einem anderen Tage wurden Herrenhausen und Montbrillant besichtigt. „Der Garten zu Herrenhausen ist vaste, hat etwas Königliches, ist aber zu regelmäßig nach dem neuen Geschmack, da Alles schief und barock sein soll." Am folgenden Tage „machte ich meine Visiten zuerst bei die Herren Ministers. Ich ward angenommen bei Herrn Präsident v. Lenthe auf dem Bette, dieser alte Mann schien ganz affable zu sein. Der Geh. Rath v. Brehmer ließ mich in seinem Vorzimmer, wo viele Beamten warteten um ihm die Cour zu machen, nicht lange warten, sondern gönnte mir den ersten Zutritt. Sein Empfang war etwas schwerfälliger als der des Ersteren, obgleich dieser gehen konnte und jener im Bette lag. Da er mir als ein Hauptarbeiter der Kammer, der sich in das gemeinnützige Feld besonders hervorthut, beschrieben war, so übergab ich ihm eine Abschrift der Beschreibung, wie bei uns mit der Inoculation (des Rindviehes) verfahren wird. Er nahm es an, als wenn er mir die Gnade nicht versagen wolle, äußerte aber den Gedanken, daß es besser wäre, wenn man Mittel fände die Seuche ganz zu verhindern. Ich konnte ihm hierin unmöglich Unrecht geben und empfahl mich geschwinde. Den Geh. Rath v. Busche habe ich auf der Promenade im Garten zu Montbrillant mit seiner Gemahlin kennen gelernt." Dann folgte „mir zu Ehren ein großes Diner bei dem Herrn Hofrath Rudloff, um mir die Bekanntschaft einiger interessanter Leute zu machen." Als solche werden

dann u. A. genannt: Geh. Justizrath Meier, „ein Greis über 70 Jahren, der durch Arbeit, Talent, Redlichkeit, Uneigennützigkeit sich Ansehn im Ministerium und in London erworben hat," Hofrath Falcke, ehemaliger Delegat in Wetzlar bei der Visitation, „ein Mann, der viele Sachen im Kopfe hat, sie aber undeutlich vorträgt," Hofrath Zimmermann „großer Arzt und schöner Geist, Alles was er sagt ist voll Leben und Anmuth," Canzleidirektor v. X. „Der Ruf dieses Mannes ist groß als fleißiger Arbeiter und ehrlicher Mann, in seinem Aeußerlichen hat er etwas Unangenehmes, das sehr an das Pedantische gränzt, und eine etwas steife und unnatürliche Lebhaftigkeit." Vor der Abreise wird noch ein Tag in aller Stille der Unterhaltung mit der Tochter und ihren künftigen Pflegeeltern gewidmet, zu deren Gesinnung und Befähigung er volles Vertrauen ausdrückt. Beim Abschied rührte der Schmerz der Tochter auch den zärtlichen Vater zu Thränen; „ich empfahl sie dem Schutze des Höchsten und der Fürsorge ihrer Freunde und eilte so schnell als möglich davon."

In die größere Oeffentlichkeit ist die Wirksamkeit dieses ausgezeichneten Mannes nur selten hervorgetreten. Wohl hat ihn das Vertrauen seines Landesherrn mehrmals in den Jahren 1785 bis 89 durch Ernennung zum Landtags-Commissarius, im letzten Jahre auch durch Verleihung der Geheimraths-Würde ausgezeichnet, aber der Schwerpunkt seiner Thätigkeit lag doch in der bescheidenen aber segensreichen Stellung in der Domanial-Verwaltung, in welcher er nach der damaligen Einrichtung als Oberhauptmann über die Aemter Bützow-Rühn und Güstrow-Rossewitz, zeitweilig auch über Warin-Sternberg-Tempzin, Bukow, Redentin und Toitenwinkel gesetzt war und seine Freude und Genugthuung darin fand, mit wahrhaft väterlicher Fürsorge und unermüdlichem Eifer für das Wohl seiner Untergebenen, besonders für die Erhaltung und Befestigung des Bauernstandes zu wirken. Seine gesunde, praktische Anlage und ökonomische Ausbildung, verbunden mit einem offenen Auge für weitere Gesichtspunkte und Empfänglichkeit für alle edleren Bestrebungen, reiften in ihm allmählich ein selbständiges, durch reiche Erfahrung unterstütztes Urtheil über die Aufgaben seiner Verwaltung und brachten ihn nicht selten in Widerspruch mit den modernen Beglückungstheorien, welche zeitweilig in dem ihm vorgesetzten Kammer-Collegium zu Schwerin lebhafte Vertretung fanden. Einen bemerkenswerthen Ausdruck seiner Verwaltungs-Grundsätze hat der würdige Greis noch kurz vor seinem Tode niedergelegt in einer Denkschrift, die er als sein „Politisch-ökonomisches Testament" bezeichnet und der Kammer, zugleich mit seinem

Abschiedsgesuche, überreicht oder zu überreichen beabsichtigt hat. Im Sinne jenes Zeitalters ausgehend von Immanuel Kant's Metaphysik der Sitten, stellt er an die Spitze seiner Arbeit die Aufgabe „das Ganze zu umfassen und aller Landeseinwohner Wohlstand zu beherzigen, weniger darauf bedacht, immer erhöhte Einnahmen zu erzwingen, als vielmehr unnütze, auf Ueppigkeit verwendete Ausgaben zu beschränken, und die eigentlich producirende Volksklasse vor der blos consumirenden zu begünstigen und in Schutz zu nehmen." — — „Mecklenburg ist," heißt es dann weiterhin, „und bleibt wenigstens lange noch ein bloß Ackerbau und Viehzucht treibendes Land, und seiner Felder bestmögliche Cultivirung das Fundament seines Wohlstandes. Die dies betreibende Volksklasse nicht bloß in der Wehr zu erhalten, sondern ihr auch Aussichten auf einigen Genuß und mit den übrigen Landeseinwohnern proportionirlichen Wohlstand erblicken zu lassen, ist um so mehr nothwendig, da die bisher so niederbeugende Lage ihrer Leibeigenschaft ihre Endschaft erreicht. Dieser Cardinal-Veränderung ihrer Persönlichkeit sollte denn doch wohl die Beschaffenheit ihres künftigen Zustandes auch einigermaßen entsprechen, und sie so gesetzt werden, daß sie, wie es schon der gute König von Frankreich intendirte, wenigstens alle Sonntage ihr Huhn im Topfe und die sichere Aussicht hätten, daneben noch einen Noth- und Ehrenschilling zurückzulegen. — — Leben und leben lassen muß die unverbrüchliche Richtschnur jeder weisen, humanen und Gott wohlgefälligen Finanzverwaltung sein" — u. s. w. In diesem Sinne werden sodann die wichtigsten damals in Frage stehenden Maßnahmen der Cameral-Verwaltung, theilweise zustimmend, theils aber auch mit abstimmigen Bemerkungen besprochen. Einverstanden ist die Denkschrift mit der Einführung der Erbpacht, als eines, wenn auch modificirten, Eigenthums: „Eigenthum ist es, wonach jeder Mensch trachtet, welches ihn näher und inniger mit dem Staate verbindet und zur bestmöglichen Cultur seiner Erdscholle ermuntert." Auch in der Separation der Bauerhufen, Aufhebung der sog. Extradienste, Einführung von Fuhrvereinen und Errichtung der Domanial-Feuer-Versicherungs-Anstalt erkennt er an sich dankenswerthe Fortschritte, spricht sich aber theilweise mit großer Entschiedenheit gegen alle diejenigen Bedingungen dieser neuen Institute aus, welche ihm ungerecht und unbillig erscheinen. „Es geschehe nun was da wolle: dixi et salvavi animam. Denn über die Jahre hinaus, die schon Moses im 90. Psalm als das Ziel unserer irdischen Wallfahrt bezeichnete, und nichts weniger als frei von den damit verknüpften geistigen und körperlichen

Schwächen, würde ich kindischen Wahn verrathen, wenn ich den herrschenden Geist jetziger Zeit, der allerdings der Moralität so wenig als der im Munde geführten Humanität genugsam entspricht, reformiren zu können mir einbildete. Fest stand indessen mein guter Wille, zum allgemeinen Wohl so lange ich lebe noch beizutragen."

Ob und wieweit diese Denkschrift höheren Orts Beachtung gefunden hat, mag dahingestellt bleiben. Gewiß ist, daß die Wirksamkeit des edlen Mannes, der so eifrig das Wohl seiner Untergebenen nach oben hin zu vertreten pflegte, noch viele Jahrzehnte hindurch Spuren in der dankbaren Erinnerung mancher Bauerschaften zurückgelassen hat. Aber auch für weitere Kreise blieb sein Wirken nicht ohne dauernden Nutzen, namentlich auf dem Gebiete der Landwirthschaft. Nach Boll's mecklenburgischer Geschichte ist die Verbesserung der mecklenburgischen Schafzucht durch Einführung feiner Wollschafe aus Spanien wesentlich dem Oberhauptmann v. Oertzen zu verdanken; nicht minder war er neben einem Herrn von Bülow auf Prützen ein Hauptvertreter der Inoculation der Rindviehseuche, wodurch nach Zeugnissen seiner Zeitgenossen der Verarmung vieler Landleute wirksam begegnet sein soll; auch ließ er über diesen Gegenstand 1779 eine Broschüre in Hamburg drucken, übersetzte dieselbe auch in das Französische und ward dafür von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg durch eine goldene Medaille geehrt. Er hatte ein offenes Auge und eine bereite Hand für alle gemeinnützigen Unternehmungen und eine warme Vaterlandsliebe; „Gott sei gelobt und gepriesen," schreibt er 1814 auf die Kunde von dem Einzug der Verbündeten in Paris, „daß Er den Tyrannen gänzlich zu Boden geworfen hat, der Millionen von Menschen unglücklich gemacht hat, in dessen Klauen wir so lange geschmachtet haben! Wir haben gestern soviel Pulver übrig behalten, daß jetzt eben unsre Kanonen wieder donnern und alle Glocken geläutet werden."

Ueber Oertzen's Familienleben sind nähere Nachrichten nur wenig erhalten. Daß es ein einfaches, ernstes, von christlichem Geiste getragenes gewesen, haben die Kinder den Enkeln bezeugt. Daß die Musik eine Stätte in diesem Hause hatte, beweist eine noch vorhandene Silhouette, die den Sohn Friedrich die Violine spielend, die Tochter Sophie am Spinett und die Eltern hinter ihnen als Zuhörer darstellt. Die Erziehung der Kinder wird lange Zeit die Hauptaufgabe der Mutter gebildet haben, während der Vater durch seine Amtsgeschäfte vorzugsweise in Anspruch genommen war. Von der Thätigkeit und Tüchtigkeit der Hausfrau sind

noch manche Beweise vorhanden, besonders in noch heute wohlerhaltener Leinwand, die sie im Winter in frühen Morgenstunden mit ihren Mädchen bei Licht selbst gesponnen haben soll. Dabei war das hübsche, geräumige Haus in Bützow mit dem großen Garten ein sehr gastfreies und der Mittelpunkt der Geselligkeit des kleinen Ortes, der damals einen Theil der Rostocker Universität und viele Familien vom Lande vereinigte. Bisweilen machte die Familie auch einen Aufenthalt in Wolken bei Bützow, einer Domäne, deren Nutzung nach damaliger Ueblichkeit dem ersten Beamten in Bützow als Theil seines Einkommens überwiesen war. Beide Eheleute erfreuten sich stets der vortrefflichsten Gesundheit, und es ward ihnen sogar beschieden im Kreise vieler Kinder und Kindeskinder in großer Rüstigkeit im Jahre 1812 ihre goldene Hochzeit zu feiern, wobei ein französisches Lustspiel von den Enkeln und Enkelinnen zur Aufführung gebracht wurde. Aus den dann folgenden letzten Lebensjahren sind von Beiden noch einige Briefe erhalten. „Wir beiden Alten fangen an etwas kümmerlich zu werden," schreibt die alte Geheimräthin, wie man sie in Bützow nannte, im April 1817, „dem Vater fängt das Gehen an schwer zu werden, bald fühlt er den Rücken, bald die Füße beschwert; auch bei mir ist es ähnlich, doch nach 81 und 80 Jahren läßt sich nicht mehr erwarten." Einige Monate später klagt sie auch über schwache Augen und Hände, äußert aber noch eine lebhafte Theilnahme an allen in der Familie vorgekommenen trüben und frohen Ereignissen, namentlich eine herzliche Freude über die guten Zeugnisse der ältesten Enkel, die ihr einen Ferienbesuch gemacht hatten: „Jasper und Carl haben bei mir einige Capitel aus Seiler's Erbauungsbibel gelesen, es hat ihnen gefallen. Ein Jeder sollte sich das Werk halten, so würde er die Bibel recht verstehen und anwenden lernen. Die Furcht Gottes ist aller Weisheit Anfang, so kann man immer ruhig sein, wenn Kinder sich im Gebet zu Gott halten und mit ihrem Herzen nicht vom Herrn weichen." Wieder nach einigen Monaten, am 27. December 1817, war das Tagewerk der ehrwürdigen Frau vollbracht. Am letzten Tage des scheidenden Jahres ward sie zu ihrer Ruhestätte gebracht, ein gesegnetes Andenken in weiten Kreisen hinterlassend.

Immer mehr rüstete sich nun der vereinsamte Gatte zu dem nahenden Abschiede. Auch von ihm sind einige Briefe aus den letzten Lebensjahren erhalten, worin er seinen Kindern für manche Beweise ihrer Liebe und Verehrung dankt und seinem Antheil an allen ihren Leiden und Freuden Ausdruck giebt. Im Sommer 1821 konnte ihm noch ein lange gehegter

Wunsch erfüllt werden durch eine Reise nach Parchim, wohin sein jüngerer Sohn Friedrich im Jahre 1818 als Präsident des neu errichteten Ober-Appellations-Gerichts versetzt worden war. „Dieser Besuch meines geliebten Vaters," schrieb Letzterer später, „war leider der letzte. Sein schönes Alter ließ mir ein wohlthuendes Bild des frohen und frommen Greises, voll Sanftmuth, Liebe, Glaube und Hoffnung auf höhere Güter." Aus dem folgenden Jahre 1822 ist noch ein Brief erhalten, der den Dank des alten Mannes für Glückwünsche der Kinder und Enkel zum Antritt des 87. Lebensjahres in freundlichster Weise ausspricht. Wenige Monate später am 4. August 1822 ward er heimgerufen und am 8. August an der Seite seiner treuen Lebensgefährtin auf dem Kirchhofe zu Bützow, wo zwei Leichensteine ihre Gräber bezeichnen, unter großer Betheiligung, namentlich von Seiten des Bauernstandes, für den er so viel gestritten und gewirkt hatte, zur letzten Ruhe gebracht. Sein Sohn schrieb: „Er ist sanft im gläubigen Vertrauen auf seinen Heiland entschlafen."

XXXIII.

Friedrich von Oertzen,

Präsident des Ober-Appellationsgerichts,

geb. 5. Juni 1771, gest. 28. Februar 1848.

(Beilage zum Norddeutschen Correspondenten No. 84, Jahrgang 1852. Verf.: Minister Jasper von Oertzen, Sohn des Präsidenten Friedrich von Oertzen.)

Friedrich von Oertzen, der jüngste Sohn des als Oberhauptmann und Geheimerath zu Bützow verstorbenen Herrn Claus Dethloff von Oertzen, früher auf Gorow und Bölckow, wurde am 5. Juni 1771 zu Kloster Rhün geboren. Die Vermögensverhältnisse des Vaters, eines durch vielseitige Erfahrung wie durch große Herzensgüte ausgezeichneten Mannes, hatten sich um diese Zeit durch verschiedene Unglücksfälle ungünstig gestaltet, die Lebensweise im Hause war einfach und sparsam. Die Kinder wurden zwar nicht hart, aber strenge zum Gehorsam, zur Ordnung und zum Fleiße angehalten. Die Mutter insbesondere, eine geborne von Weitershausen, welche als Hofdame mit der Mutter des Herzogs Friedrich Franz, einer Prinzessin von Sachsen-Coburg-Saalfeld, nach Mecklenburg gekommen, war die Trägerin dieses Geistes in der Familie. Sie war eine Frau von eigenthümlicher Lebhaftigkeit des Verstandes und des Willens, noch im hohen Alter wußte sie einen weiten Kreis, der ihr aufrichtige Verehrung zollte, um sich zu fesseln. Daß beide Eltern ein hohes Alter erreichten, erkannte Friedrich von Oertzen stets für ein besonderes Glück, nicht bloß aus kindlicher Anhänglichkeit und Dankbarkeit,

sondern auch in sofern als er die amtliche Wirksamkeit seines Vaters bis zu dessen (im Jahre 1822 erfolgten) Tode mit Theilnahme und lebhafter Beistimmung begleitete. Wie in den meisten deutschen Ländern schon vom Ende des vorigen Jahrhunderts an die doctrinaire Staatsweisheit auflösend und zerstörend auf die Grundlagen des Staatslebens wirkte, so wurden auch bei uns die modernen Beglückungstheorien in der Domanial-Administration oft mit Willkür und gegen den Widerspruch der Bauern ins Leben geführt. In diesem freilich ungleichen Kampfe gegen vorgesetzte Behörden nahm sich der Oberhauptmann und Geheimerath von Oertzen der Bauern in den ihm untergebenen Aemtern stets auf das Kräftigste an, indem er ihre Verhältnisse eben so sehr mit aufrichtigem Wohlwollen als mit ökonomischer praktischer Sachkenntniß betrachtete und behandelt wissen wollte. Sein Leichenbegängniß war der schönste Beweis der Anhänglichkeit und des Vertrauens, welches dieser wahrhafte Vertreter des Bauernstandes bei den Angehörigen desselben sich erworben hatte.

Nach wenigen Jahren des Unterrichts, theils bei Hauslehrern, theils in dem Möller'schen, dann in dem Hecker'schen Privatinstitute zu Bützow bezog Friedrich von Oertzen schon Michaelis 1786, also 15 Jahre alt, die Universität zu Bützow, wo seine Eltern damals wohnten. Er selbst hat sich in späteren Jahren oft bedauernd über diese Frühreife geäußert, und die Mängel, die die eigene Bescheidenheit an seiner wissenschaftlichen Ausbildung nach dem neueren Maßstabe wahrzunehmen glaubte, daraus hergeleitet. Indessen mußte die frühe Nöthigung zur Selbständigkeit auf der anderen Seite auch wieder förderlich auf die Bildung und Entwickelung eines eigenthümlichen Charakters einwirken. Ein gewisses mit jugendlicher Lebenslust wohl vereinbartes Sichzurückziehen auf sich selbst, welches in jenem Alter zunächst mit Empfindlichkeit und Neigung zur Heftigkeit verbunden war, später aber andere Früchte trug, mag dadurch befördert sein. Doch war das Studentenleben einem fleißigen und tüchtigen Studium der Fachwissenschaft, der Jurisprudenz, nichts weniger als hinderlich. Michaelis 1788 ging Friedrich von Oertzen zur Fortsetzung seiner Studien nach Jena, und Ostern 1790 zur Beendigung derselben nach Göttingen bis Michaelis 1790, worauf er sodann noch einige Monate im elterlichen Hause zur Vorbereitung auf das Examen verwandte, welches im Januar 1791 bei der Justiz-Canzlei zu Rostock stattfand. Am 4. Mai 1791 wurde er als Auditor bei der Justiz-Canzlei zu Rostock eingeführt, jedoch schon am 28. October 1791 unerwartet als Canzlei-Auditor nach Schwerin versetzt.

Während der Zeit seiner Anstellung in Rostock ist er übrigens weder mit seinen Verhältnissen noch mit sich selbst zufrieden gewesen.

Dagegen betrachtete er die Versetzung nach Schwerin immer als eine glückliche Wendung seines Schicksals. Von dieser Zeit an datirte er den Anfang eines ernsten Geschäftslebens. Schon im Mai 1793 wurde er überzähliger Canzleirath cum voto, im September 1793 dritter wirklicher Justizrath, und es fand dann ferner durch unerwartete Veränderungen ein so schnelles Avancement statt, daß er im Februar 1796 in die zweite, und im Mai 1797 in die älteste Justizrathsstelle aufrückte, im Jahre 1802 aber Vicedirector der Schweriner Justiz-Canzlei wurde. „Blicke ich auf diese Zeit zurück", — dies sind die im späteren Alter niedergeschriebenen eigenen Worte des Verstorbenen, — „so forderten alle Umstände mich dringend auf, meinem Amte zu genügen; ich brachte es in meinem Berufe als Diener der Justiz zu einer wahren Liebe für denselben und zu einer Fertigkeit, die mir den Mangel eigentlicher wissenschaftlicher Bildung weniger empfindlich machte, besonders da die Erfahrung mir zeigte, daß der Richter mit einem gesunden Urtheile bei unermüdetem Fleiße und strenger Unparteilichkeit gewöhnlich mehr ausrichtet, wie mit Gelehrsamkeit."

Diese Worte eines Richters, dessen vollständige Tüchtigkeit in seinem Berufe allgemein anerkannt war, haben insofern eine Bedeutung, als sie geeignet sind, auf eine Vergleichung der verschiedenen juristischen Bildungswege zu führen, und die in der Gegenwart so oft laut werdenden Klagen zu erklären, daß der angehende Richter von der Noth und Last des memorirten abstracten Wissens herabgedrückt wird, und dadurch der Liebe zum Beruf und selbst des freien gesunden Urtheils schon beraubt sein kann, noch bevor er einmal die Praxis kennt.

Die entschiedene Vorliebe für den richterlichen Beruf, die der Verstorbene im jugendlichen Mannesalter gewonnen hatte, bewahrte er sein ganzes Leben hindurch, obwohl die Zeit, während welcher er berufen war, an Staats- und Regierungsgeschäften Theil zu nehmen, eine für das Vaterland außerordentlich wichtige und die Laufbahn, welche sich ihm dadurch öffnete, wohl geeignet war, das Ehrgefühl eines Patrioten zu fesseln. Gleichwohl hat er im höhern Lebensalter in der nachfolgenden charakteristischen Weise über diesen Abschnitt seines Lebens sich ausgesprochen: „Gegen Ende des Jahres 1808 — so schrieb er — unterlag mein Dienstverhältniß einer sehr bedeutenden Veränderung. Mir wurde die Stelle eines wirklichen Regierungsraths angetragen. Der Antrag war nicht blos

unerwartet, sondern auch in manchem Betrachte meinen Gefühlen so wenig zusagend, daß wenn ich diesen hätte folgen mögen, die sofortige Ablehnung mich am sichersten beruhigt haben würde. Ich sagte mir selbst, daß für ein so wichtiges Amt meine Kenntnisse und Fähigkeiten unmöglich ausreichen könnten, und daß mein fester, an das strenge Recht gewöhnter Sinn an den Klippen der Willkür manchen, für mich vermuthlich überschweren Kampf zu bestehen haben würde. Indessen ließ ich mich durch die dringenden Beredungen und Aufmunterungen meines sehr geliebten Vaters und mehrerer achtungswerther Freunde, so wie durch hausväterliche Rücksichten bestimmen, den Antrag anzunehmen. Ich ließ mir mein neues Amt sehr angelegen sein, und gelangte bald zu der Einsicht, daß dessen Pflichten nach gewöhnlichen Forderungen und Methoden leicht zu erfüllen, in dem von mir angenommenen strengeren Sinne aber weit über meine Kräfte waren. Ich hatte manchen harten Kampf zu bestehen, und galt, weil bestehende Einrichtungen oft nachdrücklich von mir angegriffen wurden, bald für neuerungssüchtig, bald für einseitig, zu scharf, in der Folge auch wohl mitunter für hypochonder, hart und anmaßend. Und doch drückt mich noch jetzt — bei der ruhigsten und unbefangensten Prüfung — keiner dieser Vorwürfe, wenngleich ich es erkenne, daß mein Ausdruck oft wohl zu scharf und mir in Geschäften eine Art des Ernstes eigenthümlich war, die sich zu Rücksichten der Gefälligkeit nur selten und zur Nachgiebigkeit gegen Ueberzeugung nie verstehen konnte. Dabei gewann ich zwar an nützlichen Erfahrungen aber nicht an meiner Ruhe. Diese suchte ich durch das Bestreben aufrecht zu erhalten, meinen Diensteifer möglichst auf solche Gegenstände zu beschränken, bei denen ich von meiner Seite auf richtigere Einsicht und von anderen Seiten auf minderen Widerstand rechnen konnte. Auch fand ich die Genugthuung, daß auf diese Art manche nach meiner Ueberzeugung besonders nützliche Anstalten befördert, auch allerhand Mißbräuche abgestellt wurden. Allein bei dem Allen blieben die wichtigsten Gegenstände mir unübersteigliche Berge. Dahin rechne ich besonders die Mängel des Geschäftsganges, und vorzüglich die ganze Stellung des Regierungs-Collegii — namentlich gegen die Kammer, das Ministerium, das Cabinett, und gegen die Person des Landesherrn. In allen diesen sehr ungeordneten Verhältnissen vermochte die Stimme des jüngsten Regierungsraths so wenig, daß ich nach meinen Grundsätzen von Amtsehre und Pflicht auf mein Ausscheiden Bedacht nehmen, mithin es als eine Gnade Gottes und meines verehrten Landesherrn erkennen mußte, nach einer

zehnjährigen verdrußvollen Dienstperiode mit Ehren in eine erwünschtere Laufbahn versetzt zu werden."

Bei seinem Eintritt in die Schweriner Justiz-Canzlei im Jahre 1791 war Friedrich von Oertzen zugleich als Cavalier bei der verwittweten Herzogin Charlotte Sophie (von Sachsen-Koburg-Saalfeld), der Mutter des Herzogs Friedrich Franz angestellt worden. Später wurde er Kammerherr und Chef ihres Hofstaats. Seine aufrichtige Anhänglichkeit und Verehrung war dieser wahrhaft frommen Fürstin stets gewidmet. Mit ihrem am 2. August 1810 erfolgten Tode endeten seine Verpflichtungen als Hofmann, während die vielfachen durch dies Verhältniß begründeten Beziehungen, insbesondere zu der Person des Hochseligen Großherzogs Friedrich Franz, dessen vorzüglich gnädiger und vertrauensvoller Zuneigung er sich stets erfreute, auf sein späteres Leben nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

Als der Präsident des im Jahre 1818 neu errichteten Ober-Appellationsgerichts dies wichtige Amt übernahm, stand ihm die volle Kraft und Thätigkeit, die aus einer reichen Geschäfts- und Lebenserfahrung hervorgeht, zu Gebote. Eine Schilderung der Verdienste, welche er sich um die Gründung und um die Leitung dieses höchsten Gerichts während einer langen Reihe von Jahren erworben hat, kann hier natürlich nicht gegeben werden, es kann vielmehr in den Kreisen, die dieser Thätigkeit ferne gestanden haben, nur die allgemeine öffentliche Stimme wiederhallen, welche ohne andere Verdienste zu schmälern, die Achtung gebietende energische Persönlichkeit des Präsidenten stets als die Seele des Ganzen, als eine der wesentlichsten Stützen des allgemeinen Vertrauens zu dem höchsten Gerichtshofe bezeichnet hat. Das Ober-Appellationsgericht und dessen Gedeihen trug er stets mit wahrer Liebe auf dem Herzen. In allen Beziehungen wußte er die Interessen der Gesammtheit, als deren Haupt er sich betrachten durfte, zu vertreten. Die dem Collegio untergeordneten Angehörigen des Gerichts fanden in ihm neben der festen Strenge des Vorgesetzten zugleich die treue Fürsorge, die warme lebendige Theilnahme eines wohlmeinenden Vertreters, wofür er bis ans Ende seines Lebens die unzweideutigsten Beweise der Anhänglichkeit und des Vertrauens empfing. Noch manche andere Zeugnisse von seiner Wirksamkeit sind bekannt geworden. Zunächst die bei der öffentlichen Installirung des Ober-Appellationsgerichts zu Parchim von dem Präsidenten gehaltene Eröffnungs-Rede, welche in klaren, bestimmten Zügen der Gerechtigkeitspflege an dieser Stelle den Stempel wahrer Gottesfurcht, strenger Ordnung und rücksichtsloser Unparteilichkeit aufprägen sollte.

Später, im Jahre 1828, erschien eine von ihm verfaßte Druckschrift: „Ueber Visitationen der Gerichte in besonderer Beziehung auf Mecklenburg und dessen Ober-Appellationsgericht." Bei jeder Einführung eines neuen Mitgliedes des Ober-Appellationsgerichts war der freie Zutritt nicht blos auf die Angehörigen des Gerichts beschränkt, und der Präsident pflegte bei diesen Veranlassungen ernste, eindringliche, anregende Worte zu sprechen. Von landesherrlicher Seite wurde der Einfluß seiner Wirksamkeit vielfältig, und selbst in den späteren Jahren noch anerkannt, als es dem Präsidenten von Oertzen wegen zunehmenden Alters und der damit verbundenen Abnahme der Arbeitskraft gestattet worden war, seine Thätigkeit auf die wichtigeren richterlichen Entscheidungen und auf die Präsidialgeschäfte zu beschränken. Zur Leitung der Verhandlungen über die von Zeit zu Zeit hervortretende Nothwendigkeit einer Verstärkung des Gerichts wurde er mehrmals zum Landtags-Commissarius ernannt. Seiner kräftigen Verwendung ist es vorzugsweise zu verdanken, daß das Ober-Appellationsgericht von Parchim nach Rostock verlegt wurde. Bald nachher, im Jahre 1841, wurde ihm aus Veranlassung seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums das Prädicat „Excellenz" beigelegt, und gleichzeitig von seinen damaligen Collegen ein gemeinsamer Ausdruck aufrichtiger Verehrung dargebracht. Die bei dieser Feier hervortretende edle und bescheidene Erhabenheit seines Charakters über die bei solchen Gelegenheiten üblichen Lobpreisungen steht gewiß noch bei Vielen im lebendigen Andenken.

Von dieser Zeit an datirt sich jedoch ein Widerstreit verschiedenartiger Pflichten, ein Kampf zwischen dem Bewußtsein, dem Amte nicht mehr vollständig genügen zu können und den dringenden Aufforderungen und Wünschen von Landesherrlicher Seite sowohl, als von Seiten des Collegiums, das Amt nicht zu verlassen, welcher erst mit dem Tode des gewissenhaften Mannes geendet hat. Schon im Jahre 1821 hatte er die Sehkraft des einen Auges verloren, doch erst im Jahre 1843 entschloß er sich, um die Entlassung aus seinem Dienste einfach und ohne weiteren Umschweif zu bitten. Mit Gründen der ehrenvollsten Art und durch Zusicherung aller nur zu wünschenden Erleichterungen wurde er mehrmals zur Zurücknahme dieses Gesuches bestimmt. Die Unruhe aber, die für ihn aus dem Bewußtsein hervorging, nicht mehr vollständig sein und leisten zu können, was er selbst von sich verlangte, hat ihn nicht mehr verlassen. Im Jahre 1847 hatte sich das Augenleiden fast bis zur gänzlichen Erblindung gesteigert, so daß nur die von den Aerzten gemachte Aussicht auf eine im Frühjahr

1848 vorzunehmende Operation seine Hoffnung aufrecht hielt. Da veranlaßte eine Gemüthsbewegung, deren Gegenstand kein anderer war, als die Wahrnehmung der Unmöglichkeit den amtlichen Pflichten vollständig zu genügen, eine Krankheit, die vorzugsweise den Kopf afficirte, und daher oft die Klarheit des Geistes trübte. In den dazwischen immer wieder eintretenden klaren Augenblicken dachte er nur an die Schritte, welche er zu thun hätte, um von den Pflichten des Amtes gänzlich entbunden zu werden, und an die Zukunft des bis dahin von ihm geleiteten, ihm so wahrhaft am Herzen liegenden Collegii. Selbst in den Aeußerungen der Krankheit, die zum Tode führte, den 28. Februar 1848, zeigte es sich, daß diese eine Sorge alle seine Gedanken erfüllte.

Ueber die Familienverhältnisse des Verstorbenen möge nur Folgendes hier angeführt sein. Er war zweimal verheirathet, zuerst mit Charlotte von Mecklenburg, aus dem Hause Boldebuck, welche am 24. November 1810 starb, später mit Caroline von Moltke, aus dem Hause Walkendorf. Von sieben Kindern aus erster Ehe haben ihn nur zwei Söhne überlebt, von vier Kindern aus zweiter Ehe nur zwei Töchter. Der Verlust so vieler Kinder gehörte natürlich zu den schmerzlichsten Lebenserfahrungen. Ganz besonders tief aber erschütterte ihn der Tod seines geliebten ältesten Sohnes Carl, welcher am 2. Januar 1831 zu Stettin, wo er als Oberlandesgerichtsassessor angestellt war, nach kurzem Krankenlager an einem nervösen Fieber in der Blüthe seiner Jahre starb. Von diesem Zeitpunkte seines Lebens schrieb er später: „Hier verließen mich die physischen Kräfte. Ein schmerzhaftes körperliches Uebel, die Rose am Fuße, verbunden mit heftiger Gemüthserschütterung ließen in den ersten Tagen nur Empfindungen zu, deren ich mir selbst nicht ganz mehr bewußt bin. Aber bald erkannte ich es, daß grade in diesem krankhaften Zustande eine der höchsten Segnungen des tiefsten Schmerzes für mich bereitet war. Ich beschäftigte mich vorzüglich mit Gegenständen des Seelenheils und höheren Lebens. Dadurch gelang es mir mit Gottes Hülfe, das Gefühl meines persönlichen — für diese Welt allerdings unersetzlichen — Verlustes, nicht etwa zu verleugnen, oder zu bekämpfen, aber den Gefühlen unterzuordnen, auf welche höhere Rücksichten die trauernde Seele hinleiteten. Und was konnte hiebei dem blutenden väterlichen Herzen näher liegen, als das herrliche Ende, der sichere höchste Gewinn zweier theurer Kinder, denen zur Liebe ich schon in ihrem Leben mit Freuden das größte Opfer gebracht hätte. Emma war als frommes bußfertiges Kind, entfesselt von vielfachen Leiden,

zu den Freuden der Ewigkeit eingegangen. Und Carl, der musterhafte, vielgeliebte junge Mann, er — der mit der innigsten Liebe zu seinem Heilande ein sehr lebendiges Interesse für die edleren Freuden dieser Welt, und herzliche Liebe zu den Seinigen empfand, der im Begriffe stand, ein Band anzuknüpfen, das ihm als höchstes Ziel irdischer Wohlfahrt erschien — er vermochte es, mit Freude und Dankbarkeit sein Kreuz aufzunehmen, und allen vergänglichen Gütern frohen Muthes zu entsagen, in der beseligenden Ueberzeugung: „er sei Christi Eigenthum."

„Aber auch in Beziehung auf das Heil meiner eigenen Seele brachten mich diese neuen harten Schläge auf Segnungen des Schmerzes, wie ich sie vorher nur in der Ferne wahrgenommen, doch mir dieselben noch nicht näher anzueignen gesucht hatte. Ich ließ es nicht beim bloßen Beten und Lesen andächtiger Erweckungen, sondern bemühete mich mit Ernst einzugehen in die Erörterung: was muß ich thun, um selig zu sterben? — Dabei kam ich auf keine Zerknirschung, wohl aber auf eine Demuth des Herzens, die mir als Grundstein der Besserung unzertrennlich von den Früchten des Glaubens erschien und das vor Allem dringende Bedürfniß zeigte, den Tiefen meiner bisher nur zu obenhin anerkannten Sündhaftigkeit schärfer nachzugehen durch aufrichtige Einkehr in die Falten meines zeitherigen Lebens."

Dies Bekenntniß aus dem Munde eines Mannes, dessen Leben von jedem menschlichen Urtheile nicht blos für tadellos, sondern für musterhaft erkannt werden müßte, führt uns zugleich auf den Grund und Mittelpunkt dieses Lebens, auf den christlichen Glauben. Der Glaube an das Evangelium, zu dem er, das Unzulängliche jeder gesetzlichen Gerechtigkeit erkennend, hindurch gedrungen, war ihm eigne lebendige practische Erfahrung. In einem langen reichen Leben hatte sich in ihm das ausgebildet, woran es der Gegenwart nur zu sehr mangelt, ein freier, männlicher, christlicher Charakter. Und der Glaube trug auch hier, wie es nicht anders sein kann, gute Früchte: ungeheuchelte Liebe zu Gott und den Menschen, strenge Pflichterfüllung, thätige Theilnahme an den Unternehmungen der christlichen Wohlthätigkeit, besonders der für unsere Zeit so bedeutungsvollen innern Mission. So viel er vermochte, suchte der alte Präsident auch hier Antheil zu nehmen und zu befördern, wie er denn allen edlen Bestrebungen mit stets jugendlicher Frische des Geistes zugewandt blieb. Den kirchlichen Bewegungen und confessionellen Gegensätzen widmete er, indem er sich selbst einfach und regelmäßig zur Kirche hielt, wohl auch seine volle

Theilnahme, doch bewahrte ihn die tiefe Wahrheit seines Glaubens vor jeder Härte und Engherzigkeit. Er war bis ans Ende seines Lebens milde und für die vielen ihm gewährten Wohlthaten dankbar gegen Gott. Seine unerschöpflich heitere Laune, wenn auch an sich eine glückliche Naturanlage, wurde mehr und mehr zu einer Frucht inneren Friedens, und dieser ruhte auf einer demüthigen, vollen Hingabe an den Erlöser, zu dem er sich, wo es darauf ankam, mit offenem Muthe bekannte.

Wir schließen mit dem tröstlichen, zugleich eine Verheißung in sich enthaltenden Schriftworte: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibet im Segen."

Anmerkung des Herausgebers. Es ist ebenso ehrenvoll für ein Geschlecht, Generationen hindurch an Charakter und Begabung ausgezeichnete Männer zu hohen Aemtern in den Dienst des Vaterlands stellen zu können, als für ein Land von Werth, solche Geschlechter von Alters her bei sich zu bergen und auf sie rechnen zu können. — Leider ist es nicht gelungen, einen Lebensabriß auch des hochachtbaren Verfassers des Vorstehenden zu erhalten, als Pendant zu dem nun folgenden Lebensabrisse seines Bruders. —

XXXIV.

Landrath von Oertzen auf Woltow,

geb. 11. Febr. 1804, gest. 27. Sept. 1879.

(Ein kurzer Lebensabriß i. J. 1880 als Manuscript gedruckt. Verf.: J. v. M.)

Vergesset der treuen Todten nicht!

Am 27. September 1879 starb der Landrath Ludwig Georg von Oertzen auf Woltow, treu in seinem Berufe, treu als Freund, treu seinem Lande und des Landes Recht, — ein treuer Christ. Sein Andenken bleibe in Ehren! —

Er war am 11. Februar 1804 in Schwerin geboren, der dritte Sohn des damaligen Regierungsraths, nachherigen Präsidenten des Ober-Appellationsgerichts Friedrich von Oertzen aus dessen erster Ehe mit Charlotte Ernestine von Mecklenburg aus dem Hause Boldebuck. Früh schon ward ihm die Mutter genommen. Der Vater vermählte sich im Jahre 1812 wieder mit Caroline von Moltke aus dem Hause Walkendorf, welche den Kindern die verlorene Mutter in liebevollster Weise ersetzte. Bis zu ihrem, in hohem Alter erfolgten Tode blieb Ludwig ihr ein guter Sohn, wie auch sein Leben lang seinen rechten wie Halbgeschwistern in brüderlicher Liebe verbunden. In der reinen Luft eines vom Geiste ernster Zucht und edler Sitte durchwehten Elternhauses verlebte er seine Kindheit und empfing sittliche Eindrücke, die dem heranwachsenden Jüngling festen Halt gaben, ihn vor manchen Versuchungen und Thorheiten schützten und in seltener

Reinheit des Wandels bewahrten. Sein Vater bezeugte in späteren Jahren oftmals, dieser Sohn habe ihm nie Sorge gemacht, nur dann und wann wegen seiner Gesundheit.

Neben dem Amte eines Regierungsraths hatte der Vater auch die Stellung eines Cavaliers der Mutter des damaligen Herzogs Friedrich Franz, der „Herzogin Frau Mutter". Es war eine Vergünstigung des regierenden Herrn, daß der Regierungsrath von Oertzen seine Söhne nicht an dem Pagen-Unterricht theilnehmen zu lassen brauchte, sondern dieselben durch Hauslehrer unterrichten lassen durfte. Unter letzteren war es Candidat Koch, welcher besonders christlich anregend wirkte. Derselbe ward später Instructor des Herzogs Albrecht, von dessen vortrefflicher Stiefmutter, der Erbgroßherzogin Auguste, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg, sehr geschätzt, und starb noch jung als Pastor zu Lübtheen. Manche kleine Erlebnisse aus jener Zeit blieben Ludwig von Oertzen im Gedächtnisse. Wiederholt that er Pagendienste, so auch beim Einzuge der genannten Frau Erbgroßherzogin. Als einst ein lebhafter Streit zwischen zwei Pagen entbrannt war, weil der eine, der nur stellvertretend für einen andern fungirte, von der fürstlichen Person, der er beigeordnet war, eine goldene Uhr geschenkt erhalten hatte, und selbige Jenem nicht herausgeben wollte, da schlichtete der Großherzog den Streit zu allseitiger Zufriedenheit neusalomonisch dadurch, daß er dem Zukurzgekommenen auch eine goldene Uhr schenkte.

Die „Franzosenzeit" verlebte Ludwig in Schwerin. Den Einzug der Kosaken bejubelte er mit seinen Kameraden und war darauf bedacht, daß diese Gäste und Freunde nicht nur mit Lebensmitteln, sondern auch mit alten Spielkarten versorgt würden, für welche sie besonders dankbar sich erwiesen.

Glückliche Jugenderinnerungen blieben auch häufige Besuche bei den Großeltern, dem im 86. Lebensjahre verstorbenen Geheimerath Claus Detloff von Oertzen zu Bützow, früher auf Gorow, und dessen Gemahlin Ernestine, geb. von Weitershausen, welche aus Franken als Hofdame mit der Prinzeß Ludwig, Charlotte Sophie, nachherigen „Herzogin Frau Mutter", geb. Prinzessin von Sachsen-Coburg-Saalfeld, ins Land gekommen war.

Nachdem Ludwig im Jahre 1819 bei dem hochbetagten Pastor Koch zu Vellahn, dem Vater seines Hauslehrers, confirmirt war, kam er mit seinem jüngeren, im Jahre 1823 als Fähnrich im preußischen ersten Garderegiment zu Fuß mit 18 Jahren verstorbenen Bruder Gustav nach Berlin

auf das Werder'sche Gymnasium, welches seine älteren Brüder Karl und Jasper bereits einige Jahre besucht hatten. Von seinem Fleiße und seiner Gewissenhaftigkeit zeugt noch heute eine ganze Reihe von Büchern, die ihm als Prämien auf dem Gymnasium zuertheilt wurden. Mit 18 Jahren bestand er das Abiturienten-Examen und bezog nach einander die Universitäten Göttingen und Berlin zum Studium der Jurisprudenz. In Göttingen trat er der dort florirenden mecklenburgischen Landsmannschaft „Vandalia" bei, einer großen Verbindung, welche ihre Mitglieder sehr wenig in ihrer Unabhängigkeit beengte. Er fand Freunde und Gesinnungsgenossen mit denen er gemeinschaftlich sowohl dem Rechtsstudium oblag, wie auch alle jene Ideen pflegte, zu denen er bereits durch seine älteren Brüder angeregt war und welche der Aufrechterhaltung einer legitimen, christlichen Obrigkeit gegenüber den revolutionären Staats-Theorien galten.

Mit seinem älteren Bruder Karl und einem gemeinsamen Freunde, Herrn von Nagel, machte er im Jahre 1824 von Göttingen aus eine Reise nach Paris zum Besuche einer Tante, Schwester seiner verstorbenen Mutter, die dort mit einem Herrn von Carnière, Stallmeister der Herzogin von Berry, verheirathet war. Von diesen in bevorzugter Stellung lebenden Verwandten auf das Freundlichste aufgenommen, ward den jungen Leuten Gelegenheit, nicht nur mit den Sehenswürdigkeiten sondern auch mit hervorragenden und interessanten Persönlichkeiten bekannt zu werden. Sie versäumten auch nicht, dem berühmten Staatsrechtslehrer Haller, der nach Paris übergesiedelt war, und dessen Schriften sie in Ehren hielten, ihren Besuch zu machen. Der Mann gefiel ihnen persönlich weniger als seine Schriften. Solche Besuche und Ausfahrten machten die jungen Leute mit ihrem Oheim in königlicher Equipage. Während ihrer Anwesenheit in Paris starb der König Ludwig XVIII. Die mit diesem Ereignisse und mit dem Thronwechsel verbundenen Feierlichkeiten brachten eine große Aufregung der Bevölkerung hervor und boten dadurch viel Stoff zur Beobachtung und wirkten bleibende Eindrücke.

Und doch waren es nicht sowohl die von der Außenwelt kommenden Eindrücke, als vielmehr die innere Verfassung, in der Ludwig von Oertzen diese Reise machte, wodurch dieselbe wahrhaft fördernd und bildend für ihn ward. Sein mitreisender Bruder Karl, bereits Auscultator in Frankfurt a. O., war ein ebenso ungewöhnlich reichbegabter, wie kindlich frommer junger Mann. Ein noch aufbewahrter längerer Brief desselben aus Paris vom 6. September 1824 an den Bruder Jasper, späteren Mecklenburg-

Schwerinschen Minister, gewährt einen schönen Blick in den tiefen, christlichen Ernst, der ihn wie auch seine Brüder erfüllte. Der Briefschreiber verweist zunächst darauf, daß er über den äußeren Verlauf der Reise bereits dem Vater geschrieben; jetzt wolle er nur von den geistlichen Erlebnissen berichten. Er reiste über Berlin nach Göttingen um seinen Bruder Ludwig von dort zur gemeinsamen Weiterreise abzuholen und berichtet nun:

„Von Halberstadt ging ich über Wernigerode, wo ich leider Stolberg nicht traf, über den Brocken und Clausthal nach Göttingen, und traf unsern lieben Louis in der Weender-Straße, gerade von einem Spaziergange zurückkehrend, seit mehreren Tagen schon zur Abreise bereit. Meine Freude war sehr groß, diesen geliebten Bruder nach zweijähriger Trennung wiederzusehen. Er hat zugenommen an Kenntnissen und Erfahrungen und namentlich an Freudigkeit zum äußeren Bekenntnisse des Herrn, und dabei die wahre Zierde eines Christen, die rechte Demuth, bewahrt. Sein Aufenthalt in Göttingen hat daselbst, wie ich mich überzeugt habe, viel Segen gestiftet".

Dann wird in diesem Briefe über die Stellung verschiedener in Göttingen weilender Persönlichkeiten zum Evangelium berichtet, bald freudig rühmend, bald schmerzlich klagend. Von Göttingen geht die Reise über Münster nach Amsterdam. An beiden Orten wird bei christlichen Freunden Aufenthalt gemacht und über selbige und dortige Verhältnisse berichtet. In Amsterdam werden die Reisenden auf Tholuck's Empfehlung mit dem englischen Judenmissionar Thelwall bekannt und durch diesen mit zwei gelehrten, geistig bedeutenden und innig gläubigen Proselyten, den getauften portugiesischen Juden da Costa und Cappadoce. Von Amsterdam ging die Reise weiter über Harlem, den Haag, Rotterdam, Brüssel, — wo zum Bedauern der Reisenden Mérle d'Aubigné verfehlt wurde, — Valenciennes, Cambray nach Paris. Ueber die protestantischen kirchlichen Verhältnisse von Paris wird wieder eingehend berichtet.

Den Gesammteindruck, den dieser Reisebrief macht, gewährt das schöne, seltne Bild, wie ein Paar junge Leute, voll Empfänglichkeit für alles Bedeutungsvolle der Außenwelt, doch im tiefsten Herzensgrunde von der Frage nach der ewigen Seligkeit und nach dem Reiche Gottes bewegt werden.

Von Göttingen ging Ludwig von Oertzen zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin. Hier fand er Zutritt zu einem Kreise bedeutender Männer, von denen schon seine älteren Brüder reiche innere Anregung für Zeit und

Ewigkeit erhalten hatten. Wir nennen: Baron Kottwitz, Jänicke, Otto von Gerlach, le Coq, Lancizolle, Senfft von Pilsach; als jüngere Freunde: Graf Ernst Schlippenbach und von Schätzell, den späteren Anhaltischen Minister.

Mit guten juristischen Kenntnissen ausgerüstet, frommen Herzens und von reinen Sitten, anspruchslos in seinem Auftreten, feinem Scherze geneigt, aber feind aller Rohheit und wildem Wesen, geistig angeregt und gereift im Verkehr mit bedeutenden Männern, allen liberalistischen Anschauungen abhold, weil fest gegründet in der Ueberzeugung, daß Gott die Urquelle alles Rechtes sei: — so kehrte Ludwig von Oertzen nach beendigter Universitätszeit mit gutem Gewissen und für die Zukunft Gott vertrauend in die Heimath zurück. Er ging im Jahre 1825 nach Rostock, wo sein älterer Bruder Jasper bereits als Justizrath angestellt war, machte sein juristisches Examen und trat als Auditor beim Domanial-Amt Neu-Buckow ein. Von dort ward er nach Doberan versetzt und im Jahre 1830 bei dem vom Drost von Lowtzow dirigirten Amte Hirschburg, dessen Verwaltungssitz später nach Ribnitz verlegt ward, als dritter Beamter angestellt.

Im Jahre 1831 starb als Assessor zu Stettin sein inniggeliebter, von Allen die ihn kannten hochgeschätzter Bruder Karl. Ludwig eilte sofort, nachdem er die Nachricht von dessen bedenklicher Erkrankung erfahren, nach Stettin. Der theure Bruder lag hoffnungslos am Typhus danieder. Nur noch wenige Tage konnte er ihn pflegen; dann ward ihm die traurige Pflicht, für die Bestattung des Entschlafenen zu sorgen. Noch aufbewahrte Briefe, die Ludwig aus Stettin schrieb, bezeugen den tiefen Schmerz, den er bei dem Verluste dieses Bruders empfand, aber auch den Trost, der ihm durch dessen glaubensvolles, seliges Abscheiden geworden.

Im Jahre 1836 verlobte sich Ludwig von Oertzen mit Adelheid von Burgsdorff, einer Schwester der Braut seines verstorbenen Bruders, Tochter des weiland Wilhelm von Burgsdorff auf Sandow in der Mark und auf Reitwein und Podelzig im Oderbruch, und dessen erster Gemahlin, geb. von Burgsdorff. Die Trauung fand in der Kirche zu Loppenow bei Greiffenberg statt und geschah durch den würdigen Pastor Dammert aus Trieglaff. Die zweite Mutter der Braut, geb. Senfft von Pilsach, hatte in Loppenow in der Nähe ihres Bruders, des spätern Ober-Präsidenten von Pommern, Freiherrn Senfft von Pilsach, ihren Wohnsitz genommen. Oertzen knüpfte in dem Kreise der Verwandten und Bekannten seiner Frau manche dauernde Freundschaftsbande. Hier sind zu nennen der General von der Marwitz auf Friedersdorf und der Graf Voß-Buch, beide bisher

Vormünder der Adelheid von Burgsdorff; ferner ein Bruder des Ober-Präsidenten Senfft von Pilsach und Graf Finkenstein, welche sich mit Schwestern von Adelheid von Burgsdorff verheiratheten. Bei der Burgsdorff'schen Erbtheilung erhielt die ältere, an Senfft von Pilsach verheirathete Schwester das Gut Sandow, die mittlere, Adelheid, erhielt Podelzig, die jüngste im Jahre 1843 an Graf Finkenstein verheirathete Schwester bekam Reitwein. Oertzen verwaltete für seine Frau Podelzig und bis 1843 für seine Schwägerin auch Reitwein, was ihn in steter Verbindung mit den durch seine Verheirathung ihm zugeführten Verwandten und Bekannten erhielt.

Seine Eltern wohnten seit 1818 in Parchim, wohin sein Vater bei dem in jenem Jahre dort errichteten Ober-Appellationsgerichte als dessen Präsident berufen war. Die Verlegung dieses höchsten Landesgerichts nach Rostock im Jahre 1840 brachte Eltern und Kindern die Freude, jetzt näher bei einander zu wohnen.

Inzwischen war in Oertzen der Plan gereift, ein ritterschaftliches Gut in Mecklenburg zu erwerben und seine dienstliche Stellung aufzugeben, um an der landständischen Thätigkeit theilnehmen zu können. Er verkaufte Podelzig und erwarb im Jahre 1841 das Gut Woltow bei Teßin von dem Oberhauptmann von Witzendorff für die Summe von 130,000 Thlr. N²/₃. Der Besitz dieses Gutes machte ihm viel Freude; mit nachhaltigem Eifer und großem Erfolge widmete er sich der Verbesserung und Verschönerung desselben. Zahlreiche Bauten, sorgfältige Kulturen auf Wiesen, Feld und Weiden, namentlich auch in der Forst entstanden unter seiner persönlichsten Leitung. Am Wege von Woltow nach Walkendorf maß er noch in seinem letzten Lebensjahre selbst die Plätze für Baumpflanzungen ab. Seinen Gutsleuten väterlich zugethan, sorgte er Hand in Hand mit seiner Gemahlin unermüdet für deren leibliches und geistliches Wohl und erntete dafür kindliches Vertrauen und dankbare Herzen.

Daneben wurden nun auch die jährlichen Landtage regelmäßig von ihm besucht. Dieselben boten in den vierziger Jahren freilich ein trauriges Bild. Sie waren erfüllt von erbitterten, widerlichen Streitigkeiten zwischen den adligen und bürgerlichen Mitgliedern der Ritterschaft, worunter die sachliche Erwägung der zu fassenden Beschlüsse sehr litt. Die an Zahl überlegenen bürgerlichen Gutsbesitzer erstrebten die Theilnahme an gewissen Vorrechten des eingebornen und recipirten Adels und andere Neuerungen,

deren Gewährung der Adel mit dem Bestande der Verfassung unvereinbar hielt. So drohten diese Parteikämpfe den ganzen Verfassungs-Organismus zu zerstören, ohne Aussicht, ihn durch etwas Anderes, geschweige Besseres zu ersetzen, und nach dem Landtage von 1847 mußte man sich gestehen: so kann es nicht länger fortgehn, Gott muß eingreifen, um Mecklenburg aus verzweifelter Lage zu retten. Da brach im Februar 1848 der Revolutions-Sturm in Frankreich los, verheerte im März Deutschland und regte auch in Mecklenburg die Gemüther heftig auf. Vor dieser Aufregung verschwanden die bisherigen Streitigkeiten innerhalb der Ritterschaft plötzlich und gänzlich von der Bildfläche des öffentlichen Lebens, — eine weit tiefgreifendere Frage kam auf, die nach einer Umkehrung der gesammten socialen Verhältnisse, und damit verbunden die nach einer ganz demokratischen Landesverfassung. Bisher war Oertzen nur einmal, im Jahre 1844, Mitglied einer Committe, der Justiz-Committe, auf dem Landtage gewesen; die übrigen Jahre, wie viele andre der tüchtigsten Mitglieder des Adels, in Folge des Parteistreites stets von der Theilnahme an den Committen ausgeschlossen worden. Auf dem im Frühling 1848 nach Schwerin berufenen außerordentlichen Landtage, welcher einen Wahlmodus berathen sollte für eine sog. constituirende, (d. h. eine ganz neue Verfassung mit den beiden Landesherren zu vereinbaren befugte) Landesvertretung, ward Oertzen, angesichts des Ernstes der Situation und in Anerkennung der Gediegenheit seines Wissens wie seines Charakters, in die Hauptcommitte gewählt.

Das auf diesem außerordentlichen Landtage mit den Regierungen vereinbarte Wahlgesetz war hoch liberal ausgefallen und demgemäß fielen auch die am 13. Juli abgehaltenen Wahlen aus. Die gewählte constituirende Versammlung trat am 31. October desselben Jahres in Schwerin zusammen und vereinbarte nach langen Verhandlungen mit dem Großherzog von Schwerin, nachdem der Großherzog von Strelitz sich von der Theilnahme bereits zurückgezogen hatte, ein vom 11. October 1849 datirtes, neues, sog. Staatsgrundgesetz für Mecklenburg-Schwerin, welches allen Anforderungen der hochgradig liberalen Zeitströmung entsprach, aber das bisherige mecklenburgische Landesrecht vollständig zu vernichten drohte.

Inzwischen regte sich in Mecklenburg das zu Anfang des Jahres 1848 tief erschütterte ständische Rechtsbewußtsein wieder mehr und mehr. Es bildeten sich kleinere Kreise, in denen erwogen wurde, wie der herrschenden demokratischen Strömung entgegen gearbeitet werden und was zur Erhaltung

des alten Landesrechts etwa geschehen könne. Bei der kürzlich eingeführten Preßfreiheit erschien die Benutzung derselben als das nächstliegende und wirksamste Mittel hierzu. Der frühere Justizrath Jasper von Oertzen, Bruder unsers Ludwig von Oertzen, durch den Ankauf des Gutes Leppin im Jahre 1836 Mitglied der Ritterschaft geworden und in der Abwehr der Angriffe der bürgerlichen Gutsbesitzer hervorragend thätig gewesen, betrieb diese Preßangelegenheit mit Umsicht und Energie. Während der im Frühling 1849 in Güstrow abgehaltenen, zahlreich besuchten Thierschau rief derselbe einige Bekannte zu einer vertraulichen Besprechung daselbst zusammen, eröffnete ihnen, daß er bereits den als gewandten conservativen Journalisten wohlbekannten Franz von Florencourt als Redacteur des zu gründenden Blattes engagirt habe und, nachdem er vorgelegt, daß bereits eine bedeutende Summe freiwilliger Beiträge für das Unternehmen gezeichnet sei, ersuchte er mehrere der Anwesenden, darunter auch seinen Bruder Ludwig, das Directorium für das Blatt zu übernehmen und diese Sache nun weiter in's Werk zu setzen. Alle waren schnell entschlossen. Florencourt erschien mit einem zweiten Redacteur, dem Advocaten Friedrich Maaßen, nachmaligen Professor des Rechts zu Gratz, dann zu Wien, in Rostock. Es wurde von dem Directorium ein Haus daselbst gekauft, in welchem die Druckerei hergerichtet ward und die Redacteure wohnten, eine neue Presse erworben, das erforderliche Drucker-Personal engagirt und der „Norddeutsche Correspondent" in's Leben gerufen. Alles dies kostete Geld, sehr viel Geld, zumal die Mitglieder des Directoriums von dem, was zum technischen Betriebe gehörte, eben so wenig verstanden, wie die Herren Redacteure, und Letztere überdies nichts weniger als sparsam waren. Aber die Wirkung der neuen Zeitung war eine außerordentliche. Der Liberalismus hatte gewähnt, Preßfreiheit könne nur seiner Sache zu Gute kommen: die deutliche Sprache des vom Preßzwange entfreieten mecklenburgischen Conservatismus imponirte. Von den verschiedensten Seiten des conservativen Lagers flossen der Redaction Beiträge zu, und gerade die Verschiedenheit und Originalität der Auffassung und des Ausdrucks solcher Beiträge, die im Wesentlichen doch immer dasselbe Ziel verfolgten, gaben dem Blatte eine eigenthümliche Frische und Kraft. Auch Oertzen lieferte wiederholt aus Woltow datirte Beiträge, die sich durch Klarheit des Gedankens und Ausdrucks auszeichneten. Dieselben fanden mitunter wieder Abdruck im Wiener „Vaterland" und waren zu Oertzens Erheiterung daselbst auch als „aus Woltow" datirt bezeichnet.

Das Rechts- und Pflichtbewußtsein war mit Hülfe des „Norddeutschen Correspondenten" in der Ritterschaft wieder erstarkt, und die Schritte, welche in Folge dessen von ihr gethan wurden, führten zu dem Freienwalder Schiedsspruche vom 11. September 1850, welcher die alte ständische Verfassung als noch zu Recht bestehend anerkannte. Im Juli desselben Jahres fanden zu Doberan Conferenzen von einer Anzahl von Mitgliedern der Ritterschaft statt, welche, in der Hoffnung, daß der Schiedsspruch günstig für die alte Verfassung ausfallen werde, sich darüber zu verständigen suchten, welche Modificationen doch etwa mit ihr vorzunehmen angezeigt erscheine. Oertzen nahm an diesen Verhandlungen den regsten Antheil. Von andern Theilnehmern mag hier noch der Herzog Georg von Strelitz genannt werden, der damals einige Zeit in Doberan weilte und sich daselbst mit der Großfürstin Catharina verlobte. Oertzen blieb seit jener Zeit mit dem Herzog in freundschaftlichem Verkehr und folgte öfter dessen Einladung zu mehrtägigen Besuchen in Remplin. Die Vorschläge, welche aus den Doberaner Verhandlungen hervorgingen, hatten viel Aehnlichkeit mit der Proposition zu einer Verfassungs-Modification, welche im Jahre 1872 von den Regierungen an die Stände gebracht wurde.

Nachdem durch den Freienwalder Schiedsspruch die Stände wieder in ihren Rechten anerkannt waren, fand im Frühling 1851 wieder der erste ordentliche Landtag und zwar in Malchin statt, wohin er im voraufgegangenen Herbst hätte berufen werden müssen, aber wegen mangelnder Vorbereitung noch nicht hatte berufen werden können. Auf diesem Landtag ward Oertzen zum ersten Mal zum Protocollführer erwählt. Durch seine gleich hervortretende Befähigung zu diesem Amte und seine sonstige erfolgreiche Bethätigung an den Landtagsgeschäften, durch seine Klarheit und Festigkeit im Verfassungsrecht, erwarb er sich bald so allgemeines Vertrauen, daß er fortan bis zum Jahre 1876, in welchem er wegen Uebernahme des Vorsitzes im Directorium die fernere Protocollführung, wie auch die Theilnahme an den Committen ablehnte, auf allen Landtagen, incl. dreier außerordentlichen, 29 Mal zu diesem Amte gewählt wurde. Regelmäßig war er während dieser Zeit auch Mitglied einer Committe, meistens Dirigent der Justizcommitte, und wenn Verhandlungen über Verfassungsänderungen gepflogen wurden, Mitglied der betreffenden Committe.

Zum Landrath des Herzogthums Güstrow wurde er im Jahre 1861 erwählt an Stelle des verstorbenen Landraths von Blücher auf Suckow; zum Landrath in den Engern Ausschuß im Jahre 1869 an Stelle des zum

Minister ernannten Landraths Grafen von Bassewitz auf Schwießel deputirt; vorsitzender Landrath im Engern Ausschuß an Stelle des in den Ruhestand getretenen Landraths von Stralendorff auf Gamehl ward er im Jahre 1876 und behielt diese Stellung bis an sein Ende. Seit dem im Jahre 1876 wegen Krankheit erfolgten Ausscheiden des im Januar 1877 verstorbenen Landraths von Rieben auf Galenbeck war er auch als ältester Landrath Vorsitzender des Landtags, sowie vom Jahre 1870 an Mitglied der Schuldentilgungs-Commission in Schwerin, — auch in diesen Stellungen bis an sein Ende verharrend. Diese mannigfachen, ehrenvollen und einflußreichen Stellungen, zu denen er berufen ward, geben das beste Zeugniß von der Anerkennung und dem Vertrauen, welche er durch Fähigkeit, Tüchtigkeit und Charakter sich allseitig erworben hatte. Von seinen Standesgenossen ward er meistens schlechthin als „der Woltower," „der alte gute Woltower" bezeichnet, „auf den man sich immer verlassen könne." Auf den Landtagen, welche über Verfassungs-Modificationen zu berathen hatten, vertrat er denn auch mit aller Entschiedenheit das ständische Princip: — darauf konnte man sich immer verlassen! —

Mit den großen politischen Veränderungen, welche seit dem preußisch-österreichischen Kriege von 1866 in Deutschland stattfanden, vermochte Oertzen sich durchaus nicht zu befreunden. Die von Preußen vorgenommenen Annectionen widersprachen völlig seinen Rechtsanschauungen. Die Bündniß-Verträge, welche die kleinern deutschen Staaten mit Preußen schließen mußten, sowie das später dann proclamirte neue Deutsche Reich erschienen ihm als Uebergangs-Stadien zu einem preußisch-deutschen Einheitsstaate, welcher gleichermaßen die an die Mannigfaltigkeit der Stammesart geknüpfte Blüthe deutschen Lebens zerstören, den Frieden der europäischen Großstaaten in Gefahr bringen und die Rechtssicherheit in und außerhalb Deutschlands erschüttern würde. Zwar ließ er sich auf den Wunsch seiner Freunde im Jahre 1867 zum Abgeordneten für das nach Berlin berufene Parlament des damaligen Norddeutschen Bundes wählen, und obwohl er dort diesen und jenen alten Bekannten traf, auch werthvolle neue Bekanntschaften machte, und überdies die Gestaltung des eigenthümlichen parlamentarischen Lebens, in welchem die heterogensten Elemente sich geltend machten, seiner Beobachtung interessanten Stoff darbot, so kam es ihm doch wie ein Abweichen von seinen politischen Grundsätzen vor, daß er überhaupt dies aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Mandat angenommen, und er wollte nie wieder eine Candidatur auf Grund solcher Wahl annehmen. Wenn

er später auf diese seine parlamentarische Theilnahme in Berlin zu sprechen kam, pflegte er, sich die Hände wischend, scherzweise zu sagen: „alle Wohlgerüche Arabiens vermögen nicht, mich hiervon zu reinigen."

Die Grundsätze und Anschauungen, welche ihn in politischen Dingen leiteten, standen im engsten Zusammenhange mit seinen religiösen Grundsätzen und Anschauungen. Es ist bereits mitgetheilt, daß er schon in seiner Jugend ein ernster Christ ward. Aus seiner anfänglich mehr subjectiven Frömmigkeit entwickelte sich mit den Jahren ein auf ganz positivem evangelisch-lutherischem Bekenntniß ruhendes Christenthum nach der Norm unserer Landeskirche. Diese seine innere Stellung zu der wichtigsten Lebensfrage, zur Frage nach dem ewigen Leben, verläugnete er weder in öffentlichen noch in Privat-Verhältnissen. Schon seine äußere Erscheinung in ihrer Einfachheit und Anspruchslosigkeit zeugte davon, daß er einen innern Schatz hege, der ihm unendlich höher stand, als aller Schein vor der Welt. Sein Urtheil in kirchlichen Dingen war ebenso klar und bestimmt wie in politischen, und übte darum auch auf Andere einen stärkenden Einfluß. Das hat namentlich auch die Gemeinde des Kirchspiels Basse, wohin Woltow eingepfarrt ist, bei mehreren Vorkommenheiten erfahren dürfen; insbesondere war die Abschaffung des widerrechtlich in dieser Gemeinde eingeführten Ludwigsluster Gesangbuchs, das den Stempel des Unglaubens seiner Entstehungszeit trug, und die Wiedereinführung des alten Mecklenburgischen Gesangbuchs wesentlich seiner energischen und ausdauernden Verwendung zu danken. Nach seinem Tode schrieb über ihn der Oberkirchenrath Kliefoth:

„ . . . er war im Jahre 1849 oft in Schwerin anwesend, und ich habe damals viel mit ihm verkehrt zu meiner Tröstung und Stärkung in jener schweren Zeit. Das ist mir stets in dankbarer Erinnerung geblieben. Er hat mir seit dem Anfang meiner Laufbahn und treu bis an sein Ende Wohlwollen und, ich darf wohl sagen, Liebe bewiesen, und sehr oft habe ich mich seines Raths und seiner Ermuthigung erfreuen dürfen. Ich werde ihm, so lange ich lebe, ein treues Gedächtniß bewahren. Ihm hat Gott gethan nach seines Herzens Wunsch: er hat Mecklenburg so verlassen, wie er es gefunden hatte. Wir aber wollen uns des Gottes Wortes erinnern, daß Gott die Gerechten wegnimmt vor der Trübsal."

Als die großen politischen Wandlungen nach dem Jahre 1866 mit ihrem Gefolge von kirchlich-unionistischen Tendenzen die lutherische Kirche

in Mitleidenschaft brachten, ward durch eine Anzahl hervorragender theologischer Männer aus den verschiedenen lutherischen deutschen Landeskirchen im Jahre 1868 zu einer allgemeinen lutherischen Conferenz zum 1. und 2. Juli nach Hannover eingeladen. Der Ausschuß der engeren Conferenz, welcher die Einladung ergehen ließ, hatte sich unterzeichnet: Harleß, Kliefoth, Colbe, Koopmann, Langbein, Münkel, Schlosser, Niemann, Friedrichs. Diese Conferenz war von tausenden von Theilnehmern besucht. Zu den Besuchern aus Mecklenburg gehörte auch Oertzen. Die Verhandlungen wurden in der Aegidien-Kirche gehalten unter dem Vorsitze von Harleß. Den bedeutendsten, das allgemeine Interesse erregenden Vortrag hielt Kliefoth über das Thema: Was fordert der Artikel VII. der Augsburger Confession hinsichtlich des Kirchenregiments von der lutherischen Kirche? — Oertzen kehrte sehr befriedigt von dieser Conferenz zurück. Die große Zahl treuer kirchlicher Bekenner hatte ihn erfreut.

Am 24., 25. und 26. September 1872 fand zu Leipzig eine engere lutherische Conferenz statt, zu welcher von dem Ausschusse derselben etwa 60 Personen geladen und einige 40 erschienen waren; unter ihnen auch Oertzen. Die Verhandlungen wurden unter dem Vorsitz des Schweriner Ober-Kirchenrath-Directors Kayser in einem Theile des Universitätsgebäudes, dem sog. Bornerianum, abgehalten. Es kamen mancherlei Thesen, von verschiedenen Professoren gestellt, zur Berathung. Die Thesensteller waren: von Hoffmann, Krabbe, von Zeschwitz, Dieckhoff, von Scheurl und Thomasius. Bei der Discussion betheiligte sich auch Oertzen.

Einer am 8. und 9. Juli 1873 in Altenburg abgehaltenen engern Conferenz wohnte derselbe gleichfalls bei. Die Zahl der Theilnehmer war geringer als im vorigen Jahre. Getagt ward wieder unter dem Vorsitz Kaysels in der Concordia, einem Gartenlocale. Gegenstand der Besprechung: Wie sich die lutherische und sonderlich die in der preußischen Monarchie befindlichen lutherischen Kirchen zu der in Preußen in Aussicht genommenen Kirchengesetzgebung praktisch zu verhalten haben werden? — Oertzen trat der von Kliefoth und Krabbe befürworteten strengeren Forderung bei, gegenüber der laxeren Auffassung des Professor Luthardt.

Im September 1877 nahm er in Begleitung seiner Gemahlin Theil an der in Wismar abgehaltenen, zahlreich besuchten, zweiten kirchlichen Landesconferenz.

In seinen letzten Lebensjahren litt Oertzen mitunter an Athemnoth und Schwindel und sprach es oft aus, daß er sich an sein baldiges Ende

gemahnt fühle. Sein älterer Bruder, Jasper von Oertzen auf Leppin, von 1858 bis 1869 Schwerinscher Ministerpräsident, war bereits am 20. Juli 1874 gestorben. Und dieser ihn sehr schmerzlich berührende Todesfall war ihm schon damals eine solche Mahnung gewesen. Seine äußeren Verhältnisse hatte er aufs Beste geordnet, innerlich war er bereit abgerufen zu werden, und so erwartete er mit Ruhe, was Gott verfügen werde. Seine Kinder, drei Söhne, Karl, Friedrich und Claus, waren erwachsen. Für den Aeltesten hatte er im Jahre 1872 das Gut Holz-Lübchin gekauft und als der dortige Hof im Jahre 1879 durch Feuer fast ganz eingeäschert worden, hatte er denselben nach eigenen Entwürfen wieder herstellen lassen; denn er verstand sich darauf, praktisch zu bauen. Die beiden älteren Söhne, Karl und Friedrich, hatten ihm auch schon liebe Schwiegertöchter zugeführt: ersterer im Jahre 1872 Katharina von Wentzel, Tochter des ehemaligen preußischen General-Lieutenants von Wentzel, — der zweite Sohn Friedrich, Lieutenant bei den Ludwigsluster Dragonern, im Jahre 1873 Margarethe von Plüskow, die jüngste Tochter des sehr werthen Freundes, Nachbarn und Gesinnungsgenossen Landraths von Plüskow auf Cowalz.

Oertzen hatte immer sehr häuslich gelebt, wenn schon er einigen nachbarlichen Verkehr unterhielt. Meist ließ er sich nur durch Geschäfte und mitunter durch das von seiner Stellung als Landrath geforderte Erscheinen an den Höfen zu Schwerin und Strelitz von Hause abrufen. Neben der Gutsverwaltung trieb er gern Lectüre und übte in herzlichem Einvernehmen mit seiner gleichgesinnten Gattin eine ausgedehnte Wohlthätigkeit, mit Vorliebe in einer Stille, die sich der Oeffentlichkeit entzog.

Im September 1879 wohnte er noch einer Engern Ausschuß-Sitzung in Rostock bei, jedoch schwach und von Schwindelanfällen und starken Herzbeklemmungen heimgesucht. Er kam immer gern nach Rostock: dort stand noch sein elterliches Haus, bewohnt von seinen theuren Schwestern; — er sollte nicht wieder dahin zurückkehren. Am 27. September Morgens hatte Oertzen bei seiner Hausandacht das Lied gewählt: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende." Mittags war nachbarlicher Besuch in Woltow eingetroffen. Oertzen ging mit demselben in den Garten. Von dort zurückkehrend ward ihm ein Telegramm gebracht; dasselbe lesend, ward ihm unwohl. Der Inhalt des Telegramms war nicht aufregend, wie die Seinigen anfänglich meinten. In's Bett gebracht fühlte er sich zwar schwach, doch ruhig, so daß er zur Nacht Niemand bei sich behalten wollte.

Dennoch blieben die Seinigen in der Nähe. Bald wiederholten sich die Beklemmungen. Der Kranke ließ sich im Bette aufrichten, die Seinigen eilten herbei: das Wort „Bittet Gott den Herrn“ ... ward noch aus seinem Munde vernommen, da sank er entseelt in die Arme seines ältesten Sohnes zurück.

Am 2. October fand die Beerdigung statt. Das Gefolge war ungewöhnlich groß. Der Landesherr hatte seiner Theilnahme bereits den schönen Ausdruck gegeben: „Ich traure mit meinem Lande um den theuren Heimgegangenen“; jetzt gab er ein neues Zeugniß, wie hoch er den Entschlafenen geachtet, indem er sich durch seinen Ersten Minister, den Grafen von Bassewitz, bei der Leichenfeier vertreten ließ. Aus ganz Mecklenburg waren Freunde und Verehrer des Entschlafenen herbeigeeilt. An dem mit Kränzen und Blumen reich geschmückten, übrigens einfachen Sarge fand im Trauerhause eine kurze Feier statt. Von dem Liede „Laßt mich gehen“ wurden nach Anordnung des Entschlafenen einige Verse gesungen und von dem vom Verstorbenen hochgeschätzten Pastor Reuter aus Tessin eine Ansprache gehalten. Dann ward der Sarg auf einen einfachen, nur für diesen Zweck schwarz gestrichenen, mit Blumen-Guirlanden geschmückten Leiterwagen gehoben. Der Entschlafene hatte auch dies selbst so angeordnet und einen städtischen Leichenwagen verbeten. Der Zug ging nach Basse, wo in der Kirche die Hauptfeier mit einer Rede des Pastor Stark stattfand. Dann hinaus auf den Kirchhof, wo der Sarg mit den irdischen Resten des Heimgegangenen in die Erde gebettet ward: Staub zum Staube, Asche zur Asche, in der gewissen Hoffnung der Auferstehung zum ewigen Leben! —

Tief ergriffen zogen die Anwesenden still ihre Straße fort. Es war einer der Besten Mecklenburgs begraben. Sein Andenken bleibe in Ehren! —

gemahnt fühle. Sein älterer [illegible]er von Oertzen auf Leppin, von 1858 bis 1869 Schwerinscher [illegible]dent, war bereits am 20. Juli 1874 gestorben. Und dieser i[illegible]zlich berührende Todesfall war ihm schon damals eine solche[illegible]wesen. Seine äußeren Verhältnisse hatte er aufs Beste geo[illegible]ch war er bereit abgerufen zu werden, und so erwartete er [illegible]s Gott verfügen werde. Seine Kinder, drei Söhne, Karl, [illegible]Claus, waren erwachsen. Für den Aeltesten hatte er im Ja[illegible] Gut Holz-Lübchin gekauft und als der dortige Hof im Jah[illegible] Feuer fast ganz eingeäschert worden, hatte er denselben [illegible] Entwürfen wieder herstellen lassen; denn er verstand sich d[illegible] zu bauen. Die beiden älteren Söhne, Karl und Friedrich, [illegible]ch schon liebe Schwiegertöchter zugeführt: ersterer im Jahre[illegible]ina von Wentzel, Tochter des ehemaligen preußischen Gene[illegible]s von Wentzel, — der zweite Sohn Friedrich, Lieutenant [illegible]gsluster Dragonern, im Jahre 1873 Margarethe von Plüs[illegible]ste Tochter des sehr werthen Freundes, Nachbarn und Ge[illegible]n Landraths von Plüskow auf Cowalz.

Oertzen hatte immer s[illegible]elebt, wenn schon er einigen nachbarlichen Verkehr unterh[illegible]ß er sich nur durch Geschäfte und mitunter durch das von[illegible]g als Landrath geforderte Erscheinen an den Höfen zu Sch[illegible]litz von Hause abrufen. Neben der Gutsverwaltung trieb e[illegible] und übte in herzlichem Einvernehmen mit seiner gleichg[illegible] eine ausgedehnte Wohlthätigkeit, mit Vorliebe in einer S[illegible]er Oeffentlichkeit entzog.

Im September 1879 w[illegible]einer Engern Ausschuß-Sitzung in Rostock bei, jedoch schw[illegible] Schwindelanfällen und starken Herzbeklemmungen heimgesuc[illegible]mmer gern nach Rostock: dort stand noch sein elterliches Ha[illegible]on seinen theuren Schwestern; — er sollte nicht wieder dahi[illegible] Am 27. September Morgens hatte Oertzen bei seiner Hau[illegible]ied gewählt: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende.“ M[illegible]chbarlicher Besuch in Woltow eingetroffen. Oertzen ging m[illegible] den Garten. Von dort zurückkehrend ward ihm ein Tele[illegible]ht; dasselbe lesend, ward ihm unwohl. Der Inhalt des [illegible]war nicht aufregend, wie die Seinigen anfänglich meinten[illegible] gebracht fühlte er sich zwar schwach, doch ruhig, so daß e[illegible]emand bei sich behalten wollte.

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 306
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
45 50 56 63
mm Inch
DS 16000
UB Rostock
the scale towards document